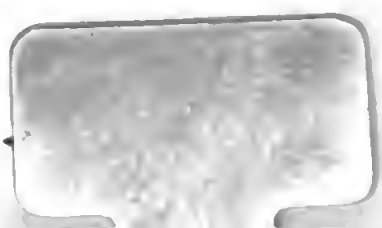
Indische Reisebriefe

Ernst Heinrich Philipp August Haeckel

600054945X

C

18882 e. 11



Digitized by Google

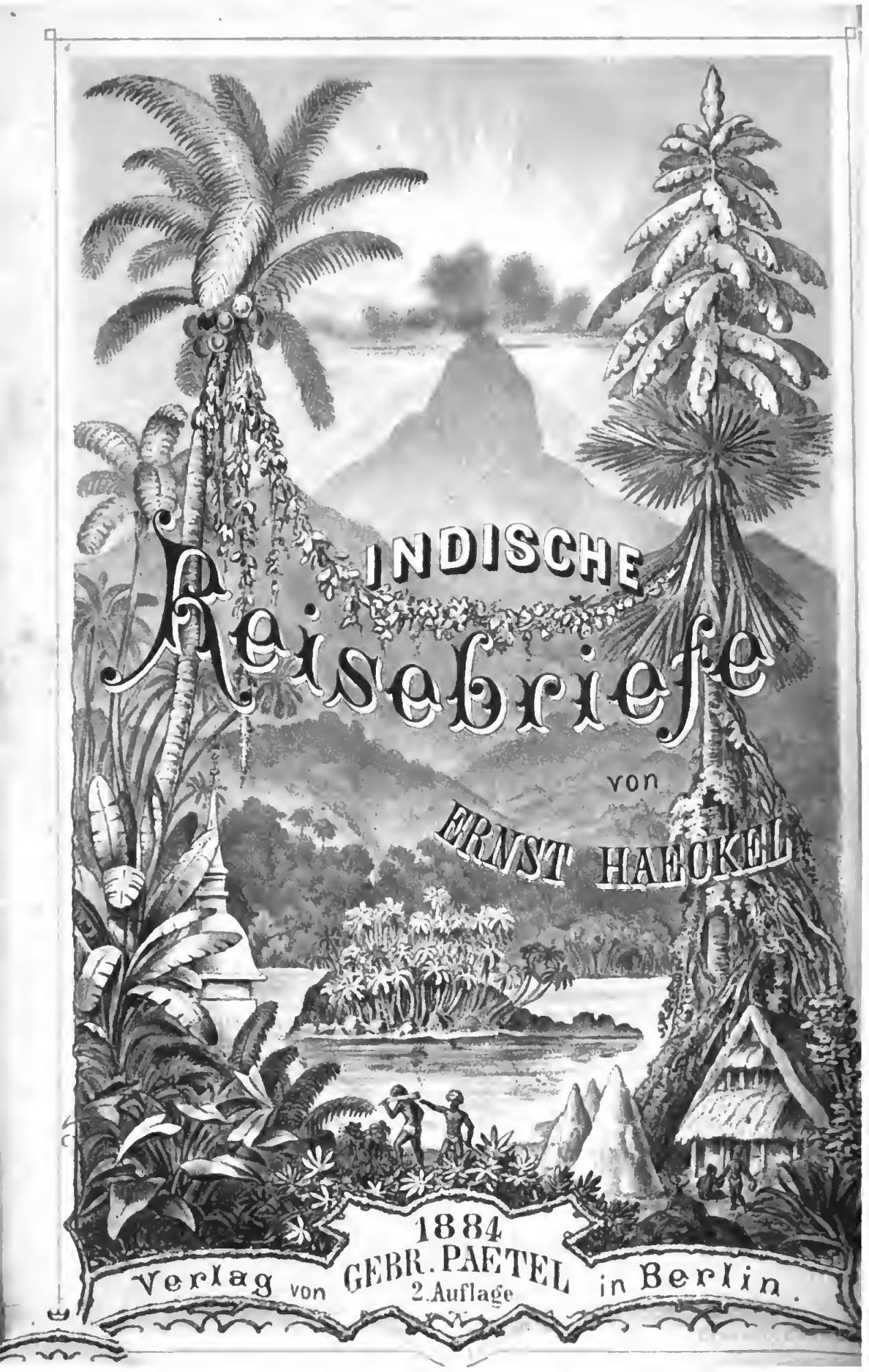
PRESENTED BY

Mrs. R. HANITSCH

through the Hope Professor.

Jan. 1941.

R. Hanitsch,
Jena, Sept. 1885.


INDISCHE
Reisebriefe
von
ERNST HAECKEL
1884
Verlag von GEBR. PAETEL in Berlin.
2. Auflage

Indiſche Reiſebriefe.

Von

Ernſt Haeckel.

Zweite, vermehrte Auflage.

Mit einem Titelbilde und einer Karte der Inſel Ceylon.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1884.

LIBRARY
13
JAN
1941
RADCLIFFE

Alle Rechte vorbehalten.

Seiner

theuren Mutter

Charlotte Haeckel

geborenen Sethe

zu ihrem 84. Geburtstage

in

dankbarer Liebe

zugeeignet

vom

Verfasser.

Liebſte Mutter!

Du kennſt am beſten die Bedeutung, welche die herrliche, auf den nachſtehenden Blättern geſchilderte Reiſe für mich beſitzt. Denn Du allein weißt, wie die Freude an den Wunderwerken der Natur mich von früher Jugend an beſeelt hat, und wie das Verlangen, deren höchſte Entfaltung in den Urwäldern der Tropen-Zone zu ſchauen, ſeit mehr als dreißig Jahren der Lieblingswunſch meines Lebens wurde.

Du allein kennſt auch vollſtändig die vielen Hinderniſſe, die ſich der Erfüllung deſſelben immer von Neuem in den Weg ſtellten, und Niemand kann daher ſo, wie Du, meine dankbare Freude darüber mit empfinden, daß endlich jener Lieblingswunſch doch noch, trotz allen Schwierigkeiten, in ſchönſter Form ſich erfüllte.

Wenn ich daher Dir vor Allen dieſe „Indiſchen Reiſebriefe“ widme, ſo möchte ich damit zugleich einen kleinen Theil des Dankes abſtatten, den ich Dir während meines ganzen Lebens ſchuldig bleiben werde. Denn Du warſt es, die von früheſter Kindheit an den Sinn für die unendlichen Schönheiten der Natur in mir pflegte und ausbildete; Du haſt den heranwachſenden Knaben frühzeitig den Werth der Zeit und

das Glück der Arbeit kennen gelehrt; Du haſt mit all' der unaufhörlichen Sorge und Mühe, die nur in dem einen Worte „Mutterliebe" ihren Ausdruck findet, meine vielfach wechſelnden Schickſale beſtändig begleitet.

Nimm daher in Deiner anſpruchsloſen Einfachheit dieſe flüchtigen Reiſe-Erinnerungen als beſcheidenes Angebinde zu Deinem 84ſten Geburtstage eben ſo gern an, als ich ſie Dir aus treuem Herzen biete, mit dem Wunſche, daß Dir die bis heute bewahrte rüſtige Geſundheit des Körpers und des Geiſtes noch lange erhalten bleiben möge!

In unveränderlicher Liebe

Dein dankbarer Sohn
Ernſt Haeckel.

Jena, am 22. November 1882.

RADCLIFFE.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Unterwegs nach Indien 1

Reise eines Naturforschers nach Indien. — Anziehungskraft der Tropen. — Naturstudien der niederen Seethiere. — Reise-Gelegenheiten. — Wissenschaftliche und künstlerische Zurüstungen. — Tiefsee-Untersuchungen. — Abreise von Jena. — Ueber Graz nach Triest. — Die Dampfer des Oesterreichischen Lloyd. — Der „Helios". — Reisegesellschaft an Bord. — Verpflegung. — Im Mittelmeer. — Fahrt von Triest über Brindisi nach Port-Said. — Unfall im Suez-Canal. — Heiße Fahrt durch das rothe Meer. — Aden. — Im Indischen Ocean. — Medusen.

II. Eine Woche in Bombay 43

Ankunft in Bombay. — Hafen. — Stadt und Insel. — Malabar Hill. — Das Fort. — Die schwarze Stadt. — Bevölkerung. — Hindu. — Parsi. — Todtenbestattung. — Thürme des Schweigens. — Aussicht von Cumbala Hill. — Palmenwald von Mahim. — Seethiere am Strande. — Das Brahminendorf Walkeschwar. — Fakire. — Brahminische Grotten-Tempel auf der Insel Elephanta. — Wunder der Tropen-Vegetation. — Ausflug in das Hochland von Dekkan. — Küstenland von Konkan. — Palmyra-Palme. — Bhor-Ghats. — Buddhistische Höhlentempel von Carlie. — Affen.

III. Colombo 75

Ankunft in Ceylon. — Adams-Pik. — Ausleger-Boote der Singhalesen. — Freund Stipperger. — Hafen. — Fort. — Esplanade. — Colpettl. — Zimmtgärten. — Pettah. — Vegetation in den Gärten der indischen Hütten. — Bevölkerung

Seite

von Ceylon. — Singhaleſen. — Veddahs. — Tamilen. — Indo-Araber. — Miſchlinge. — Europäer. — Statiſtik.

IV. Whiſt-Bungalow 96

Vorſtadt Mutwal am Kelany-Fluſſe. — Geſchichte der Villa. Indiſche Geſpenſter. — Maleriſche Lage am Fluß-Delta. — Mangroven-Wälder. — Prächtiger Garten von Whiſt-Bungalow. Pflanzenwelt und Thierwelt. — Villa der Tempelbäume. — Colombo-Muſeum. — Wirkungen der feuchten Hitze. — Schutz gegen das Tropen-Klima. — Indiſche Mahlzeiten.

V. Kaduwella 117

Fahrwege und Fuhrwerke in Ceylon. — Vorſtädte von Colombo. — Paradieſiſche Dorfgärten. — Lage von Kaduwella am Kelany-Fluſſe. — Raſthäuſer. — Dſchungel-Vegetation. — Urwald-Dickicht — Rieſen-Eidechſen. — Buddha-Tempel in einer Felſen-Grotte. — Cocos-Nüſſe.

VI. Peradenia 130

Botaniſcher Garten. — Eiſenbahn von Colombo nach Kandy. Kadugannawa. — Blühende Talipot-Palmen. — Doctor Trimen — Gummibäume. — Botaniſches Paradies. — Doctor Marſhall Ward. — Botaniſche und zoologiſche Stationen. — Rieſen-Bambus. — Palmen. — Landblutegel. — Andere Plagegeiſter. — Farn-Garten. — Flederfüchſe. — Brillenſchlange.

VII. Kandy 147

Die Königsſtadt des centralen Hochlandes. — Der neue Palaſt des Gouverneurs und ſein Garten. — Der alte Palaſt der Kandy-Könige. — Der Tempel mit dem Buddha-Zahn. — Doctor Thwaites in Fairyland. — Seine Flora von Ceylon. — Der Botaniker Nietner aus Potsdam.

VIII. Die Galla-Colombo-Straße 153

Zoologiſche Arbeits-Pläne. — Unterſuchungen über Seethiere. — Die Hafenbecken von Trinkomalie, Punto-Galla und Belligemma. — Ochſen-Karren. — Königliche Poſtkutſchen. — Thierquälerei der Singhaleſen. — Fahrt von Colombo nach Punto-Galla. — Cocos-Wald. — Pandanus. — Flußmündungen. — Caltura. — Bentotte. — Lebens-Philoſophie der Singhaleſen. — Hoher Werth der weißen Hautfarbe.

Seite

IX. Punto-Galla 177

Point de Galle. — Das Tharsis des Ostens. — Lage und Bedeutung. — Das Haus der Königin. — Freund Scott. — Die schwarze Stadt. — Villa marina des Capitän Bayley. — Dhum-Palmen. — Bella Vista. — Onawatty. — Wackwelle. — Reichthum der Korallenbänke. — Herrschaft der grünen Farbe in Ceylon. — Taucher. — Thierleben auf den Korallenbänken. — Gefahren derselben.

X. Belligemma 195

Weligama. — Tages-Anbruch in den Tropen. — Fahrt von Punto-Galla nach Belligemma. — Feierlicher Empfang durch die Singhalesen. — Die Häupilinge. — Das Rasthaus. — Socrates. — Ganymedes. — Die Rodiah-Kaste. — Der Koch Babua. — Der Dolmetscher William.

XI. Ein zoologisches Laboratorium in Ceylon 211

Einrichtung des Rasthauses zum Laboratorium. — Mancherlei Hindernisse. — Mängel der Ausleger-Canoes. — Der Aretschi Abayawira. — Pelagische Fischerei im Hafen von Belligemma. — Schwierigkeiten. — Einfluß der Hitze. — Neugier der Eingeborenen. — Naturalienhandel. — Fischerknaben. — Zerstörende Insecten und andere Feinde der Naturalien-Sammlungen.

XII. Sechs Wochen unter den Singhalesen 229

Tages-Eintheilung im Rasthause von Belligemma. — Curry und Reis. — Paradies-Früchte. — Fische. — Affenbraten. — Indische Getränke. — Nächtliche Ruhestörungen. — Tauschhandel mit Bilderbogen — Polyandrie. — Vererbungs-Theorie des Socrates. — Moral der Singhalesen. — Buddhistisches Zauberfest. — Weihnachtsfeier der Wesleyanischen Mission. — Verbrennung eines Buddhapriesters. — Seltsamer Besuch.

XIII. Basamuna und Mirissa 249

Hafenbecken von Belligemma. — Westcap. — Rothe Klippen von Basamuna. — Wildes Pandanus-Dickicht. — Zauberhafte Abendstunden. — Ostcap. — Das Fischerdorf Mirissa. — Gastfreundschaft des Häupilings. — Schöne Singhalesenkinder. — Die rothen Lampen. — Prachtvoller Sonnen-Untergang.

Seite

XIV. Kogalla und Boralu 260

Der Felsen-See. — Cocos-Inseln. — Buddha-Tempel. — Der Kiesel-See. — Naturwunder von Dena-Pitya. — Colossaler Banyanen-Baum. — Riesenschlange. — Kannenpflanzen. — Schlingpflanzen des Urwaldes. — Der Waldgarten des Aretschi. — Spiele der Singhalesen-Kinder.

XV. Matura und Dondera 271

Das Stern-Fort in Matura. — Das Donner-Cap. — Ruinen des Riesen-Tempels von Dondera-Head. — Südspitze von Ceylon. — Segelfahrt gen Süden. — Reicher pelagischer Fischzug. — Mündung des blauen Sandflusses. — Abschied von Belligemma.

XVI. Die Kaffee-Districte des Hochlandes 279

Ausdehnung und Höhe des Gebirgslandes. — Ausrottung der Urwälder. — Ausbreitung der Kaffee-Cultur. — Elephanten-Korral. — Adams-Pik. — Wanderung durch die Kaffee-Pflanzungen. — Tamil-Kulis. — Dravida-Rasse. — Wallaha. — Gastfreundschaft der englischen Kaffee-Pflanzer.

XVII. Der Adams-Pik 295

Alter Sagenkranz. — Der Sripada oder Fußtapfen des Buddha. — Erste Besteigung des Pik durch Ibn Batuta. — Neuere Besteigung durch Davy und Sawers. — Vegetations-Gürtel: Palmen, Rubien, Myrten, Baumfarne, Lianen. — Pilgerschaaren, Ambalams. — Himmelsleitern an den Felsenwänden. — Buddha-Tempel auf dem Gipfel des Pik. — Blumenopfer am Sripada. — Panorama der Insel. — Rückweg.

XVIII. Nurellia 327

Klima des Gebirgs-Plateau. — Kühle Nächte. — Die Gesundheits-Station von Nurellia. — Vergleich mit europäischen Bade-Orten. — Flora des Hochlandes. — Ausflüge von Nurellia. — Pedura-Talla-Galla. — Die höchste Bergspitze von Ceylon. — Uda Pussilawa. — Rambodde. — Hackgalla.

XIX. Am Ende der Welt 340

Expedition nach Horton-Plains. — Kuli-Troß. — Patnas. — Zusammensetzung der Urwälder. — Nillu-Wälder. — Rasthaus von Horton-Plains. — Prairie-Brände. — Waldeinsam-

Seite

keit. — Thierleben im Urwald. — Totapella-Pik. — Felsenschlucht am Ende der Welt. — Zusammentreffen mit wilden Elephanten. — Die Kaffee-Pflanzungen von Nonpareil. — Farnbäume.

XX. Der schwarze Fluß 353

Das Rasthaus von Villahul-Oya und seine Umgebung. — Opferfackel-Bach. — Bergbäche. — Wunderwerke der Tropen-Flora. — Riesen-Lianen. — Brücken über Wasserfälle. — Blutegel. — Fahrt im Ochsenkarren von Villahul-Oya nach Ratnapura. — Gewitter in der Gebirgsschlucht von Madula. — Die Stadt der Edelsteine. — Bootsfahrt auf dem Kalu-Ganga — Pracht der Urwälder. — Thierleben. — Stromschnellen. — Ankunft in Caltura.

XXI. Heimwärts über Aegypten 368

Die letzte Woche in Colombo. — Abschied von Ceylon. — Der österreichische Lloyd-Dampfer Aglaja. — Herrliche Rückfahrt durch den indischen Ocean. — Sokotora. — Ankunft in Suez. — Moses-Quelle. — Zehn Tage in Cairo. — Der große versteinerte Wald. — Vergleichung von Aegypten und Ceylon. Dattelpalme und Cocospalme. — Englische Politik in Aegypten. — Die britische Weltherrschaft. — Rückreise von Alexandrien nach Triest. — Ankunft in Jena.

I.

Unterwegs nach Indien.

RADCLIFFE.

I.

Also wirklich nach Indien? So frugen mich die Freunde in Jena und so frug ich mich selbst ich weiß nicht wie oft —, nachdem ich zu Ende des letzten Winters, unter dem vollen Eindrucke unseres melancholischen norddeutschen Februar, den Entschluß gefaßt hatte, den nächsten Winter im tropischen Sonnenglanze der Wunderinsel Ceylon zuzubringen. Freilich ist eine Reise nach Indien heutzutage kein Kunststück mehr; ist doch in unserer reiselustigen und reiserührigen Zeit kein Theil der Erde mehr von Touristen verschont: die entferntesten Meere durcheilen wir auf den bequemen Luxusdampfern der Gegenwart in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit weniger Umständen und weniger Gefahren, als vor hundert Jahren die gefürchtete, heute alltägliche „Reise nach Italien" begleiteten. Selbst „die Reise um die Welt in achtzig Tagen" ist schon ein gewohnter Gedanke geworden und viele angehende Weltbürger, die das nöthige Geld dazu besitzen, glauben sich durch eine solche „Weltreise" in weniger als Jahresfrist eine umfassendere und vielseitigere Bildung zu erwerben, als durch den zehnjährigen Besuch der besten Schule. Eine „Reise nach Indien" kann demnach — zumal die beste Literatur über dieses wunderbare Land in Fülle vorhanden ist — an sich keinen besonderen Anspruch auf Theilnahme mehr erheben und es bedarf wohl einer eigenen Rechtfertigung, wenn ich in diesen „Indischen Reise-

briefen" die Leser einlade, mich auf meiner halbjährigen Fahrt nach und durch Ceylon freundlich zu begleiten. Dabei wirst Du, geneigter Leser, und noch mehr, verehrte Leserin, mir wohl freundlichst gestatten müssen, in meine persönlichen Interessen als Naturforscher und Naturfreund Dich hineinzuziehen; denn diese sind es ja, welche die jetzt begonnene Reise eigentlich allein in's Leben gerufen haben.

Der Wunsch, die Wunder der Tropen-Natur von Angesicht zu sehen, ist für jeden Naturforscher, der sich die Erkenntniß der organischen Lebens-Formen unseres Erdballes zur Lebens-Aufgabe gesetzt hat, eigentlich selbstverständlich; er ist einer der sehnlichsten Wünsche. Denn innerhalb der Wendekreise allein entwickelt unter dem gesteigerten Einflusse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme sowohl die Thierwelt als die Pflanzenwelt unserer Erde jenen höchsten und erstaunlichsten Formen-Reichthum, von welchem die Fauna und Flora unserer gemäßigten Zone nur als ein schwacher und farbloser Abglanz erscheinen. Schon als Knabe hatte ich bei meiner Lieblings-Lectüre, den alten „Reisebeschreibungen", an Nichts so große Freude, als an den Urwäldern Indiens und Brasiliens; als dann später Humboldt's „Ansichten der Natur", Schleiden's „Pflanze und ihr Leben", Kittlitz' „Vegetations-Ansichten" und Darwin's „Reise um die Erde" vor allen anderen Schriften anregend und bestimmend auf meinen Lebensplan einwirkten, da wurde „die Reise in die Tropen" mein höchster Lebenswunsch. Am ersten durfte ich hoffen, dieselbe als Arzt ausführen zu können und um ihretwillen hauptsächlich beschloß ich vor dreißig Jahren als angehender Student, dem Lieblings-Studium der Botanik und Zoologie noch dasjenige der Medicin hinzuzufügen. Aber eine lange Zeit noch sollte verstreichen, ehe der damals gehegte Reisetraum zur lebensvollen Wirklichkeit sich gestaltete!

Die verschiedenartigsten Versuche, die ich vor 25 Jahren, nach Vollendung meiner medicinischen Studien, unternahm,

um als Arzt die beständig mir vorschwebende Tropenreise auszuführen, schlugen sämmtlich fehl. Ich war schließlich glücklich, als ich 1859 eine längere Reise nach Italien antreten und über ein Jahr lang an den herrlichen Ufern des reichen, mir jetzt so lieb gewordenen Mittelmeeres mich in das Studium seiner mannigfaltigen Seethier-Bevölkerung vertiefen konnte. Nach der Rückkehr drängte eine bestimmte Berufs-Pflicht und der jähe Wechsel persönlicher Schicksale die weiteren Reisepläne in den Hintergrund. Ich trat Ostern 1861 das Lehramt an der Universität Jena an, welches ich nunmehr seit 20 Jahren bekleide. Die Ferienzeit benutzte ich jedoch meistens nach dem Vorbilde meines großen Meisters und Freundes Johannes Müller zu zoologischen Studien-Reisen an die Meeresküste. Die besondere Vorliebe für das höchst interessante Studium der niederen Seethiere, vor Allen der Pflanzenthiere und Urthiere, in welches Johannes Müller persönlich mich 1854 in Helgoland eingeführt hatte, führte mich im Laufe des folgenden Vierteljahrhunderts nach und nach an die verschiedensten Küsten von Europa. In der Vorrede zu dem 1879 erschienenen „System der Medusen" habe ich eine Uebersicht der zahlreichen Küsten-Orte, an denen ich während dieses Zeitraums fischte und beobachtete, mikroskopirte und zeichnete, zusammengestellt. Immer blieben es vorzugsweise die mannigfaltigen Küsten des unvergleichlichen, in so vielen Beziehungen einzig dastehenden Mittelmeeres, welche vor allen anderen die größte Anziehungskraft ausübten. Indessen konnte ich auch zweimal die Grenzen dieses Lieblings-Gebietes überschreiten. Den Winter 1866/67 brachte ich auf den canarischen Inseln zu, größtentheils auf der vulcanischen, fast vegetationslosen Insel Lanzerote. Im Frühjahr 1873 machte ich von Suez aus auf einem ägyptischen Kriegsschiff einen wundervollen Ausflug nach Tur, zu den Korallenbänken des Rothen Meeres, über welche ich in meinen „Arabischen Korallen" (1875) berichtet habe. Beide Male kam ich den Wendekreisen

ganz nahe und blieb nur durch wenige Breitengrade von dem Tropen-Gürtel getrennt — allerdings beide Male von einem Bezirk desselben, der gerade seinen größten Reiz, den tropischen Vegetations-Reichthum am Dürftigsten entwickelt zeigt.

Je mehr aber der Naturforscher von unserer schönen Erden-Natur sieht und genießt, desto begieriger wird er nach weiterer Ausdehnung des Gesichtskreises. Nach einem herrlichen Herbst-Aufenthalte, den ich im Jahre 1880 auf dem Schlosse Portofino bei Genua, Dank der gütigen Gastfreundschaft des dortigen englischen Consuls, Mr. Montague-Brown, genossen hatte, kehrte ich gesättigt mit einer Fülle interessanter zoologischer und botanischer Erfahrungen nach dem stillen kleinen Jena zurück. Aber schon wenige Wochen später führte mir der Zufall das hübsche Werk über Ceylon von dem Wiener Maler Ransonnet wieder in die Hand, und gerade die schönen Erinnerungen an Portofino ließen mir nun die großartigen, früher schon oft mit besonderer Sehnsucht betrachteten Naturwunder der indischen Zimmet-Insel doppelt reizend und begehrenswert erscheinen. Ich schlug im Cursbuch die verschiedenen Routen nach Indien nach und ersah zu meiner Freude, daß der „Kampf um's Dasein" zwischen den verschiedenen indischen Dampfer-Linien die hohen Fahrpreise seit einigen Jahren sehr bedeutend herabgedrückt und voraussichtlich in gleichem Maße auch die mancherlei Unannehmlichkeiten der Reise vermindert hatte. Ganz besonders einladend aber erschien mir die Notiz, daß jetzt auch der österreichische Lloyd in Triest eine doppelte Dampfer-Linie nach Indien unterhält und daß beide Ceylon berühren. Von vielen Mittelmeer-Reisen her standen gerade die österreichischen Lloyd-Schiffe bei mir in bestem Andenken und durch ihre Benutzung durfte ich hoffen, meinen Zweck am sichersten, bequemsten und leichtesten zu erreichen.

Die Seereise von Triest über Aegypten und Aden nach Ceylon nimmt ungefähr 4 Wochen in Anspruch; davon kom-

men etwa 6 Tage auf die Strecke von Triest bis Port-Said, 2 Tage auf den Suez-Canal, 6 Tage auf das Rothe Meer und 11 Tage auf den indischen Ocean von Aden bis Ceylon. 3—4 Tage Aufenthalt fällt auf die berührten Stationen. Wenn ich also einen halbjährlichen Urlaub erhielt, konnte ich 2 Monate auf die Hin- und Rückreise rechnen, 4 Monate auf den Aufenthalt in Ceylon selbst. Bei dem gesunden Klima und den geordneten Verhältnissen dieser schönen Insel bot die Reise keinerlei besondere Gefahren. Sodann bedachte ich weiter, daß ich im 48. Lebensjahre stehe und daß es somit an der Zeit sei, die Reise bald auszuführen, wenn sie überhaupt noch zur Ausführung kommen sollte. Umstände verschiedener Art, die nicht hierher gehören, begünstigten einen raschen Entschluß und so entwarf ich mir denn zu Ostern 1881 den bestimmten Plan der Reise und begann alsbald zur Ausführung desselben zu schreiten. Der erforderliche Urlaub und eine ansehnliche Summe zur Anlegung einer Sammlung von indischen Naturalien wurde mir von der Großherzoglichen Staatsregierung in Weimar gern bewilligt. Um mich genügend für die möglichste Ausbeutung der kurzen Reisezeit vorzubereiten, las ich die wichtigsten Werke, die über Ceylon und seine Natur-Producte bisher erschienen sind, vor Allem die treffliche und auch heute noch grundlegende Darstellung in Carl Ritter's classischer „Erdkunde" (Ostasien, Fünfter Band), sodann das Hauptwerk des Engländers Sir Emerson Tennent: Ceylon, An account of the Island, physical, historical and topographical. London, 1860. Außerdem verglich ich eine Anzahl älterer und neuerer Reisebeschreibungen, welche Angaben über die Insel enthalten.

Weiterhin wurde der Apparat von Instrumenten und Utensilien zum Beobachten und Sammeln von Thieren, welcher mich stets auf meinen Reisen an die Meeresküste begleitet, auf's Neue hergerichtet, ergänzt und ansehnlich erweitert. Auch benutzte ich den Sommer zum Erlernen und Einüben

einiger neuer, mir bisher unbekannter Künste, welche gerade für diese Reise besonders nützlich und wünschenswerth erschienen, als da sind: Oelmalerei, Photographie, der Gebrauch des Jagdgewehres, des Löthkolbens u. s. w. Da der klimatischen Verhältnisse wegen der Antritt der Reise vor Mitte October nicht räthlich erschien, verbrachte ich die Herbstferien noch in Jena, mit Zurüstungen aller Art und mit der Verpackung des umfangreichen Apparates beschäftigt. Obgleich meine speciellen Reisezwecke sich auf den engeren Kreis meiner Lieblings-Studien, besonders der Urthiere und Pflanzenthiere, beschränken sollten, so gab es immerhin genug andere naturwissenschaftliche Aufgaben, von denen ich einige vielleicht nebenbei fördern konnte und auf deren Behandlung ich mehr oder minder vorbereitet sein mußte.

Der Naturforscher, welcher heutzutage die Meeresküste aufsucht, um dort Untersuchungen über deren Thier- und Pflanzen-Leben anzustellen, kann nicht mehr mit einem Mikroskope, einem Präparir-Besteck und einigen anderen einfachen Instrumenten sich begnügen, wie das noch vor 20, ja noch vor 10 Jahren möglich war. Die Methoden der biologischen und insbesondere der mikroskopischen Untersuchung haben sich in den letzten beiden Decennien außerordentlich entwickelt und vervollkommnet; ein verwickelter und umfangreicher Apparat von Werkzeugen der verschiedensten Art ist erforderlich, um nur einigermaßen den heute gestellten Aufgaben zu genügen.

Nicht weniger als 16 Kisten und Koffer waren es, welche ich in Triest für meine Reise einschiffte. Davon waren 2 Kisten bloß mit den nöthigsten wissenschaftlichen Büchern gefüllt, 2 andere enthielten die Mikroskope, die physikalischen und anatomischen Instrumente. In 2 Kisten waren die Apparate zum Sammeln und die Mittel zum Conserviren des Gesammelten verpackt, verlöthete Blechbüchsen mit verschiedenen Alkoholen und anderen Conservations-Flüssigkeiten, Carbolsäure, Arsenik ꝛc. Diesen schlossen sich 2 andere Kisten an,

welche bloß Gläſer (einige tauſend Stück) enthielten, ſowie 2 Kiſten mit Netzen und Fang-Apparaten aller Art, Schleppnetzen und Scharrnetzen zum Abkratzen des Seebodens, Mullnetzen und Schöpfnetzen zum Fang an der Meeres-Oberfläche. Eine beſondere Kiſte enthielt den photographiſchen Apparat, eine zweite die Utenſilien zum Oelmalen und Aquarelliren, Zeichnen und Schreiben; eine dritte war gefüllt mit 40 in einander geſchachtelten Blechkiſten, ſo eingerichtet, daß ich die flachen Blechdeckel der würfelförmigen Kiſten, nachdem dieſe mit Thieren gefüllt waren, mit leichter Mühe ſelbſt auflöthen konnte; eine vierte Kiſte enthielt ausſchließlich die Munition für meine doppelläufige Jagdflinte: tauſend Stück Patronen verſchiedenen Kalibers. Die meiſten der 14 Kiſten waren mit Blech ausgeſchlagen und zugelöthet, um auf alle Fälle ihren Inhalt während der längeren Seereiſe vor der verderblichen Näſſe zu ſchützen. In 2 Blechkoffern endlich hatte ich die für die halbjährige Reiſe erforderlichen Kleidungsſtücke und Wäſche untergebracht.

Angeſichts dieſer anſehnlichen Ausſtattung, deren Zurüſtung und Verpackung mir ſchon in Jena Sorge und Arbeit genug gemacht hatte, darf ich es wohl als ein beſonderes Glück betrachten, daß ein Wunſch *nicht* in Erfüllung ging, den ich bei Beginn meines Unternehmens mit beſonderer Wärme in's Auge gefaßt hatte. Bekanntlich haben unter allen Erforſchungen des Meeres-Lebens in der neueren Zeit keine ſo großartige und überraſchende Reſultate zu Tage gefördert, als die Unterſuchung der *Tiefſee*, welche wir in erſter Linie den engliſchen Zoologen, Sir Wyville Thomſon, Carpenter, John Murray, Moſeley und Anderen verdanken. Während noch vor 20 Jahren der tiefe Ocean für leblos galt und allgemein das Dogma herrſchte, daß unterhalb 2000 Fuß das organiſche Leben in den Meerestiefen überhaupt aufhöre, lehrten uns die großartigen Tiefſee-Forſchungen der Engländer während des letzten Decenniums das Gegentheil. Es ergab ſich, daß die

Tiefen des Oceans, soweit man dieselben bis jetzt erforschen konnte, bis zu 27,000 Fuß hinab, mit Thieren der verschiedensten Classen reich bevölkert sind, und zwar mit Thieren, die größtentheils bisher völlig unbekannt waren und die in verschiedenen Tiefen-Zonen ähnliche Verschiedenheiten darbieten, wie die Flora-Gürtel in verschiedenen Gebirgshöhen.

Nun betreffen aber die bisherigen Tiefsee-Untersuchungen, vor allen die denkwürdigen und unvergleichlichen Forschungen der „Challenger-Expedition", zum größten Theil den atlantischen Ocean, zum kleineren einige Abschnitte des pacifischen Oceans; hingegen wurde das ungeheure Gebiet des indischen Oceans von ihnen nicht berührt, oder nur eben im südlichsten Theile gestreift. Ein ungeahnter Reichthum von neuen, bisher unbekannten Tiefsee-Bewohnern wird zweifellos von demjenigen Naturforscher entdeckt werden, welcher das Glück haben wird, zum ersten Male das vervollkommnete Tiefsee-Netz der Gegenwart in die unerforschten Tiefen des indischen Oceans zu senken. Nun war es gewiß verzeihlich, daß sich beim ersten Entwurf meines Reiseplanes bereits in mir der Wunsch regte, jenen unbekannten Schatz zu heben. Warum sollte ich nicht der Erste sein, der einen Versuch dazu machte, einen mißlungenen Versuch vielleicht (— wie so viele andere! —) aber doch einen ersten Versuch! Freilich sind aber Tiefsee-Untersuchungen ein sehr kostspieliges Vergnügen, selbst wenn man dieselben — wie ich gethan haben würde — nur in möglichst einfacher und billiger Form unternimmt. Auf keinen Fall konnte ich daran denken, einen solchen Versuch mit meinen bescheidenen Privatmitteln zu unternehmen; wohl aber konnte ich versuchen, Mittel für jenen Zweck aus solchen Instituten zu erhalten, welche eigens zur Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen gegründet sind. In Deutschland ist das bedeutendste und einflußreichste derartige Institut die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Theils aus ihren eigenen reichen Fonds, theils aus denjenigen der Humboldt-

Stiftung (über welche sie zu verfügen hat) haben bereits viele Reisende ansehnliche Unterstützungen erhalten.

Als ich nun Ostern 1881 gelegentlich eines kurzen Besuches in Berlin mit mehreren meiner dortigen Freunde die beabsichtigte indische Reise besprach, wurde ich von den Letzteren dringend aufgefordert, mich um das vacante Reise-Stipendium der Humboldt-Stiftung zu bewerben, um so mehr, als gerade jetzt eine sehr beträchtliche Summe disponibel sei. Ich muß gestehen, daß ich mich nur ungern und zögernd entschloß, dieser wohlwollenden Aufforderung meiner Berliner Collegen Folge zu leisten. Denn einerseits hatte ich alle meine früheren wissenschaftlichen Reisen, seit mehr als 25 Jahren, ohne jede derartige Unterstützung ausgeführt, und dabei die Kunst erlernt, unter Beschränkung auf das Nothwendigste auch mit bescheidenen Privatmitteln meine Reisezwecke zu erreichen. Andrerseits aber gehören bekanntlich die einflußreichsten Mitglieder der Berliner Akademie zu den eifrigsten Gegnern der Entwickelungslehre, deren Förderung und Ausbau ich mir seit vielen Jahren besonders hatte angelegen sein lassen. Wurde doch gerade dort dem unaufhaltsamen Fortschritte der Erkenntniß jene künstliche Schranke entgegengestellt, welche die Aufschrift „Ignorabimus et restringamur!“ trägt, und welcher ich in meiner Schrift über „Freie Wissenschaft und freie Lehre“ (1878) geantwortet habe: „Impavidi progrediamur!“ Daß mir dieser Widerspruch niemals würde verziehen werden, wußte ich im Voraus. Ich war daher auch gar nicht überrascht, als ich einige Monate später von meinen Berliner Freunden erfuhr, daß die Akademie jenes Gesuch einfach abgewiesen habe.

Mein Wunsch, Tiefsee-Untersuchungen im indischen Ocean anzustellen, war dadurch allerdings vereitelt; es wird einem Verdienteren und Glücklicheren überlassen bleiben, die zoologischen Schätze seiner verborgenen Abgründe zu heben. Für mich wird hoffentlich auch die Oberfläche des tropischen Mee-

res so viel Neues und Interessantes bieten, daß die kurze, mir gegönnte Zeitspanne zu seiner vollen Bewältigung nicht ausreicht; und jedenfalls bleibt mir jetzt, wo ich ganz auf eigenen Füßen stehe, jenes höchste Gut gewahrt, auf dessen ungeschmälerten Besitz ich von jeher den größten Werth gelegt habe, die volle Freiheit und Unabhängigkeit!

Gegenüber diesen und anderen, wenig erfreulichen Erfahrungen, die ich bei der Zurüstung der Reise zu machen hatte, sei es mir gestattet, der weitaus größeren Zahl derjenigen lieben Freunde meinen herzlichsten Dank abzustatten, welche sofort nach Mittheilung meines Planes demselben ihre wärmste Theilnahme schenkten und auf alle Weise denselben zu fördern suchten, vor allen Anderen Charles Darwin, Dr. Paul Rottenburg in Glasgow, Sir Wyville Thomson und John Murray in Edinburgh; ferner Professor Eduard Sueß in Wien, Baron von Königsbrunn in Gratz, Heinrich Krauseneck und Linien-Schiffs-Capitän Radonetz in Triest. Nicht minder fühle ich mich verpflichtet, der Großherzoglichen Staatsregierung in Weimar für die wohlwollende Unterstützung meiner Reisezwecke hier meinen ergebensten Dank auszusprechen, vor Allen Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, dem Rector magnificentissimus der Universität Jena, sowie dem Erbgroßherzog. Durch ihre gütige Vermittelung erhielt ich eine directe Empfehlung des englischen Colonial-Ministers an den Gouverneur von Ceylon. Auch mit anderen Empfehlungen wurde ich reichlich ausgestattet. Endlich muß ich doch auch noch allen den lieben Freunden und Collegen in Jena hier dankbarst die Hand drücken, welche in der verschiedensten Weise bemüht waren, mir in meinen Reise-Zurüstungen behülflich zu sein.

Nachdem endlich alle Vorbereitungen vollendet und 12 meiner Kisten, mehrere Wochen vorher abgeschickt, bereits in Triest angekommen waren, verließ ich mein liebes stilles Jena am Morgen des 8. Octobers. Der Abschied war nicht leicht.

Ich fühlte gar ſehr, was ich ſchon Wochen vorher mit ſteigender Bangigkeit empfunden hatte, daß eine halbjährige Trennung von Weib und Kind, eine Trennung durch einen Meeresraum von mehr als 5000 Seemeilen, für einen Familienvater, der im achtundvierzigſten Lebensjahr ſteht, keine leichte Aufgabe iſt. Wie anders würde ich, mit friſcheſtem Jugendmuthe ohne einen Schatten von Sorge, dieſe Reiſe in die Tropen vor 25 Jahren angetreten haben, damals, als ſie mein heißeſter Lebenswunſch war und als ich alles daran ſetzte, um ihn zu verwirklichen! Freilich konnte ich jetzt, durch zwanzigjährige Lehrthätigkeit mit den Aufgaben meines zoologiſchen Forſchungs-Gebietes wohl vertraut, und im Voraus mit den beſonderen Fragen meiner Reiſe-Aufgabe genau bekannt, ſie beſſer zu beantworten und in kürzeſter Zeit, auf reiche Erfahrungen geſtützt, größere Reſultate zu erzielen hoffen, als damals, vor einem Viertel-Jahrhundert. Aber war ich ſelbſt nicht auch um eben ſo viel älter geworden? Hatte ich nicht um ſo viel mehr an Elaſticität des Geiſtes und Jugendkraft des Körpers eingebüßt? Und konnten jetzt, wo ich ſo viel tiefer in abſtractere Gebiete der Naturforſchung eingedrungen war, die concreten Wunderwerke ſelbſt der reichſten Tropen-Natur noch einen ähnlichen Eindruck auf mich machen, wie ſie damals ſicher im höchſten Maße gemacht haben würden? War ich nicht wieder einmal, wie ſchon ſo oft, auf einem Punkte angekommen, wo meine rege Phantaſie mir die ſchönſten Zauberbilder vor Augen führte und wo dieſe leider alsbald beim Eintritt in die nüchterne Wirklichkeit zu einer leeren Fata morgana zerfloſſen?

Solche und ähnliche Gedanken, gemiſcht mit den bitterſten Empfindungen des ſchweren Abſchieds von Familie und Heimath, durchzogen düſteren Nebelwolken gleich mein Gemüth, als mich die Saal-Eiſenbahn in der Frühe des achten Octobers von Jena nach Leipzig führte. Und düſtere kalte Herbſt-Nebel waren es auch, die mich rings umgaben und die mein geliebtes Saalthal völlig erfüllten und verhüllten. Nur die höchſten

Gipfel unſerer herrlichen Muſchelkalk-Berge ragten frei aus dem wogenden Nebel-Meer empor, zur Rechten der langgeſtreckte Hausberg mit dem „röthlich-ſtrahlenden Gipfel", das ſtolze Pyramiden-Haupt des Jenzig und die romantiſchen Ruinen der Kunitzburg; zur Linken die waldigen Höhen des Rauthals und weiterhin Goethe's Lieblings-Aufenthalt, die reizende Dornburg. Ich rief meinen alten und vielgeliebten Bergfreunden das beſtimmte Verſprechen zu, im nächſten Frühjahr wohlbehalten und mit indiſchen Schätzen reich beladen zurückzukehren, und wie zur ſicheren Beſtätigung dieſer frohen Hoffnung ſendeten auch ſie mir den freundlichſten Morgengruß zurück; noch während ich an ihren Füßen vorbeifuhr, ſank zuſehends der dichte Nebel von ihren Häuptern und Schultern und die ſiegreiche Morgenſonne ſtieg goldig und ſtrahlend am wolkenlos ſich klärenden Himmel empor; der herrlichſte Herbſtmorgen entfaltete bald alle ſeine Reize und die Thautropfen funkelten perlengleich in den dunkelblauen zart-bewimperten Blüthenkelchen der ſchönen Gentianen, welche die begraſten Hügel zu beiden Seiten unſerer Schienenſtraße in Fülle ſchmücken.

Einige Stunden Aufenthalt in Leipzig benutzte ich, um noch einige Lücken in meiner Reiſe-Ausrüſtung auszufüllen, und in der ſtädtiſchen Gemälde-Gallerie mich an den herrlichen Meiſterwerken der Landſchafts-Malerei von Preller, Calame, Gudin, Saal u. ſ. w. zu erfreuen. Dann fuhr ich Nachmittags weiter nach Dresden und Abends von hier mit dem Nacht-Schnellzug in 12 Stunden nach Wien. Nach kurzem Aufenthalt von wenigen Stunden reiſte ich auf der Südbahn weiter nach Gratz. Es war ein prachtvoller ſonniger Herbſt-Sonntag und die Alpen-Scenerie des Semmering glänzte in ihrer vollen Schönheit. Hier in den waldigen Schluchten und auf den blumreichen Almen der ſchönen Steiermark hatte ich vor 24 Jahren mit wahrer Leidenſchaft botaniſirt; jede Höhe des Schneeberges und der Rax-Alp ſtand mir noch in freundlichſter Erinnerung. Der junge Doctor medicinae hatte damals

mit weit mehr Interesse sich der interessanten Flora von Wien gewidmet, als den lehrreichen Kliniken von Oppolzer und Skoda, von Hebra und Siegmund. Beim Trocknen der gewaltigen Stöße von prächtigen zwerghaften Alpen-Pflanzen, welche ich damals auf den Höhen des Semmering gesammelt, hatte ich oft von der ganz verschiedenen Riesen-Flora Indiens und Brasiliens geträumt, welche die Gestaltungskraft des Pflanzenlebens in so ganz entgegengesetzter Form und Größe entwickelt zeigt; und nun sollte mir in einigen Wochen jener Traum zur unmittelbaren Wahrheit der Anschauung werden!

In Gratz, wo ich mich einen Tag aufhielt, fand ich treffliches Unterkommen im Hôtel zum „Elephanten". Keinen passenderen Namen konnte der erste Gasthof führen, in dem ich auf einer Reise nach Indien übernachtete. Ist doch der Elephant nicht allein an sich eines der wichtigsten und interessantesten Thiere von Indien, sondern speciell das typische Wappenthier von Ceylon. Da nun schon der „Elephant" von Gratz mich so freundlich aufnahm und bewirthete, nahm ich das als gutes Omen für die bevorstehende Bekanntschaft mit dem indischen Elephanten, die ich bald sowohl in gezähmtem als in wildem Zustande zu machen hoffte! Bei dieser Gelegenheit sei mir zu Nutz und Frommen wanderlustiger Genossen, die weniger auf zahlreiche schwarzbefrackte Kellner, als auf gute Verpflegung in den Gasthöfen rechnen, eine beiläufige Bemerkung einzuflechten gestattet. Auf meinen vieljährigen Wanderungen, auf denen ich in den verschiedenartigsten Hôtels und Herbergen aller Classen zu übernachten Gelegenheit hatte, glaube ich beobachtet zu haben, daß man auf die Beschaffenheit dieser gemeinnützigen Institute bis zu einem gewissen Grade schon aus ihrem Namen und Schilde schließen kann. Ich theile dieselben demnach in 3 Classen, in zoologisch-botanische, dubiöse und dynastische Gasthäuser. Weitaus am besten fand ich durchschnittlich die zoologisch-botanischen Herbergen, als da sind: „Goldener Löwe, Schwarzer Bär, Weißes Roß, Rother Ochse, Silberner

Schwan, Blauer Karpfen, Grüner Baum, Goldene Weintraube" u. ſ. w. Weniger ſicher iſt auf gute und billige Verpflegung in jenen Gaſthöfen zu rechnen, welche vorher als dubiöſe bezeichnet wurden und welche weder zur erſten noch zur dritten Gruppe gehören; ſie führen ſehr verſchiedenartige Namen (oft den der Beſitzer ſelbſt) und ſind zu heterogener Qualität, als daß ſich beſtimmte allgemeine Schlüſſe für ihre Beurtheilung ergeben könnten. Dagegen habe ich meiſtens nur trübe Erfahrungen (insbeſondere über das umgekehrte Verhältniß der ſchlechten Verpflegung zu der theuren Rechnung!) in denjenigen Hôtels gemacht, die vorher als dynaſtiſche bezeichnet wurden, als da ſind: „Kaiſer von Rußland, König von Spanien, Kurfürſt von Heſſen, Prinz Carl" u. ſ. w. Natürlich ſoll mit dieſer Claſſification kein allgemein gültiges Schema gegeben ſein; aber im Ganzen wird, glaube ich, der kritiſche und anſpruchsloſe Wanderer (beſonders in jüngeren Jahren!) obige Eintheilung beſtätigt finden; und namentlich der fahrende Künſtler, der Maler und Naturforſcher. Der „Elephant" in Gratz entſprach vollſtändig ſeiner Ehrenſtellung in der zoologiſchen Claſſe!

Zu dem Aufenthalt in Gratz war ich durch eine freundliche Einladung eines dortigen ausgezeichneten Landſchafts-Malers, des Barons Hermann von Königsbrunn, veranlaßt worden. Derſelbe hatte mir vor mehreren Monaten geſchrieben, daß er von meiner beabſichtigten Reiſe nach Ceylon gehört; er ſelbſt habe dort vor 28 Jahren höchſt genußreiche acht Monate verlebt und eine große Zahl von Skizzen und Bildern, insbeſondere von Vegetations-Anſichten geſammelt, die mir vielleicht von Intereſſe ſein würden. Natürlich war mir dieſe freundliche Mittheilung ſehr willkommen, und ich konnte keine beſſere Vorbereitung für meine eigenen Skizzen von Ceylon finden, als die werthvollen Bilder-Mappen des Gratzer Künſtlers. Derſelbe hatte ſeine Reiſe durch die Palmen-Wälder und die Farn-Schluchten der Zimmet-Inſel im Jahre 1853 ge-

macht, in Begleitung des Ritters von Friedau und des Professors Schmarda in Wien, welch Letzterer seinen Aufenthalt auf der Insel in seiner „Reise um die Erde" ausführlich beschrieben hat. Leider sind aber die zahlreichen und höchst werthvollen Zeichnungen, welche Baron von Königsbrunn dort entworfen hat und welche ursprünglich zur Illustration jenes Reise-Werkes dienen sollten, niemals veröffentlicht worden. Das ist um so mehr zu bedauern, als sie zu den besten und vollendetsten Kunstwerken dieser Art gehören, welche ich kenne. Auch Alexander von Humboldt — gewiß ein competenter Richter — der sie König Friedrich Wilhelm IV. vorlegte, äußerte sich über dieselben in Ausdrücken des höchsten Lobes. Die Ceylon-Bilder von Königsbrunn vereinigen in sich zwei verschiedene, gewissermaßen entgegengesetzte Vorzüge, die leider nur sehr selten in derartigen Kunstwerken vereinigt gefunden werden, und die doch beide nothwendig zusammen kommen müssen, um denselben wirklich den Stempel der Vollendung aufzuprägen: einerseits die größte Naturtreue in der gewissenhaftesten Wiedergabe der Form-Einzelheiten, andrerseits die vollkommenste künstlerische Freiheit in der einheitlichen Behandlung und wirkungsvollen Composition des ganzen Bildes. Viele Bilder unserer berühmtesten Landschafter, welche der zweiten Anforderung völlig genügen, erfüllen die erstere nicht. Andererseits lassen wieder viele sogenannte Vegetations-Ansichten, wie sie geübte kenntnißreiche Botaniker gezeichnet haben, die freie ästhetische Auffassung des Künstlers nur zu sehr vermissen. Und doch ist das Eine eben so nothwendig wie das Andere; das analytische und objective Auge des Botanikers nicht minder, als der synthetische und subjective Blick des Künstlers. Soll die Landschaft ein wahres Kunstwerk sein, so muß sie gleich dem Porträt größte Naturtreue im Einzelnen mit charaktervoller Auffassung des Individuums als Ganzen verbinden; und das ist bei den Ceylon-Bildern von Königsbrunn im höchsten Maß der Fall; sie erreichen in dieser Beziehung mindestens die

berühmten „Vegetations-Ansichten" von Kittlitz, welche Alexander von Humboldt seiner Zeit als unübertroffenes Muster hinstellte und denen nur wenige andere an die Seite zu setzen sind. Sei es mir hier gestattet, dem eben so liebenswürdigen und bescheidenen, als originellen und genialen Künstler neben meinem freundlichen Dank auch die Hoffnung auszusprechen, daß seine herrlichen Kunstwerke aus der Verborgenheit seines stillen Ateliers bald den wohlverdienten Weg in die Oeffentlichkeit und die gebührende Anerkennung finden mögen!

Nach herzlichem Abschiede von einer Anzahl lieber alter und neuer Freunde, die ich in Gratz gesehen, setzte ich mich am Mittag des 11. Octobers wieder auf die Südbahn, um direct nach Triest zu fahren. Mir gegenüber nahm im Coupé ein älterer Herr Platz, den ich auf den ersten Blick als Engländer erkannte und der sich schon in der ersten halben Stunde unseres Gespräches als eine mir sehr interessante Persönlichkeit entpuppte, als Surgeon-General Dr. J. Macbeth. Derselbe hatte 33 Jahre als Arzt der englischen Armee in Indien, zuletzt als General-Arzt fungirt, an zahlreichen Kriegen Theil genommen und alle Theile Indiens, von Afghanistan bis Malacca und vom Himalaya bis Ceylon bereist. Seine reichen Erfahrungen über Land und Leute, sowie seine besonderen Beobachtungen als Arzt und Naturforscher waren für mich natürlich höchst anziehend und lehrreich und ich bedauerte es fast, daß Abends 10 Uhr unsere Ankunft in Triest dieser Unterhaltung ein Ende machte.

Die drei Tage in Triest, welche vor der Abfahrt des Lloyd-Dampfers noch übrig waren, wurden größtentheils mit Besorgungen von Reise-Utensilien und Kisten ausgefüllt, die ich bis hierher verspart hatte. Ich wohnte während dieser Zeit bei meinem lieben hochverehrten Freunde Heinrich Krauseneck (einem Neffen des berühmten preußischen Generals aus den Freiheits-Kriegen, welcher Freund und Camerad meines Vaters gewesen war). Die herzliche und überaus liebenswürdige Auf-

nahme, welche ich in der trefflichen Familie Krauseneck schon zu wiederholten Malen in Triest gefunden, that mir diesmal ganz besonders wohl, und erleichterte mir wesentlich den Abschied von Europa. Auch andere alte liebe Freunde empfingen mich mit gewohnter Herzlichkeit, so daß ich diesmal, wie noch jedesmal früher, von der großen österreichischen Hafen- und Handelsstadt, wie von einem Stück deutscher Heimath mich ungern trennte. Dabei verrannen die Stunden so rasch, daß ich nicht einmal zu einem erneuten Besuche des poetischen Miramare kam, jenes unvergleichlichen Meeresschlosses, welches durch seine wunderbare Schönheit und Lage die naturgemäße Bühne für einen Act in der Tragödie „Kaiser Maximilian von Mexico" bildet — der dankbarste Stoff für einen Dramatiker der Zukunft.

Auch für einen Abstecher nach der nahen Bucht von Muggia blieb diesmal keine Zeit. Es ist dies die schöne, an Seethieren reiche Bucht, welche zuerst durch Johannes Müller's Entdeckung der in Seegurken (Holothurien) wohnenden Wunderschnecke berühmt geworden ist (Entoconcha mirabilis). Ich hatte bei früheren Besuchen Triest's fast jedes Mal dort mit Erfolg gefischt; aber dies Mal drängte die bevorstehende indische Fischerei die mediterrane in den Hintergrund. Und dann nahm die lästige Packerei mich noch vielfach in Anspruch. Bis zum Tage vor der Abreise waren bereits alle Kisten an Bord des Schiffes gebracht und alle sonstigen noch übrigen Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Sowohl hinsichtlich der Verpackung und des Transportes dieser umfangreichen Bagage als in Betreff meiner persönlichen Unterkunft und Bequemlichkeit als Schiffs-Passagier fand ich mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Zweck und Charakter meiner Reise die wirksamste Unterstützung und die freundlichste Aufmerksamkeit beim Directorium des österreichischen Lloyd. Da diese große und verdienstvolle Gesellschaft schon wiederholt für wissenschaftliche Reisen besondere Vergünstigungen und Erleichterungen gewährt hat,

hegte ich einige Hoffnung auch für meine indiſche Reiſe dergleichen zu erlangen. Ich erhielt ſie in reichſtem Maße, und ich erfülle einfach eine Pflicht, wenn ich hier dem Director des Lloyd, Herrn Baron Marco di Morpurgo, ſowie den Verwaltungsräthen desſelben, und unter ihnen ganz beſonders meinem hochverehrten Freunde Herrn Linienſchiffs-Capitän Radonetz dafür meinen herzlichſten und aufrichtigſten Dank abſtatte. Nicht allein wurde ich mit einem beſonderen, ſehr wirkſamen Empfehlungs-Schreiben an alle Agenten und Officiere des „Lloyd" ausgeſtattet, nicht allein wurde mir auf dem erwählten Schiffe eine der beſten Cabinen erſter Claſſe für mich allein bewilligt, ſondern auch in pecuniärer Beziehung eine ſehr weſentliche Erleichterung gewährt und außerdem alle möglichen Bequemlichkeiten zugeſichert.

Und nun endlich zu Schiff! Auf das ſchöne und ſichere Dampfſchiff, welches mich in vier Wochen nach Indien tragen ſoll! Ich hatte die Wahl zwiſchen zwei vortrefflichen Lloyd-Dampfern, welche beide am 15. October gleichzeitig von Trieſt nach Indien abgingen und den Suez-Canal paſſirten. Der erſte, „Helios", berührt auf ſeiner Fahrt von Suez nur Aden und geht von da nach Bombay; hier verweilt er acht Tage und fährt dann nach Ceylon, weiter nach Singapore und Hongkong. Der zweite Dampfer „Polluce" berührt auf der Fahrt von Suez durch das Rothe Meer Djedda, den berühmten Hafenplatz für Mekka, und geht dann von Aden direct nach Ceylon, weiter nach Calcutta. Ich wählte für meine Fahrt den „Helios", da ich ſo die beſte Gelegenheit hatte, Bombay und ein Stück des indiſchen Feſtlandes zu ſehen, welches ich ſonſt ſchwerlich berührt haben würde. Außerdem war der „Helios" das beſſere, ſchnellere und größere Schiff, noch ganz neu und von ſehr einladendem Ausſehen. Endlich zog mich ſchon der Name des ſchönen Schiffes ganz beſonders an. Oder konnte das Fahrzeug, welches mich aus den grauen Nebelgefilden der nordiſchen Heimath, wie in Fauſt's Zaubermantel,

während der kurzen Friſt eines Monates nach den ſonnenglänzenden und ſonnenſtrahlenden Palmen-Wäldern Indiens trug, wohl einen beſſeren und glückverheißenderen Namen führen, als den des ewig jugendlichen Sonnengottes? Wollte ich ja doch eigentlich nur ſehen, was die allmächtige und allzeugende Sonne aus Land und Meer der Tropenzone üppig ſchaffend hervorzubringen vermag! Nomen sit omen! Warum ſoll ich nicht auch mein Stückchen Aberglauben mit mir herumtragen, wie jeder andere Menſch? Und dann durfte ich ja um ſo ſicherer auf die Gunſt des „Helios" rechnen, als ich ſchon früher eine ganze Claſſe von niedlichen ſtrahlenden „Urthierchen" Heliozoa, d. h. Sonnenthierchen genannt hatte, und als ich erſt vor wenigen Wochen, beim Abſchluſſe meines neuen Radiolarien-Syſtems, eine Anzahl neuer Gattungen dieſer reizenden Geſchöpfchen dem „Helios" zu Ehren getauft hatte: Heliophacus, Heliosestrum, Heliostylus, Heliodrymus u. ſ. w. Alſo, mein hochverehrter „Helios", laß Dir dieſes zoologiſche Opfer wohlgefallen, und bring mich ſicher und wohlbehalten nach Indien, wie ich unter Deinem Lichte dort arbeiten und unter Deinem Schutze im nächſten Frühjahr glücklich in die Heimath zurückkehren will!

Der „Helios" des öſterreichiſchen Lloyd gehört zu den größten und beſten Schiffen der Geſellſchaft, und da dieſes ſchwimmende Hôtel mir während eines ganzen Monats die beſte, reinlichſte und freundlichſte Herberge gewährt hat, gebührt es ſich, daß ich hier einige kurze Notizen über ſeinen Körperbau einfüge. Die Länge des ſchlanken, dreimaſtigen Schiffes beträgt 300 engliſche Fuß, die Breite 35 und die Höhe (vom Kiel bis zum Deck) 26 Fuß. Darüber erhebt ſich noch ein Salon von 9 Fuß Höhe. Der Raumgehalt beträgt 2380 Tonnen. Die Dampfmaſchine arbeitet mit 1200 Pferdekräften (400 nominal). Das vordere Drittel enthält die zweite Kajüte, mit einem Salon, und darüber die Ställe für unſern ſchwimmenden Viehhof, mit ein paar Kühen und Kälbern, einer Herde

ſtattlicher ungariſcher Hammel mit langgewundenen Hörnern, und einer großen Anzahl Hühner und Enten. Im mittleren Drittel des Deckraumes befindet ſich die gewaltige Dampfmaſchine, die außer der Schraube auch das Dampf-Steuerruder, die verſchiedenen Krahne und die Maſchinen für elektriſches Licht in Bewegung ſetzt; auch der Apparat für Deſtillation von Trinkwaſſer iſt damit verbunden; und dahinter liegt ein großer Raum für das Gepäck der Paſſagiere. Das hintere Drittel des Schiffsraumes wird größtentheils von der erſten Kajüte eingenommen, welche zwei geräumige und luftige Salons beſitzt, einen über und einen unter Deck; um den oberen Salon läuft eine offene Galerie, um den unteren die Reihe der Cabinen. Ein halbes Dutzend Cabinen, die beſonders freundlich und geräumig ſind, liegt oben vor dem obern Salon, und eine von dieſen iſt meine Wohnung. Alle Cabinen ſind ſehr bequem eingerichtet, mit luftigen Fenſtern und mit elektriſchen Telegraphen ausgeſtattet. Außerdem findet ſich noch hinter dem oberen Salon ein beſonderer kleiner Rauchſalon, ferner eine Anzahl Bäder und andere Einrichtungen, welche für die verwöhnten Indienfahrer der Gegenwart als unentbehrlich gelten; ſo namentlich unten im Bauche des Schiffes geräumige Eiskammern. Küche und Apotheke, ſowie die meiſten Cabinen der Officiere, liegen im Mittelraume. In dem geräumigen oberen Salon laufen ringsumher bequeme Divans mit Lederpolſtern und ſind zwei Reihen breiter Tiſche aufgeſtellt, daran ein Theil der Paſſagiere ſich mit Eſſen, Spielen, Schreiben, Malen, oder anderen Arbeiten beſchäftigt; bei ſchönem Wetter ſind jedoch die meiſten Paſſagiere oben auf dem freien Deck des Salons, welches durch doppeltes Zeltdach, ſowie durch Seitendächer gegen die glühenden Pfeile des tropiſchen Helios geſchützt iſt. Hier kann man nach Belieben ſpazieren gehen, oder über die Galerien in das blaue Meer hinausſchauen, oder auf den bequemen rohrgeflochtenen China-Stühlen lang hingeſtreckt zum Himmel emporträumen.

Schon am ersten Tage der Fahrt, bei ziemlich hochgehender See, zeigte sich, daß unser jugendlicher „Helios" einen vortrefflichen Gang hatte und namentlich sehr wenig rollte. Besonders angenehm war die ungewöhnliche Sauberkeit an Bord und der Mangel jener entsetzlichen, aus Producten der Küche, des Maschinenraums und der Cabinenluft zusammengesetzten Gerüche, welche bei älteren Schiffen gewöhnlich zu den widerwärtigsten Eigenschaften gehören und mehr zum Ausbruch der Seekrankheit beitragen, als die rollende oder stampfende Bewegung des Schiffes selbst. So blieb ich denn auch während der ganzen Fahrt, gleich den meisten Passagieren, von der Seekrankheit verschont. Das Wetter war jetzt unausgesetzt sehr schön und die See ruhig; unter den vielen Seefahrten, die ich unternommen, gehört diese längste zugleich zu den angenehmsten. Dazu trug nicht wenig die gute Gesellschaft bei, und der freundliche Verkehr mit den gefälligen und gebildeten Schiffsofficieren; es sei mir gestattet, hier denselben — und besonders dem Capitän Lazzarich und dem Schiffsarzt Dr. Jovanovich — für die vielen Gefälligkeiten, die sie mir während der ganzen Fahrt aufmerksam erwiesen, meinen freundlichsten Dank abzustatten. Auch die Bedienung und Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig, wie ich es gewöhnlich auf Lloyd-Schiffen gefunden habe.

Der regelmäßige Dampferverkehr zwischen Europa und Indien wird gegenwärtig durch vier verschiedene Gesellschaften vermittelt: 1) durch den österreichischen Lloyd in Triest; 2) durch die italiänische Rubattino-Gesellschaft in Neapel-Genua; 3) durch die französischen „Messageries maritimes" in Marseille, und 4) durch die englische „P.- and O.-Company" (d. h. Peninsular- and Oriental Steam - Navigation - Company). Diese letztere führt die wöchentliche Ueberlandpost von England nach Indien (via Brindisi, Suez). Sie wird außerdem von der Mehrzahl der Engländer benutzt und von Allen, denen größtmögliche Schnelligkeit der Beförderung in erster Linie

von Wichtigkeit ist. Die regelmäßigen Postschiffe der „P.- and O.“ laufen nämlich 11—12 Seemeilen in der Stunde, während die der anderen Gesellschaften meistens nur 8—10 Meilen machen (unser „Helios“ 9). Diese beträchtliche Differenz der Geschwindigkeit ist lediglich eine Frage des Geldpunktes. Die Mehrkosten des schnellen Laufes sind nämlich ganz unverhältnißmäßig; ein Dampfer, der 12 Meilen statt 8 in der Stunde macht (also $^1/_3$ mehr), braucht nicht etwa $^1/_3$ mehr Kohlen, sondern 3 mal so viel; statt 8 Kohlenladungen nicht 12, sondern 24! Diese enormen Mehrkosten werden für die P.- and O.-Schiffe durch eine besondere Subvention der englischen Regierung gedeckt, der es natürlich von größter Wichtigkeit ist, regelmäßig jede Woche eine Courierpost zwischen England und Indien auf möglichst schnelle Weise zu befördern. Die übrigen Gesellschaften, die dieses Interesse nicht haben, können in dieser Beziehung nicht mit der „P.- and O.“ concurriren. Aber dafür kostet auch ein directes Fahrbillet erster Classe von Brindisi nach Bombay bei der „P.- and O.“ 66 Pfd. Sterling, bei dem österreichischen Loyd 44 Pfd. Sterling, also ein volles Drittel mehr; das macht bei Hin- und Rückreise zusammen eine Differenz von 880 Mark; und dafür kann man ja im nächsten Herbste nach der Rückkehr schon eine recht schöne Schweizerreise zur Erholung machen!

Die größere Geschwindigkeit ist aber auch der einzige Vorzug, welchen die theuren P.- and O.-Schiffe vor denjenigen der drei anderen Gesellschaften voraus haben. Die Verpflegung ist bedeutend schlechter als auf diesen, und die Equipage (vom Capitän und ersten Lieutenant bis zum Stewart und Cajütenwärter hinunter) zeichnet sich in der Regel nicht durch besondere Gefälligkeit und Höflichkeit aus; gerade in dieser Beziehung hört man mehr Klagen, als bei den drei anderen Gesellschaften. Außerdem sind die P.- and O.-Schiffe gewöhnlich überfüllt und mit einem Haufen indischer Dienerschaft ausgestattet, die viel mehr lästig als nützlich ist. Letzteres soll

auch auf den großen franzöſiſchen (ſonſt vortrefflichen) Meſſageries-ſchiffen unbequem ſein, während auf den italiäniſchen Rubattino-ſchiffen wieder die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Cabinen Manches zu wünſchen übrig laſſen ſoll. Ich theile dieſe Notizen zu Nutz' und Frommen anderer Indienfahrer mit, nach den übereinſtimmenden Angaben vieler Reiſenden, die ich theils früher, theils jetzt auf dieſer Reiſe befragt habe (und die größere Hälfte meiner Gewährsmänner ſind ſelbſt Engländer); demnach wären am meiſten die öſterreichiſchen Lloydſchiffe zu empfehlen, ſodann die italiäniſchen Rubattino oder die franzöſiſchen Meſſageries, am wenigſten aber die „P.-and O."

Die Geſellſchaft, die ſich am Mittag des 15. Octobers in Trieſt an Bord des „Helios" zur Abfahrt verſammelt hatte und die (außer mir und einem ungariſchen Grafen, der nach Singapore ging) ſämmtlich nach Bombay fuhr, beſtand zur größeren Hälfte aus Engländern, theils Officieren und Beamten, theils Kaufleuten. Die kleinere Hälfte wurde durch Deutſche und Oeſterreicher gebildet, theils Kaufleute aus Bombay, theils Miſſionare. Das ſchöne Geſchlecht war unter der Geſellſchaft nur ſehr ſchwach vertreten, nur durch eine einzige Deutſche und fünf Engländerinnen. Unſere liebenswürdige Landsmännin trug ſehr weſentlich zur angenehmen Unterhaltung bei und erfreute Abends durch ihren Geſang am Clavier die ganze Geſellſchaft. Sie hatte den Sommer bei ihren Kindern in Frankfurt a. M. zugebracht und kehrte jetzt für den Winter zu ihrem Gatten nach Bombay zurück — eine halbjährige Theilung zwiſchen Mutterliebe und Gattenliebe, wie ſie leider den meiſten deutſchen und engliſchen Familien, die um ihre aufwachſenden Kinder beſorgt ſind, zur Pflicht wird. Denn nicht allein der ungünſtige Einfluß des tropiſchen Klimas auf die zarte Natur der europäiſchen, in Indien geborenen Kinder, ſondern auch und noch mehr die verderblichen moraliſchen Eindrücke, welche dort der unvermeidliche Verkehr mit den Eingeborenen auf Schritt und Tritt mit ſich bringt, ſowie das Bedürfniß

eines guten geregelten Schulunterrichts nöthigen die meisten gebildeten Familien, ihre Kinder nach Ablauf der ersten Lebensjahre zur Erziehung nach England oder Deutschland zu schicken. Außer unserer schönen Landsmännin waren auch mehrere englische Damen an Bord, welche dergestalt regelmäßig zwischen Bombay und Europa hin- und herreisten, den Sommer mit den Kindern hier, den Winter mit ihrem Gatten dort verlebten. Aber freilich bleibt das, von der leidigen zweimonatlichen Reise abgesehen, immer doch ein sehr unvollkommenes Familienleben; und es ist sehr natürlich, daß der gebildete europäische Kaufmann in Indien vor Allem danach strebt, seinen Aufenthalt daselbst möglichst abzukürzen und in möglichst wenigen Jahren so viel Vermögen zu erwerben, um bald nach der nordischen Heimath zurückkehren zu können. Die Sehnsucht nach der letzteren bleibt doch bei den Meisten der beständige Leitstern ihrer emsigen Thätigkeit, wie sehr sie auch in mancher Beziehung durch die Bequemlichkeiten und Genüsse des indischen Lebens verwöhnt werden mögen.

Wie es auf mehrwöchentlichen Seereisen zu gehen pflegt, wurde die Gesellschaft schon in den ersten Tagen mit einander ziemlich bekannt und bildeten sich kleinere Gruppen, die in näheren Verkehr mit einander traten. Die deutschen und englischen Missionäre (darunter auch ein amerikanischer, Mr. Rowe, der ein recht gutes Buch über Indien: „Every-Day-Life in India“ geschrieben hat) bildeten eine Gruppe für sich; eine zweite die englischen Officiere, Beamten und Kaufleute, eine dritte die deutschen und österreichischen Landsleute, denen sich auch Capitän und Doctor, sowie ich selbst anschlossen. Das Wetter war fast während der ganzen Reise gleichmäßig schön, der Himmel heiter und sonnig, das Meer glatt oder nur mäßig bewegt, und pünktlich zur festgesetzten Zeit erreichte unser trefflicher Dampfer seine einzelnen Stationen. Die Seekrankheit forderte diesmal nur wenige und kurze Opfer: andrerseits gewann aber auch durch die Gleichmäßigkeit der günstigen Fahrt

die unausbleibliche Langeweile bei der Mehrzahl der Paſſagiere immer mehr die Oberhand. Alles, was gegen dieſelbe gewöhnlich verſucht wird: Leſen und Schreiben, Schach- und Kartenſpiel, Clavierſpiel und Geſang — hatte bei den Meiſten ſchon im Laufe der erſten Woche ſeine Wirkſamkeit mehr und mehr eingebüßt; und ſo wurden denn die fünf Mahlzeiten, durch welche der Tag auf Indien-Dampfern in fünf Perioden getheilt wird, immer mehr zur wichtigſten Beſchäftigung. Leider iſt mein armer deutſcher Profeſſorenmagen von jeher ziemlich ſchwacher Natur geweſen; obwohl ich nur ſelten (nur bei recht ſchlechtem Wetter und ſtarkem Schiffsſchaukeln) ſeekrank werde, verliere ich doch jedesmal auf längerer Seefahrt den geſunden Appetit, der ſich bei vielen anderen Paſſagieren in zunehmender Progreſſion entwickelt. Um ſo beſſer konnte ich als objectiver Zuſchauer Betrachtungen über die coloſſale Leiſtungsfähigkeit der Letzteren anſtellen und über den unglaublichen Grad, welchen auf See die von den Phyſiologen ſogenannte „Luxusconſumtion“ erreicht, d. h. die Aufnahme überflüſſiger Maſſen von Speiſen und Getränken, welche zur Unterhaltung des geſunden Körpers abſolut nicht erforderlich ſind. Von jeher hatte ich in dieſer Beziehung ſchon die erſtaunliche Capacität unſerer beſſer ſituirten Stammesgenoſſen jenſeits des Canals mit ſtillem Neide bewundert, die ebenſowohl zu Land wie zur See uns Deutſchen weitaus überlegen ſind; aber das, was ich auf dem „Helios“ von einem engliſchen Major leiſten ſah, übertraf alle meine früheren Beobachtungen. Nicht allein nahm dieſer Biedere ſämmtliche fünf regelmäßigen Mahlzeiten in doppelter Quantität vollſtändig zu ſich und trank dazu täglich ſeine paar Flaſchen Wein und Bier, ſondern auch die kurzen Zwiſchenpauſen zwiſchen erſteren wußte er noch in ſinnreichſter Weiſe durch Conſumtion von Naſchwerk und verſchiedenen Getränken auszufüllen. Mir ſchien dieſes gaſtronomiſche Wunderthier bereits jene höchſte Höhe der Entwickelung erreicht zu haben, auf welcher die Verdauungsorgane ununterbrochen thätig ſind;

und ich vermuthe faſt, daß er dieſe Thätigkeit auch Nachts fortſetzte, da ich ihn ſchon am frühen Morgen in unzurechnungsfähigem Zuſtande aus ſeiner Cabine taumeln ſah. Freilich hörte ich auch wiederholt behaupten, daß ein großer Theil der Engländer, die in Indien erkranken und ſterben, ſich ihr Schickſal ſelbſt durch ſolche Unmäßigkeit zuziehen.

Was nun jene fünf berühmten Mahlzeiten an Bord der Indienfahrer betrifft, ſo bilden ſie einen zu wichtigen (ja für die allermeiſten den wichtigſten!) Theil des Lebens an Bord, als daß ich nicht den wißbegierigen Leſer mit ihrer Compoſition nach dem Reglement bekannt zu machen mich verpflichtet fühlte. Alſo Morgens 8 Uhr Kaffee und Brot, um 10 Uhr großes Frühſtück (mit Eierſpeiſen, zwei warmen Fleiſchſpeiſen, „Curry and Rice“, Gemüſen und Früchten), um 1 Uhr das indiſche „Tiffin“ (kalte Fleiſchſpeiſen mit Butterbrot und Kartoffeln, Thee), um 5 Uhr das große Diner (mit Suppe, drei verſchiedenen Fleiſchſpeiſen und Zugaben, Mehlſpeiſe, Deſſert: Früchte und Kaffee) und endlich um 8 Uhr Thee mit Butterbrot ꝛc. Ich ſelbſt beſchränkte meine gaſtronomiſche Beſchäftigung auf die erſte, dritte und vierte Aufgabe und konnte auch von dieſer immer nur einen Theil löſen. Die meiſten Paſſagiere ließen ſich aber keinen der fünf Genüſſe entgehen, und begaben ſich nach jedem derſelben an Bord, um entweder eine halbe Stunde zu promeniren, oder in einen bequemen Chinaſtuhl zu ſinken und dort mit lang ausgeſtreckten Gliedmaßen Betrachtungen über die umgebende Natur, über die Wolken des Himmels und die Bläue des Waſſers anzuſtellen. Höchſt willkommene Anregungen zu geſteigerter Seelenthätigkeit bilden unter dieſen Umſtänden einzelne Thiere, welche die Monotonie der ruhigen See unterbrechen: Delphine, die in anmuthigem Spiel ſcharenweiſe um das Schiff ſich herumtummeln und ihren Rücken oft weit außer Waſſer heben, Möwen und Sturmvögel, die in weitem Bogen umherſchwärmen und tauchend nach Fiſchen jagen; fliegende Fiſche, die ſcharenweis aus der glatten Fläche

des Meeres auftauchen und eine kürzere oder längere Strecke, Enten gleich, über den Waſſerſpiegel flattern. Ich ſelbſt erfreute mich vor Allem an dem gewohnten Anblick meiner alten Lieblinge, den zarten Meduſen, deren ſchwimmende Scharen mir weder im Mittelmeer noch im indiſchen Ocean fehlten; ich bedauerte nur immer lebhaft (wie ſchon ſo oft früher), daß der raſche Lauf des Schiffes mich verhinderte, die ſchönen Neſſelthiere mittelſt eines herabgelaſſenen Eimers an Bord zu ziehen. Diesmal traf ich im Mittelmeer beſonders zahlreich zwei große Wurzelquallen, die blaue Pilema pulmo und die goldbraune Cotylorhiza tuberculata; im indiſchen Ocean hingegen zwei ſchöne Fahnenquallen, eine roſenrothe Aurelia und eine dunkelrothe Pelagia.

Unſere 24tägige Fahrt von Trieſt bis Bombay verlief unter den angegebenen günſtigen Umſtänden ſo normal und regelrecht, daß im Ganzen nur ſehr wenig darüber zu ſagen iſt. Nachmittags 4 Uhr am 15. October lichtete der „Helios" in Trieſt die Anker und wir dampften nach herzlichem Abſchiede von den lieben Trieſter Freunden beim ſchönſten Herbſtwetter in die blaue Adria hinaus. Auf früheren Fahrten durch dieſelbe hatte ich meiſtens die maleriſchen Küſten von Iſtrien und Dalmatien im Auge gehabt, und die rosmarinduftenden Inſeln Liſſa und Leſina, auf welcher letzteren ich 1871 einen genußreichen Monat in dem maleriſchen Franciscaner-Kloſter beim trefflichen Padre Buona Grazia verlebte. Diesmal nahm jedoch unſer Helios gleich von Anfang an den Curs mehr weſtlich, nach der Mitte des adriatiſchen Meeres zu, da wir in Brindiſi anlegen ſollten, um noch einige Paſſagiere einzunehmen. Auf der Höhe von Canoſſa lagerte weſtwärts eine ſchwarze Wolke; wahrſcheinlich der Schatten des — — doch ich will hier nicht von Politik reden. Wir langten am 17. October Morgens in Brindiſi an und blieben bis Mittag dort liegen. Ich brachte einige Stunden am Lande zu, beſichtigte die wenigen und unbedeutenden Ueberreſte des

alten Brundusium und wanderte längs der Wälle nach dem Bahnhofe. Dieser entspricht ebenso wenig als die moderne Stadt selbst dem bedeutenden Namen, den sie seit Eröffnung des Suezkanals als Knotenpunkt des Weltverkehrs erlangt hat. Die Ueberlandpost vom Continent wird sofort nach der Ankunft des Courierzuges in Brindisi an Bord des Postdampfers gebracht und auch die Passagiere (sowohl die nach Indien gehenden, als die von dort kommenden) scheinen nicht das Bedürfniß eines Aufenthalts in Brindisi, wenn auch nur zu kurzer Erholung, zu fühlen. Wenigstens steht das einzige Hôtel des Ortes meist öde und leer. Es war gewiß sehr charakteristisch, daß auf dem Bahnhofe Todtenstille herrschte und außer dem Telegraphisten Montag Vormittag 10 Uhr nur noch der Portier zu finden war. Die flache Küstenlandschaft von Brindisi, mit Gemüsegärten und Rohrpflanzungen, hier und da einigen zerstreuten Dattelpalmen, bietet wenig. Nur ein altes Kloster außerhalb der Stadt (südlich) mit einem schlanken Thurm und einer stattlichen runden Kuppel, von einem verwilderten Garten umgeben, im Vordergrunde Opuntien- und Agavenbüsche, lieferte ein hübsches Bild und das erste Object für's Skizzenbuch.

Ein englischer General nebst Familie und Gefolge, den wir hatten an Bord nehmen sollen, erschien nicht, weil sein Gepäck auf der Eisenbahn zurückgelassen worden war, und so dampften wir denn ohne ihn am Nachmittag weiter. Am folgenden Morgen fuhren wir bei andauernd ruhigem und sonnigem Wetter längs der ionischen Inseln hin. Ich begrüßte mit Freuden die stattliche Insel Cephalonia und ihr waldgekröntes Haupt, den stolzen Monte nero; auf seinem schneebedeckten Gipfel hatte ich im April 1877 unter Führung eines lieben Gastfreundes, des deutschen Consuls Tool in Argostoli, einen unvergeßlichen Tag verlebt, umrauscht von den breiten Wipfeln und gelagert unter den mächtigen Stämmen der Pinus cephalonica, einer edlen Tannenart, die einzig

und allein auf dieſer Inſel ſich findet. Weiterhin erſchien die holde Inſel Zante — „Fior' di Levante“ — wir fuhren ſo nahe längs ihres maleriſchen Südufers hin, daß wir die lange Reihe hochgewölbter Grotten und Schluchten in dem zerklüfteten rothen Marmor ihres Felſengeſtades genau betrachten konnten. Am Nachmittage erſchien links das Gebirgsland von Arcadien, rechts das einſame Eiland Stamphania; ſpät am Abend paſſirten wir das ſchlachtberühmte Navarino. Nicht minder anziehend und maleriſch war der Anblick des ſtattlichen Candia, längs deſſen ſchluchtenreicher Südküſte wir am 19. October wiederum bei ſchönſter Beleuchtung den größten Theil des Tags entlang fuhren. Leichte weiße Haufwolken, von friſcher Briſe gejagt, zogen in großer Anzahl über den tiefblauen Himmel und warfen wechſelnde Schatten über den mächtigen Felſenleib der ſtattlichen Inſel. Auch das ſchneegekrönte Haupt des Ida, des ſagenreichen Götterſitzes, erſchien bald frei, bald in Wolken gehüllt. Nachdem wir Abends die beiden Gaudo-Inſeln paſſirt, hatten wir am folgenden Tage nur Meer in Sicht. Die Nähe der afrikaniſchen Küſte machte ſich durch bedeutende Zunahme der Wärme fühlbar, und wir vertauſchten die bisher getragene warme Kleidung mit leichterem Sommerzeug.

Als wir am 21. October Morgens das Verdeck betraten, war zwar von der ägyptiſchen Küſte noch Nichts zu ſehen; aber das Mittelmeer hatte ſchon ſeine unvergleichlich reine und tiefe blaue Farbe verloren und erſchien grünlich angehaucht. Je weiter wir vorrückten, deſto mehr nahm die grüne Färbung zu; gegen Mittag ging ſie in ein ſchmutziges Gelbgrün über: die Wirkung der Schlammfluthen des Nils. Zugleich erſchienen eine Menge kleiner Segel, meiſtens von arabiſchen Fiſcherbarken. Eine große Seeſchildkröte (Chelonia caouana) trieb ſchwimmend an unſerem Schiffe vorüber. Zahlreiche Landvögel kamen an Bord geflogen. Um 12 Uhr Mittags erblickten wir den Leuchtthurm von Damiette; um 4 Uhr kam

in einem kleinen Steam-Lunch der arabiſche Pilot an Bord, und eine Stunde ſpäter warfen wir in Port-Said Anker, an der nördlichen Kopfſtation des Suezcanals.

Da der „Helios" in Port-Said Kohlen und Lebensmittel bis Bombay einzunehmen hatte, blieb er einen ganzen Tag hier liegen. Ich ging noch am Abend mit einigen anderen Paſſagieren an Land, ergötzte mich an dem bunten ägyptiſchen Straßenleben und traf in einem Café den Doctor und einige Paſſagiere von dem Lloyddampfer „Polluce", der direct nach Ceylon und Calcutta ging und gleichzeitig mit uns angekommen war. Am folgenden Morgen (22.) beſtieg ich den Leuchtthurm von Port-Said. Er iſt einer der größten der Welt, 160 Fuß hoch, und ſein elektriſches Licht 21 Seemeilen weit ſichtbar. Die mächtigen Mauern ſind aus denſelben Betonblöcken gebaut wie die Molen des Hafens, aus Würfeln einer künſtlichen Steinmaſſe, welche aus 7 Theilen Wüſtenſand und 1 Theil franzöſiſchen hydrauliſchen Kalkes bereitet wird. Die Ausſicht von der Höhe des Leuchtthurms entſprach keineswegs meinen Erwartungen, da man außer Port-Said ſelbſt und ſeiner nächſten, ganz flachen und ſandigen Umgebung ringsum nur Waſſer erblickt. Nächſtdem beſichtigte ich die koſtbaren künſtlichen Hafenanlagen, welche hier mit ungeheuren Koſten und Mühen zur Sicherung des nördlichen Eingangs des Suezcanals geſchaffen worden ſind. Nicht allein mußte man das Hafenbecken ſelbſt tief ausbaggern, ſondern auch zwei coloſſale parallele Steindämme weit in's Meer hinausführen, um den beiden Hauptfeinden der koſtbaren Anlage zu begegnen: den Schlamm-Maſſen, welche von den Nilmündungen durch die weſtliche Strömung oſtwärts geführt werden, und den Sandwolken, welche die vorherrſchenden Nordweſtwinde in das Meer werfen. Daher iſt der weſtliche der beiden Molen gegen 3000 Meter lang und bedeutend ſtärker als der halb ſo lange öſtliche. Zu ihrer Conſtruction wurden gegen 30 000 Betonblöcke verwendet, deren jeder 10 Kubikmeter

mißt und 20,000 Kilogramm wiegt. Vom Hafen wanderte ich nach der Araberstadt, welche von dem europäischen Port-Said durch einen breiten Streifen Sandwüste getrennt ist; sowohl erstere wie letztere besteht aus parallelen Straßenreihen, die sich regelmäßig unter rechten Winkeln kreuzen. Das bunte und malerische Treiben in der schmutzigen Araberstadt bietet dieselben originellen und mannigfaltigen Bilder, die man in jeder kleineren ägyptischen Stadt, wie in den Vorstädten von Cairo und Alexandrien findet. Das europäische Port-Said besteht größtentheils aus Reihen von Kaufläden. Die gesammte Einwohnerzahl beträgt gegen 10,000. Die Hoffnungen, die man bei Anlage der Stadt auf ihr großartiges Aufblühen setzte, haben sich nur zum kleineren Theil verwirklicht, und das prachtvolle palastartige „Hôtel der Nederlanden", welches 1876 eröffnet wurde, steht jetzt schon leer und verlassen da.

Ich versorgte mich in Port-Said noch mit einigen nützlichen Reiseartikeln, die jeder regelrechte Indienfahrer für unentbehrlich hält, insbesondere einem leichten breitkrämpigen weißen Sonnenhut (Solà hat) und einem langen, aus Bambusrohr geflochtenen „Chinastuhl", einer sehr luftigen und bequemen Long-Chaise. Dann fuhr ich an Bord unseres Helios zurück, welcher am Nachmittag die Fahrt durch den Suezkanal begann. Ueber dieses Wunderwerk der Neuzeit ist in den letzten Jahren so viel geschrieben und geredet worden, daß ich hier keinen Raum mit Wiederholung allbekannter Thatsachen verlieren und mich auf einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand des Unternehmens beschränken will. Als ich 1873 in Suez war (drei Jahre nach der Verkehrseröffnung), waren die pessimistischen Ansichten über den Erfolg des Canals ganz überwiegend; man glaubte, daß die Schwierigkeiten und Kosten seiner Unterhaltung immer größer bleiben würden, als die vermuthlichen Einnahmen. Das hat sich seit acht Jahren vollständig verändert; die Rentabilität des großartigen Werkes

ist seitdem nicht nur erwiesen worden, sondern hat auch unerwartete Dimensionen angenommen, und zwar in stetig wachsender Progression. Die englische Regierung hat somit, als sie 1875 den größeren Theil der Canalactien zur großen Bestürzung der Franzosen ankaufte, nicht nur in politischer, sondern auch in finanzieller Beziehung ein vorzügliches Geschäft gemacht. Allerdings bleibt die Unterhaltung des Canals (insbesondere wegen des ununterbrochenen nothwendigen Baggerns) immer noch sehr kostspielig. Allein das Wachsthum der Einnahmen ist so bedeutend, daß es voraussichtlich in kurzer Zeit schon ansehnliche Ueberschüsse ergeben wird. Ein großer Uebelstand für die Schnelligkeit der Beförderung besteht gegenwärtig noch darin, daß im größten Theil seiner Länge der Canalraum gleichzeitig nur ein einziges großes Schiff aufnehmen kann, von höchstens $7^1/_2$ Meter Tiefgang. Daher sind von Strecke zu Strecke breitere Ausweichestellen angebracht, an denen die sich begegnenden Dampfer an einander vorüberfahren; hier muß man oft stundenlang warten, bis die entgegenkommenden Schiffe vorbei sind. Im nächsten Jahrhundert wird voraussichtlich der Canal entweder um mehr als das Doppelte verbreitert oder selbst in eine doppelte Linie getheilt sein, so daß beständig ein nordwärts und ein anderer südwärts gehender Zug von Schiffen ungehindert und ununterbrochen folgen kann.

Die ganze Länge des Suezcanals beträgt 160 Kilometer oder 90 Seemeilen; die Breite des Wasserspiegels 80 bis 110 Meter, die des Canalbodens aber nur 22 Meter. Die gewöhnliche Fahrzeit beträgt 16—20 Stunden; sie wird aber oft beträchtlich verlängert, wenn man auf eine größere Zahl entgegenkommender Schiffe an den Stationen warten muß, oder wenn ein Schiff (wie es nicht selten passirt) im Schlamme stecken bleibt. Wir selbst verloren kurz vor Suez einen ganzen Tag, weil ein englischer Steamer sich festgefahren hatte und erst nach theilweiser Ausladung bei Eintritt der Fluth wieder

flott wurde. Jedes Schiff, das den Canal passirt, wird von einem Piloten begleitet; dieser hat hauptsächlich dafür zu sorgen, daß die Fahrgeschwindigkeit nicht über fünf Meilen in der Stunde beträgt, weil sonst der verstärkte Wellenschlag die Ufer zu sehr beschädigen würde. In der Regel durchfahren die Dampfer den Canal nur bei Tage; bei hellem Mondschein auch durch einen Theil der Nacht. An Passagegebühren hatte unser Helios circa 2000 Francs zu entrichten; sie betragen für jede Tonne 10 Frcs., für jeden Passagier 12 Frcs.

Den größten Theil des Suezcanals durchfuhren wir am 23. October. Der Morgen im Menzaleh-See war erquickend frisch und schön: die Sandbänke im See erschienen mit Tausenden von Pelicanen, Flamingos, Reihern und andern Wasservögeln dicht bedeckt. Hinter den folgenden Ballah-Seen traten wir in den engeren Theil des Canals, welcher die hohe „Schwelle" (El Gisr) durchschneidet. Es ist dies die höchste Bodenerhebung der Landenge von Suez, durchschnittlich 50 Fuß über dem Niveau des Meeres gelegen. Die hohen Sandwälle zu beiden Seiten des Canals sind hier stellenweise mit grauem Tamariskengebüsch dicht bewachsen. Zahlreiche nackte arabische Kinder erschienen und bettelten um „Backschisch"; einige Knaben spielten die Flöte und tanzten mit ziemlicher Grazie. Um Mittag passirten wir die verödete, von Lesseps gegründete Stadt Ismailia und Abends ankerten wir in den großen „Bitterseen".

Nach Einbruch der Dunkelheit stellte der erste Ingenieur des „Helios" Versuche mit elektrischem Lichte an, die glänzend ausfielen. Seiner freundlichen Einladung folgend besichtigte ich im unteren Maschinenraum den neu construirten Apparat, dessen Motor durch die Dampfmaschine des Schiffes in Bewegung gesetzt wird. Hierbei erlitt ich einen kleinen Unfall, der leicht die schlimmsten Folgen hätte haben können. Während ich mir das Detail der Einrichtung zeigen ließ und dabei einen Schritt näher herantrat, glitt mein rechter Fuß auf

dem glatten Boden aus und im selben Moment erhielt der freischwebende linke Fuß unterhalb des Kniegelenks einen Schlag von dem ihn berührenden Motor des elektrischen Apparates, welcher in der Minute 1200 Umdrehungen macht. Ich stürzte zusammen und fürchtete, daß das Bein gebrochen sei; indessen ergab sich glücklicher Weise nur eine sehr heftige Contusion. Wäre ich nach der anderen Seite gefallen, so hätte mich die Maschine in Stücke geschlagen. Durch Eisumschläge, welche ich sofort anwendete und zwei Tage lang fortsetzte, wurden die schlimmen Folgen größtentheils gehoben; doch blieb das Bein noch vierzehn Tage lang geschwollen und erst kurz vor der Ankunft in Bombay erlangte ich wieder den freien Gebrauch desselben. Unter allen denkbaren „Gefahren" einer Tropenreise hätte ich an einen derartigen Unfall am wenigsten gedacht. Er war um so unangenehmer, als er sich kurz vor unserem Eintritt in das Rothe Meer ereignete und mich zwang, mehrere Tage unten in der Cabine zu liegen.

Von allen Indienfahrern wird das Rothe Meer als der heißeste und unangenehmste Theil der Reise am meisten gefürchtet; und obgleich wir uns bereits in der kühleren Jahreszeit befanden, hatten wir doch volle Gelegenheit, uns auf's Neue von der guten Begründung jener Furcht zu überzeugen. Allerdings liegt das Rothe Meer (oder der arabische Golf) mit seinem nördlichen Drittel noch außerhalb des Wendekreises; aber trotzdem ist es in seiner ganzen Ausdehnung als ein echtes „Tropenmeer" zu bezeichnen. In seiner ganzen Ausdehnung von Suez bis Perim, vom 30—18° N. Br., trägt es denselben Charakter, besitzt es nahezu dieselbe Flora und Fauna, ist es durch gleiche physikalische Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet. Die Unterschiede zwischen den beiden Enden des langgestreckten, 300 Meilen langen Golfes sind in jeder Beziehung viel geringer, als die Unterschiede zwischen dem Rothen Meere bei Suez und dem Mittelmeer bei Port-Said, obgleich beide nur durch die schmale Brücke der Landenge ge-

trennt werden. Aber dieſe ſchmale Brücke, die Aſien mit Afrika verbindet, beſteht ſchon ſeit Millionen von Jahren, und in Folge deſſen hat ſich die Thier- und Pflanzenbevölkerung der beiden benachbarten Meere völlig unabhängig von einander entwickelt. Diejenige des Mittelmeeres gehört zum atlantiſchen Ocean, diejenige des Rothen Meeres hingegen zum indiſchen Ocean (vergl. meine „Arabiſchen Korallen", 1876, p. 26, 41). Beide Geſtade des rothen Meeres, ſowohl das öſtliche Arabiens, als das weſtliche Aegyptens, ſind im weitaus größten Theile von Vegetation gänzlich entblößt, überaus öde, dürr und unfruchtbar; kein einziger größerer Fluß mündet in dasſelbe ein. Darüber erheben ſich beiderſeits hohe langgeſtreckte Gebirgsketten, die ebenfalls zu den wildeſten und ödeſten der Erde gehören. Zwiſchen dieſen hohen, ſonnendurchglühten Parallelketten iſt nun der ſchmale arabiſche Golf, wie ein Laufgraben zwiſchen zwei hohen Wällen eingeſchloſſen, und die ungeheuren Wärmemengen, welche die waſſerarmen Sand- und Felsberge ausſtrahlen, werden durch keine Vegetationsthätigkeit gebunden. In den heißen Sommermonaten ſteigt die Hitze um Mittag im Schatten gegen 40° R. und die Officiere unſeres Schiffes, welche zu dieſer Zeit die Reiſe gemacht hatten, verſicherten mir, daß ihnen dieſe Höllenqual unerträglich erſchienen ſei und daß ſie alle gefürchtet hätten, den Verſtand zu verlieren. Auch jetzt noch, Ende October, war es ſchlimm genug, und den größten Theil des Tages über zeigte das Thermometer auf Deck unter dem doppelten Schattendach 22 — 26° R., einmal bis 32°; in den (gelüfteten!) Cabinen Tag und Nacht 24 — 28°. Dabei war die heiße Luft von einer erdrückenden Schwüle, und alle Mittel der Erquickung wurden vergeblich verſucht. Um wenigſtens nach Möglichkeit überall Luftzug zu erzeugen, wurden alle Fenſter und Luken Tag und Nacht offen gelaſſen, durch zwei Reihen von ſenkrechten ſchornſteinartigen Luftröhren Luft vom Deck in die unteren Schiffsräume geleitet, und endlich in den Salons die

indiſche „Punka“ beſtändig in Bewegung erhalten; dieſe wird auf unſerem Schiffe ſehr zweckmäßig durch eine doppelte Reihe von fächerartigen, mit Zeug überſpannten Rahmen vertreten, welche an zwei parallelen, durch die ganze Länge des Salons laufenden horizontalen Stangen befeſtigt ſind, und durch die Maſchine in Bewegung geſetzt. Der Hauch dieſer Rieſenfächer linderte nebſt großen Quantitäten Eiswaſſer die Leiden der übermäßigen Hitze nicht wenig.

Da unſer Schiff kurz vor Suez durch einen feſtgefahrenen Dampfer im Canal über einen Tag aufgehalten worden war, kamen wir erſt am Mittag des 25. October auf der Rhede von Suez an und blieben nur wenige Stunden daſelbſt liegen. Am folgenden Morgen waren wir bereits auf der Höhe von Tur, dem intereſſanten arabiſchen Küſtendorfe am Fuße des Sinaigebirges, deſſen prachtvolle Korallenbänke ich im März 1873 mit ſo großem Genuſſe unterſucht hatte. Damals an Bord eines ägyptiſchen Kriegsdampfers, den mir der Khedive Ismail Paſcha für dieſe herrliche Fahrt gütigſt bewilligt hatte, war ich von der ſtrahlenden Pracht dieſer unterſeeiſchen Korallengärten ſo entzückt worden, daß unwillkürlich die alte Sehnſucht nach der reicheren Wunderwelt des benachbarten Indien mit verſtärkter Macht ſich geregt hatte: „Ja, wer nun auch noch die märchenhaften, von Korallen umgürteten Geſtade von Ceylon ſehen könnte“! Und jetzt, nach acht Jahren war ich auf der Fahrt dahin! . . . Im heiteren Morgenſchimmer ſah ich die maleriſchen Gipfel der Sinaihalbinſel an mir vorüberziehen, welche ich damals im purpurnen Glanze der Abendſonne erglühend verlaſſen hatte (vergl. meine „Arabiſche Korallen“. Ein Ausflug nach den Korallenbänken des Rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Mit 5 Farbendrucktafeln und 20 Holzſchnitten, Berlin, 1876).

Von den ſechs heißen Leidenstagen im Rothen Meere, die nun folgten, iſt wenig zu berichten. Da unſer Schiff ſich faſt immer in der Mitte desſelben hielt, ſahen wir von beiden

Küsten fast Nichts. Am 27. October Abends 7 Uhr passirten wir den Wendekreis des Krebses und ich athmete zum ersten Male den glühenden Odem der Tropennatur. Während der Sternenhimmel sich über uns in wolkenloser Klarheit wölbte, stand im Osten über der arabischen Küste eine hohe schwarze Gewitterwand, aus der fast ununterbrochen jede Secunde zuckende Blitze oder verschwommenes Wetterleuchten auftauchten. Donner war nicht zu hören und kein erquickender Regenguß kam zu uns herüber. Auch in den nächsten Tagen wiederholte sich jeden Abend am östlichen Horizont dasselbe Schauspiel, während der westliche frei war und Tags über nur leichte zerstreute Federwolken über das tiefblaue Firmament zogen. Die drei ersten Nächte in den Tropen sank das Thermometer in den offenen Cabinen und Salons nicht unter 25°. Ich schlief nebst den meisten anderen Herren auf Deck, wo wir wenigstens 3° weniger und dazu doch frischen Luftzug hatten. In der Nacht des 30. October passirten wir die Straße Bab-el-Mandeb und die von den Engländern befestigte Insel Perim, das Gibraltar des Rothen Meeres, und am 31. Vormittag 10 Uhr gingen wir im Golfe von Aden vor Anker.

Aden liegt bekanntlich auf einer felsigen Halbinsel, die nur durch eine schmale Landzunge mit dem arabischen Festlande zusammenhängt, ähnlich wie Gibraltar. Schon 1839 von den Engländern erworben und befestigt, hat diese wichtige Station auf dem Wege nach Indien neuerdings eine außerordentliche Bedeutung erlangt, besonders seit Eröffnung des Suezcanals. Die Bevölkerungsziffer ist jetzt schon auf mehr als 30,000 gestiegen. Die meisten Schiffe legen hier an, um Kohlen und Lebensmittel einzunehmen. Wir hatten uns mit diesen bereits in Port-Said versehen, da wir nicht wußten, ob wir wegen der vor zwei Monaten in Aden ausgebrochenen Choleraepidemie mit diesem Orte würden communiciren dürfen. Jetzt erfuhren wir, daß diese seit Kurzem vorüber sei. Bald nach unserer Ankunft war der „Helios" bereits von

arabiſchen Booten umringt, deren ſchwarzbraune Inſaſſen an Bord kletterten, um ihre eigenthümlichen Landesproducte zum Kaufe anzubieten: Straußenfedern und -Eier, Löwen- und Leopardenfelle, Antilopenhörner, ſtattliche Sägen des Sägefiſches, zierlich geflochtene Körbchen und Schüſſeln u. dgl. mehr. Mehr Intereſſe noch als dieſe Producte boten die Händler ſelbſt, theils echte Araber, theils Neger, theils Somalis und Abeſſinier. Die meiſten waren von dunkelbrauner Farbe, die bald mehr in das Röthliche oder Bronzefarbige, bald mehr in das Schwarze ſpielte. Die ſchwarzen krauſen Haare ſind oft mit Hennah roth oder mit Kalk weiß gefärbt. Die Bekleidung der meiſten beſtand bloß aus einer weißen Schärpe um die Lenden. Sehr unterhaltend waren Scharen kleiner ſchwarzbrauner Jungen von 8—12 Jahren, die einzeln oder zu zweien in kleinen (aus einem ausgehöhlten Baumſtamm beſtehenden) Kähnen herangerudert kamen und ihre Taucherkünſte producirten. Kleine Silbermünzen, die wir über Bord warfen, fingen ſie tauchend mit großem Geſchick und balgten ſich ſelbſt unter Waſſer mit Energie um deren Beſitz.

Von der Stadt und den Befeſtigungswerken Adens ſahen wir, da wir nicht an Land gingen, nur wenig. Die öden vulkaniſchen Felſen der Halbinſel, auf denen die Häuſer zerſtreut ſind, erſcheinen ſtark zerklüftet und theilweiſe ſehr maleriſch. Die vorherrſchende Farbe der nackten Laven iſt dunkelbraun. Keine Vegetation ſchmückt die nackten ſtarren Felswände und lindert die Gluth der tropiſchen Sonnenſtrahlen; nur hier und da ſind an einzelnen Stellen dürftige Anpflanzungen ſichtbar. Der Aufenthalt auf dieſem glühenden Felſenneſte wird im Hochſommer zur Hölle für die engliſche Garniſon, und nicht umſonſt nennen es die Officiere: „des Teufels Punſchkeſſel“. Der Anblick der nackten Lavaberge erinnerte mich lebhaft an diejenigen der canariſchen Inſel Lanzerote.

Nach ſechsſtündigem Aufenthalte verließ der „Helios“ das ungaſtliche Aden, um ſeine Fahrt nach Bombay fortzuſetzen.

Auch von dieſer achttägigen Fahrt durch den indiſchen Ocean iſt nichts Beſonderes zu berichten. Wir erfreuten uns gleichmäßig des ſchönſten Herbſtwetters. Der erfriſchende Nordoſt-Monſun machte ſich von Tag zu Tag mehr geltend. Schon gleich nach dem Austritt aus dem Rothen Meere hatten wir mit Wonne ſeinen Einfluß empfunden. Obgleich auch jetzt bei Tage das Thermometer nicht unter 20° R. fiel (meiſtens 22° um Mittag), ſo erſchien doch die friſche bewegte Luft uns wie ein anderes Medium, und vor Allem waren die Nächte nicht glühend wie im Rothen Meer, ſondern von angenehmſter Kühle. Der indiſche Ocean war beſtändig durch den friſchen Monſunhauch leicht bewegt; ſeine Farbe blieb ein zartes Blaugrün oder bisweilen grünliches Laſurblau; niemals aber das tiefe reine Dunkelblau des Mittelmeeres, an deſſen Stelle im Rothen Meere ein mehr violett angehauchtes Blau getreten war. Der Himmel war bald ganz klar, bald mit leichten Federwolken bedeckt. Am Nachmittag ſammelten ſich ſtets zahlreiche Haufenwolken, thurmartig ſich übereinander bauend und von Nordoſt nach Südweſt ziehend. Die prächtigſten Beleuchtungseffecte ſchenkte uns dann die indiſche Abendſonne, ein immer neues und immer herrliches Schauſpiel, welches nur allzu raſch unſeren ſtaunenden Blicken entſchwand. Manche Stunde Tags über ſtand ich vorn am Bugſpriet und ſchaute den Scharen der fliegenden Fiſche zu, die beſtändig beim Nahen des Schiffes aus der Fluth auftauchten und gleich Schwalben in geringer Höhe über den Waſſerſpiegel hinſchoſſen.

Noch anziehender freilich blieben mir meine geliebten Meduſen, die in den Morgenſtunden von 9—12 Uhr bald einzeln, bald in Schwärmen erſchienen; blaue Rhizoſtomen, roſenrothe Aurelien und braunrothe Pelagien. Beſonders leid that es mir, daß ich nicht der merkwürdigen Staatsqualle oder Siphonophore habhaft werden konnte, die wir Porpita nennen und die am 4. November in zahlreichen und ſtattlichen, aber immer vereinzelten Exemplaren uns begegnete.

An einigen Abenden war das herrliche Phänomen des Meeresleuchtens so prachtvoll, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Der ganze Ocean, so weit das Auge reichte, war ein zusammenhängendes funkelndes Lichtmeer. Die mikroskopische Untersuchung des geschöpften Wassers ergab, daß die leuchtenden Thiere zum größten Theile kleine Crustaceen waren, zum kleineren Theile Medusen, Salpen, Würmer u. s. w. Das prachtvollste Licht strahlten jedoch die Feuerzapfen (Pyrosoma) aus.

Den größten Theil dieser gezwungenen Mußewoche verbrachte ich mit dem Schreiben dieser Zeilen, und wenn ich auch fürchten muß, lieber Leser, daß diese „unterwegs nach Indien" geschriebenen flüchtigen Blätter Dir kein besonderes Interesse abgewinnen werden, so bitte ich Dich einstweilen freundlich damit fürlieb zu nehmen, in der Hoffnung, daß die folgenden Briefe Dir besser gefallen.

II.

Eine Woche in Bombay.

II.

Der achte November 1881 war der herrliche und für mich denkwürdige Tag, an welchem ich zum ersten Male tropischen Boden betrat, tropische Vegetation bewunderte, tropisches Thier- und Menschenleben anstaunte. Genau vor einem Monat, am 8. October, hatte ich mein liebes Jena verlassen und nun stand ich bereits, durch den Lloyd-Dampfer „Helios", wie durch Faust's Zaubermantel über 34 Breitengrade getragen, 4000 Seemeilen von der deutschen Heimath entfernt, auf dem wunderreichen Boden Indiens. Schon eine Stunde vor Sonnenaufgang war ich an Bord und sah allmälig aus dem duftigen Nebel der Morgendämmerung das tief eingeschnittene Küstenland von Bombay hervortreten, überragt von den seltsam geformten Gebirgszügen der „Bhor-Ghats". Diese letzteren bilden die Grenzmauer zwischen dem ausgedehnten, circa 2000 Fuß hohen Tafellande von Dekkan (dem „Oberlande" der vorderindischen Halbinsel) und dem schmalen und flachen Küstenstreifen von Konkan (dem littoralen „Unterlande"). Die steilen Gebirgsmauern, die da in langgedehnter Kette aufsteigen, bestehen aus Basalt, Syenit und anderen plutonischen Gesteinen, und sind in seltsamster Weise zerklüftet und eingeschnitten, so daß man auf der Höhe des horizontal abgeplatteten Tafellandes eine Anzahl colossaler Festungen, Forts, Thürme und Zinnen zu erblicken glaubt.

In raſchem Wechſel färbte ſich der dämmernde Morgenhimmel über der indiſchen Küſte mit den zarteſten und duftigſten Tönen, und dann trat plötzlich mit glühendem Strahl zwiſchen zwei breiten Wolkenſchichten der indiſche Helios hervor, unſer gleichnamiges Schiff mit ſeinem vollen Glanze begrüßend. Jetzt ließen ſich auch die Einzelheiten der nahen Küſte deutlich unterſcheiden, vor Allem ausgedehnte Wälder der Palmyra-Palme und zunächſt der gewaltige, tauſende von Schiffen beherbergende Hafen von Bombay. Von der Stadt ſelbſt wurden die einzelnen Häuſer des Colaba-Viertels ſichtbar, auf der ſüdöſtlich vorſpringenden Landzunge der Inſel Bombay; darauf die ſtattlichen Prachtbauten des nahen Forts, und im Hintergrunde der langgeſtreckte grüne Rücken von Malabar-Hill, das ſüdweſtliche Vorgebirge der Inſel mit ſeinen zahlreichen Villen und Gärten. Aber mehr als dies feſſelte unſere Augen zunächſt das bunte Gewühl der Schiffe in dem geräumigen Hafen, einem der beſten Indiens. Da lagen vor uns die beiden weißen eiſengepanzerten Monitors mit ihren drehbaren Thürmen, welche die Befeſtigungen des Platzes in wirkſamſter Weiſe ergänzen; dort ſtanden hunderte von engliſchen Soldaten an Bord zweier gewaltiger Truppen-Transport-Schiffe, die 3—4000 Mann aufzunehmen vermögen; weiter fuhren wir zwiſchen einer ganzen Flotte verſchiedener Dampfer durch, welche von Bombay nach allen Himmelsgegenden Frachten und Paſſagiere befördern; ganz freundartig aber erſchien das bunte Gewimmel der kleineren Schiffe und Boote der Eingeborenen, deren nackte braune Körper meiſtens nur mit einem weißen Schurze, oder einem weißen Lappen bekleidet ſind, das Haupt durch einen bunten Turban gegen die tropiſche Sonne geſchützt.

Kurz nach Sonnen-Aufgang ließ unſer „Helios" in der Nähe des „Apollo-Bunder" (— des gewöhnlichen Landungsplatzes der Paſſagiere —) die Anker fallen: Sanitäts- und Steuer-Officianten kamen an Bord, und alsbald befand ſich

die Paſſagier-Geſellſchaft, die ſeit Trieſt, 24 Tage lang, das ſchwimmende Hôtel gemeinſam bewohnt hatte, in völliger Auflöſung. In aller Eile wurden noch einige freundliche Grüße ausgetauſcht, Karten gewechſelt und Glückwünſche auf die weitere Reiſe mitgegeben; und dann ſtieg Jeder mit ſeinen Habſeligkeiten ſo raſch als möglich in das Boot, das ihn dem erſehnten Lande zuführte. Ich ſelbſt folgte der gütigen Einladung eines trefflichen deutſchen Landsmannes, des Herrn Blaſcheck aus Frankfurt a. M., welcher ſeine Gattin, unſere liebenswürdige Reiſegefährtin, von Bord abholte. Er bat mich, die Woche, welche ich in Bombay zubringen würde, in ſeiner Villa auf Malabar-Hill zu wohnen, und ich nahm dieſe Einladung um ſo lieber an, als die engliſchen Hôtels in den großen Städten Indiens mit ihrem leidigen Penſions-Zwange, ihrer ſteifen Etiquette und ihrem Gewimmel läſtiger Dienerſchaft die freie Bewegung der Reiſenden in unliebſamſter Weiſe beſchränken.

Obgleich ich nun in der Villa Blaſcheck, mitten unter Palmen und Bananen, von allem dem glänzenden Comfort umgeben war, welchen die wohlhabenden Europäer in Indien für ſelbſtverſtändlich halten, der aber dem deutſchen Ankömmling ſehr luxuriös erſcheint, ſo fühlte ich mich doch bald ſo behaglich wie zu Hauſe; und wenn dieſe Woche in Bombay zu meinen angenehmſten Reiſe-Erinnerungen gehört, ſo verdanke ich das mindeſtens ebenſoſehr jener herzlichen und liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft, als den wunderbar ſchönen und mannigfaltigen Bildern, die während dieſer acht kurzen Tage in reichſter Fülle an meinen Augen vorüberzogen.

Natürlich reicht eine ſolche Woche nicht im Entfernteſten hin, um eine Wunderſtadt wie Bombay gründlich kennen zu lernen, und ich beabſichtige daher in den folgenden Zeilen nichts weniger zu geben, als eine ausführliche Beſchreibung derſelben, oder auch nur eine touriſtiſche Skizze; vielmehr muß ich mich auf eine dürftige Wiedergabe der mächtigen und groß-

artigen Eindrücke beschränken, welche ich hier in kürzester Frist empfangen. Ich hatte von Bombay früher wenig gelesen und gehört; ich wußte wenig mehr davon, als daß es nach Calcutta die größte und bedeutendste Stadt von Britisch-Indien sei, mit einem höchst großartigen Handel und Verkehr, und einer bunt gemischten Bevölkerung. Auch erinnere ich mich nicht, jemals auf einer unserer Gemälde-Ausstellungen Bilder dieser Stadt und ihrer Umgebung gesehen zu haben. Wie sehr war ich daher überrascht, hier einen Reichthum der schönsten und großartigsten Ansichten zu finden, welche ich nach meinen persönlichen Erfahrungen nur mit denjenigen von Neapel in Europa, von Cairo in Aegypten oder besser noch mit einer eigenthümlichen Combination dieser beiden berühmten und unter sich so sehr verschiedenen Metropolen vergleichen kann. Mit Neapel läßt sich Bombay vergleichen hinsichtlich der herrlichen Lage an einer vielfach ausgeschnittenen, gebirgigen und mit der schönsten Vegetation geschmückten Meeresküste, hinsichtlich des Kranzes von Inseln und Küstenbergen, welche den weiten großartigen Golf umgeben; dagegen erinnert Bombay an Cairo durch die bunte Mischung und malerische Gestaltung seiner südlichen, aus den verschiedenartigsten Rassen zusammengesetzten Bevölkerung, durch das fremdartige Gewühl des Straßenlebens und durch die intensiven Farben, mit denen hier Natur und Kunst gleichmäßig ihre mannigfaltigen Gebilde bekleiden.

Die Stadt Bombay bedeckt eine kleine Insel von 22 englischen Quadrat-Meilen Oberfläche; sie liegt unter 18° 56′ N. Br., 72° 56′ Ö. L. Diese Insel wurde zuerst von den Portugiesen im Jahre 1529 entdeckt und besetzt, und wegen des vortrefflichen großen Hafens, welchen sie mit einigen benachbarten Inseln und mit der nahen Küste des Festlandes einschließt, Buona-Bahia (d. h. „gute Bay", Bonne Bay) genannt. (Andere leiten allerdings den Namen Bombay von der indischen Meeresgöttin Bomba-Devi oder Maha-Deva ab).

1661 traten die Portugiesen Bombay an die Engländer ab; diese wußten jedoch anfänglich nicht Viel daraus zu machen; hauptsächlich hinderten ausgedehnte Sümpfe und das dadurch bedingte ungesunde Klima eine günstige Entwickelung. Erst nachdem diese Sümpfe ausgetrocknet, auch sonst bessere Bedingungen geschaffen waren, entwickelte sich Bombay rasch — hauptsächlich seit 1820, seitdem der verdienstvolle Gouverneur Mount Stuart Elphinstone die Regierung übernahm; und im Laufe des letzten halben Jahrhunderts ist daraus die drittgrößte Handelsstadt Asiens (nächst Canton und Calcutta) geworden. Die Bevölkerung ist jetzt auf ungefähr 800,000 gestiegen (darunter 8000 Europäer und 50,000 Parsi); sie betrug noch 1834 nur 234,000 Einwohner, 1816 nur 160,000 und 1716 nur 16,000 Seelen. Für den ganzen Handel und Verkehr des indischen Orients, insbesondere die Verbindung von Asien und Europa, hat sich Bombay jetzt zu einer ähnlichen Bedeutung emporgeschwungen, wie sie zur Zeit seiner höchsten Blüthe im Alterthum Alexandria besaß. Der wichtigste Theil des Handels ist der Baumwollen-Markt; Bombay wird in dieser Hinsicht nur noch von New-Orleans in Nord-Amerika übertroffen. Der mächtige, ebenso sichere als umfangreiche Hafen ist der größte und beste Handelshafen Indiens. Er öffnet sich nach Süden, wird nordöstlich vom Festlande begrenzt, westlich von der Insel Bombay und nördlich von einer Gruppe kleiner Inseln, die dicht bei einander liegen.

Die Gestalt der Insel ist ein längliches Viereck, dessen längster Durchmesser von Norden nach Süden gerichtet ist. Das nördliche Ende ist durch mehrere Brücken mit der größeren Insel Salsette und durch diese mit dem Festlande verbunden. Einen großen Theil der nördlichen Hälfte nimmt der ausgedehnte Palmenwald von Mahim ein. Die südliche Hälfte läuft in zwei langgestreckte Vorgebirge aus, welche man den beiden ungleichen Schenkeln einer Krebsscheere vergleicht, und welche eine weite, aber flache, schön gerundete Bucht („Back-

Bay") zwiſchen ſich einſchließen. Von den beiden parallelen Vorgebirgen oder Landzungen iſt die weſtliche kürzer und höher, dem Poſilippo von Neapel zu vergleichen; das iſt „Malabar-Hill", die herrliche Villenſtadt. Reizende Gärten, mit allen Prachtpflanzen der Tropen geſchmückt, umgeben hier in üppigſter Fülle die zahlreichen eleganten Villen oder Bungalow's, in denen die wohlhabendſten und vornehmſten Einwohner (theils Europäer, theils Parſi) wohnen. Ein hübſcher Weg, der zwiſchen dieſen Gärten der Länge nach über den höchſten Grat des Baſalt-Rückens von Malabar-Hill führt, bietet eine Reihe der prächtigſten Ausſichten, bald nach Weſten über das palmengekrönte Geſtade des offenen indiſchen Oceans, bald nach Oſten über die weite Back-Bay und die großartige Stadt, die ſich rings um letztere ausbreitet. Der ſüdlichſte Ausläufer derſelben geht bis zur Südſpitze von Colaba vor; das iſt die öſtliche und längere von den beiden parallelen Landzungen, der Hauptplatz des Baumwollen-Handels, zum großen Theil noch von den Zeltlagern und Baracken der europäiſchen Truppen eingenommen.

Am nördlichen Ende der Colaba-Landzunge, zwiſchen dieſer und dem anſtoßenden Fort, liegt der vielgenannte Apollo-Bunder, der hübſche Quai, an welchem die meiſten Reiſenden zuerſt landen, und an welchem auch ich zuerſt den indiſchen Boden betrat. Seinen Namen trägt dieſer vielbeſuchte Quai nicht etwa vom ſchönen Sonnen-Gotte der Griechen, ſondern von dem indiſchen Worte „Pallow" (= Fiſch), aus welchem durch Corruption Apollo entſtand. Pallow-Bunder war urſprünglich indiſcher Fiſchmarkt. Jetzt iſt hier eine vortreffliche Reſtauration (die einzige größere und elegantere in Bombay) errichtet; auf dem Altane derſelben, mit prächtigſter freier Ausſicht über Hafen und Gebirge, nahm ich, der Einladung eines werthen Landsmannes folgend, mein erſtes Frühſtück in Indien ein. Auf dem freien Platze von Apollo-Bunder, wie auf der „Santa Lucia" in Neapel entwickelt ſich

Abends beſonders das regſte Leben. Oft ſpielt hier die Militär-Muſik und dann giebt ſich die ſchöne und vornehme Welt von Bombay hier ihr Rendezvous. Zahlreiche elegante Equipagen begegnen ſich in der erquickenden Abendkühle und fahren längs des Strandes der Back-Bay nach Malabar-Hill zurück. Dazwiſchen entwickelt ſich auf freien Raſenplätzen am Strande das bunte Leben der Eingebornen, die hier ebenfalls auf ihre Weiſe, um Feuer gelagert und ſpielend, das Leben genießen.

Der breite Raum der ſüdlichen Inſelhälfte, zwiſchen den beiden parallelen Landzungen Malabar-Hill und Colaba, wird von den beiden wichtigſten Stadttheilen eingenommen, vom Fort und von der „ſchwarzen Stadt". Das ſogenannte Fort, früher eine iſolirte Citadelle, ſtößt an das Nordende von Colaba und umfaßt den weitaus wichtigſten Theil der europäiſchen Stadt. Hier finden ſich erſtens die meiſten öffentlichen Gebäude, auf geräumigen, mit Brunnen gezierten offenen Plätzen vertheilt, und zweitens die meiſten Comptoire und Geſchäftshäuſer der Europäer zuſammengedrängt; ſie bilden die eigentliche „City" mit dem lebendigſten Geſchäftsverkehr. Die Mehrzahl der großen öffentlichen Gebäude: das Regierungsgebäude, Secretariat, Poſtamt, Univerſität, Kunſtſchule, Bank, Rathhaus ꝛc. ſind erſt im Laufe der letzten 20—30 Jahre mit großen Koſten aufgeführt, ſämmtlich ſtattliche Prachtbauten im gothiſchen Stil, mit Spitzbogen und Säulenhallen; meiſtens in jener beſonderen Form desſelben, welche an vielen Paläſten Venedigs zu finden iſt. Höchſt ſeltſam contraſtiren dieſe venetianiſch-gothiſchen Prachtbauten mit der üppigen Tropen-Vegetation, welche ſie umkleidet und mit dem bunten indiſchen Volksleben, welches in den Straßen zu ihren Füßen wogt.

Den eigentlichen Herd dieſes Volkslebens aber bildet die ſogenannte „Schwarze Stadt" oder die Stadt der Eingeborenen (‚Native-Town'). Sie iſt ſowohl von dem ſüdlich anſtoßenden „Fort", als von dem weſtlich angrenzenden

Malabar-Hill völlig abgetrennt und bietet in ihrem farbenreichen und fremdartigen Volksgewühl für jeden Europäer einen Anziehungspunkt von höchstem Interesse. Beim ersten Betreten derselben wurde ich lebhaft an Cairo erinnert. Die offenen Läden der Eingebornen, die sich hier in buntester Ausstellung dicht aneinander reihen, die lebhaft gefärbten Trachten und die halbnackten Gestalten der sich drängenden Volksmenge, das Geschrei der Verkäufer, das Gewühl der Wagen und Pferde ist in den Bazaren und Ladenstraßen von Cairo und von Bombay sehr ähnlich. Allein je länger man in diesem Gewühl verweilt, desto mehr fallen auch die charakteristischen Unterschiede der indischen und der ägyptischen Metropole in die Augen. Einen ganz verschiedenen und einen viel schöneren Anblick bietet namentlich der nordwestliche Theil der schwarzen Stadt, welcher den Namen Girgaum führt. Hier liegen einzelne Hütten und Höfe höchst malerisch im Schatten eines prachtvollen Waldes von Cocos-Palmen, und die Staffage von nackten Kindern, reich geschmückten Weibern, braunen Männern, zierlichen Zebus, dazwischen Pferde, Hunde, Affen ꝛc. im buntesten Gemische, gibt dem Genre-Maler hier eine Fülle der reizendsten Motive.

Die Bevölkerung, welche diese verschiedenen Theile von Bombay bewohnt, ist so mannigfaltig zusammengesetzt und trägt sich so verschiedenartig, daß es vollkommen die Kraft unserer Feder übersteigen würde, wollten wir den Versuch wagen, von ihrem bunten Leben und Weben auch nur ein skizzenhaftes Bild zu entwerfen. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Hindu, eine kleine und schwächliche Rasse von dunkelbrauner Hautfarbe, welche bald mehr in das Caffeebraun, bald mehr in das Kastanienbraun zieht. Allerliebst sind die Kinder dieser Rasse, welche überall nackt auf der Straße spielen und bis zum neunten Lebensjahre jeder Klei-

dung entbehren. Aber auch die Männer der niederen Kasten gehen größtentheils fast nackt und tragen nur einen einfachen Gurt oder Schurz um die Hüften, ähnlich einer schmalen Schwimmhose; der Maler kann daher den zierlichen Körperbau und die auffallend schlanken Glieder dieser Rasse auf Schritt und Tritt in allen möglichen Stellungen studiren, und besonders unter den Jünglingen von 16—20 Jahren wird er reizende Modelle finden. Diese bilden hier in der That das „schöne Geschlecht"; ihre Gesichtszüge sind in jenem Alter oft sehr fein und edel, durch einen gewissen elegischen Anflug ausgezeichnet. Auch unter dem weiblichen Geschlechte erblickt man viele zierliche und schlanke Gestalten, und das einfache faltige Gewand, in welches sie ihre Gestalt verhüllen, wird meist mit vieler Anmuth getragen; aber hübsche Gesichter sieht man nur sehr selten: die meisten Mädchen heirathen sehr früh (mit 10—15 Jahren), verblühen rasch und werden im Alter ausnehmend häßlich. Dazu kommt die entstellende Sitte, durch den linken Nasenflügel einen großen silbernen Ring zu ziehen. an welchem Steine, Glasperlen und andere Zierrathen befestigt werden; bei vielen Weibern verdeckt ein solches Gehänge den größten Theil des Mundes und Kinnes. Außerdem wird der Mund noch durch die Sitte des Betelkauens entstellt, wodurch Lippen und Zähne sich rothgelb färben. Ferner werden auf die Stirn allgemein Striche und Zeichen von verschiedener Farbe gemalt, die Abzeichen der verschiedensten Kasten. Die Arme werden blau tättowirt. Um die Knöchel und um einzelne Zehen werden bei beiden Geschlechtern silberne Ringe getragen. So machen die nackten Figuren der Hindu äußerlich durchaus den Eindruck von echten „Wilden", obgleich sie in der That zu derselben „mediterranen" oder arischen Rasse gehören, aus der auch unsere europäischen Volksstämme entsprungen sind. Die bekannten Einrichtungen des Kastenwesens und der brahmanischen Religion haben sich unter ihnen größtentheils noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die

Todten werden durch Feuer bestattet, und wenn man Abends längs des schönen Back-Bay-Strandes vom Fort nach Malabar-Hill fährt, erblickt man unmittelbar neben den Eisenbahn-Stationen die Feuer in den großen Oefen, in denen die Hindu-Leichen auf Rosten in einfachster Weise verbrannt werden — weit zweckmäßiger und billiger, als es bei unserer kostspieligen modernen Leichen-Verbrennung in Gotha geschieht.

Nach dem Census der Bevölkerung Bombay's von 1872 (wonach die Gesammtzahl der Einwohner 650,000 Seelen betrug) kommen mehr als $^3/_5$ dieser Zahl auf orthodoxe Hindus verschiedener Kasten, welche sämmtlich unter der Botmäßigkeit der Brahminen sich befinden, während gegen 140,000 (also über $^1/_4$ der Gesammtzahl) Mohammedaner sind, aber nur 15,000 (also kaum $^1/_{45}$) Buddhisten. Dazu kommen nun noch ein paar tausend Juden, Chinesen und afrikanische Neger; ferner eine große Anzahl von Mischlingen der verschiedenen Rassen. Man kann also denken, wie bunter Natur das Völkergemisch ist, welches die Straßen von Bombay belebt, und welche verschiedene Typen, Sitten, Anschauungen und Gebräuche sich hier ungestört neben einander bewegen. Vielleicht in keiner Stadt der Erde wird eine größere Zahl von verschiedenen Sprachen durch einander gesprochen als in Bombay, zumal auch die europäische Colonie hierselbst durch alle Zungen vertreten ist.

Einen der merkwürdigsten und wichtigsten Bestandtheile der Bevölkerung bilden in Bombay, wie in anderen Hauptstädten Indiens, die Parsi oder Gebern. Ihre Zahl beträgt nur ungefähr 50,000 (also etwa $^1/_{12}$ der Gesammtzahl); allein durch ihre energische Thätigkeit, ihre Klugheit und ihren Fleiß haben sie sich so bedeutenden Einfluß erworben, daß sie in jeder Beziehung eine hervorragende Rolle spielen. Wenn man, wie es oft geschieht, den Europäern in Bombay alle anderen Classen der buntgemischten Bevölkerung als „Eingeborene oder Natives" gegenüberstellt, so bilden die Parsi

eine dritte Hauptclaſſe derſelben, welche gewiſſermaßen zwiſchen erſteren und letzteren in der Mitte ſteht. Sie ſind die Nachkommen der alten Perſer, welche nach der Eroberung Perſiens durch die Mohammedaner im ſiebenten Jahrhundert deren Religion nicht annahmen, ſondern diejenige Zoroaſter's beibehielten. In Folge deſſen vertrieben, wandten ſie ſich zunächſt nach Ormus und zerſtreuten ſich von da aus über Indien. Da ſie nur unter ſich heirathen, erhalten ſie ihre Raſſe rein und ſind auf den erſten Blick, auch abgeſehen von ihrer eigenthümlichen Kleidung von allen anderen Raſſen zu unterſcheiden. Die Männer ſind ſtattliche, große Figuren, von gelblicher Geſichtsfarbe, meiſtens wohlbeleibt, weit anſehnlicher und ſtärker als die ſchwachen Hindus. Sie ſind in weite und lange weiße Baumwoll-Röcke und Hoſen gehüllt und tragen auf dem Kopfe eine hohe ſchwarze Tiara, welche einem Biſchofshut ähnlich iſt. Die ausdrucksvollen Geſichter, oft mit ſchön gebogenen Adler-Naſen, bekunden Energie und Klugheit; dabei ſind die Parſi ſparſam und genügſam, und haben in ähnlicher Weiſe, wie bei uns die Juden, die großen Capitalien in ihren Händen zu vereinigen gewußt. Viele der reichſten Kaufleute von Bombay ſind Parſi; außerdem haben ſie als Gaſtwirthe, Schiffsbauer, Mechaniker und Techniker ſich beſonderen Ruf erworben. Ihr Familienleben und ihre häuslichen Tugenden werden ſehr gerühmt. Die Parſi-Frauen ſind meiſt ſtattlich und hochgewachſen, ihr Geſichtsausdruck ebenfalls klug und energiſch; ihre Hautfarbe gelblich, Haare und Augen tiefſchwarz. Ihre Kleidung beſteht aus langen Gewändern von einfacher, aber leuchtender Farbe: grün, roth, gelb ꝛc. Die Kinder der reichen Parſi ſieht man häufig in gold- und ſilbergeſtickten Gewändern ſpazieren fahren. Viele wohnen in ſtattlichen Villen, legen Werth auf ſchöne Gärten und erregen durch ihre guten Verhältniſſe wohl den Neid manches Europäers. Dabei zeichnen ſich die reichen Parſi oft durch lobenswerthen Gemeinſinn aus. Viele haben nütz-

liche Anſtalten und wohlthätige Inſtitute gegründet. Einige ſind von der engliſchen Regierung in Anerkennung ihrer beſonderen Verdienſte zu Baronets erhoben worden.

Nicht wenig trägt ſicher zu der hervorragenden Thätigkeit und Tüchtigkeit der Parſi der Umſtand bei, daß ſie ſich von der Herrſchaft der Prieſter in hohem Maße frei erhalten haben. Ihre Religion, die Lehre Zoroaſter's, iſt in ihrer reinſten Form eine der edelſten Naturreligionen, auf die Verehrung der ſchaffenden und erhaltenden Elemente gegründet. Unter dieſen gebührt der Vorzug dem Lichte und der Wärme der ſchaffenden Sonne, und deren Abbilde, dem Feuer. Daher begegnen wir beim Auf- und Untergange der Sonne am Meeresſtrande von Bombay zahlreichen frommen Parſi, welche ſtehend oder auf ausgebreitetem Teppich knieend dem kommenden wie dem ſcheidenden Tagesgeſtirn ihre Verehrung betend bezeugen. Ich habe ſelber den Religionsübungen keines Volkes mit innigerer Theilnahme zugeſchaut, als denjenigen dieſer „Sonnen-Anbeter" oder Feuer-Anbeter. Sind doch wir Naturforſcher der Gegenwart, die wir in der Wärme und dem Lichte unſerer Sonne mit vollem Rechte den Urquell all' des herrlichen organiſchen Lebens unſerer Erde erblicken, im Grunde auch nichts Anderes als „Sonnen-Anbeter"!

Die Religionsübungen der Parſen ſind übrigens höchſt einfach und zum Theil, ebenſo wie beim Mohammedanismus, auf ſehr zweckmäßige ſanitäre Principien gegründet, ſo namentlich die diätetiſchen Vorſchriften und die zahlreichen täglichen Waſchungen des Körpers. Ihr kräftiger Körper erfreut ſich daher auch meiſt einer trefflichen Geſundheit, und die munteren, lebhaften Kinder der Parſi machen in Bombay einen weit beſſeren Eindruck, als die bleichen Geſichter der matten Europäer-Kinder, welche in dem verderblichen heißen Klima kraftlos dahinwelken.

Zu den merkwürdigſten Gebräuchen gehört die Todtenbeſtattung der Parſi. Hoch oben auf dem Felſenrücken

von Malabar-Hill, und zwar auf einem der höchſten und ſchönſten Punkte desſelben, wo das prächtigſte Panorama von Bombay (ähnlich dem von Neapel von der Höhe des Poſilippo) zu Füßen des ſtaunenden Beſchauers ſich ausbreitet, beſitzt die Parſi-Gemeinde einen herrlichen, mit hohen Palmen und blüthenreichen Bäumen gezierten Garten. Auf dieſem Friedhofe erheben ſich die ſechs Dakhma's oder „Thürme des Schweigens" (Towers of silence). Das ſind weiße cylindriſche Thürme von 30—40 Fuß Durchmeſſer und ungefähr ebenſoviel Höhe. Einem Amphitheater ähnlich iſt das Innere derſelben in drei concentriſche Ringe abgetheilt, welche durch radiale Scheidewände in zahlreiche offene Kammern geſchieden werden. Jede Kammer nimmt eine Leiche auf und zwar kommen in den inneren Kreis die Kinder, in den mittleren die Weiber, in den äußeren die Männer. Sobald die weißgekleideten Todtenwärter die von den Angehörigen zum Friedhof geführte Leiche den Letzteren abgenommen haben, bringen ſie dieſelbe unter Begleitung ſingender Prieſter in eine der offenen Grabkammern und entfernen ſich. Alsbald erſcheinen zahlreiche von den heiligen Vögeln des Ormuzd, von den ſtattlichen braunen Geiern, die in dichten Gruppen auf den Kronen der benachbarten Palmyra-Palmen ſitzen. Sie ſtürzen ſich auf die Leiche im Innern des offenen Thurmes und haben in wenigen Augenblicken deren Fleiſch verzehrt. Scharen von ſchwarzen Raben vertilgen die kleinen Ueberbleibſel ihres Mahles. Die übriggebliebenen Knochen werden ſpäter im Mittelraum des Thurmes geſammelt.

Die meiſten Europäer finden dieſe Todtenbeſtattung der Parſi entſetzlich, wie es ſchon im claſſiſchen Alterthum für eine beſondere Beſchimpfung galt, eine Leiche den „Geiern zum Fraße" hinzuwerfen. Dem vergleichenden Zoologen erſcheint es jedoch vielleicht äſthetiſcher und poetiſcher, eine geliebte Leiche in wenigen Minuten durch kräftige Raubvögel verzehrt zu ſehen oder (gleich den Hindus) verbrannt zu

wiſſen, als ſie jenem langſamen Verweſungsproceſſe und jenem ekelhaften „Würmerfraße“ ausgeſetzt zu ſehen, der bei der Beerdigung unſerer europäiſchen Culturvölker üblich, und ebenſo abſchreckend, als ſanitätswidrig, ja die Quelle vieler Krankheiten iſt. Indeſſen, was macht nicht Alles die liebe Gewohnheit aus, der mächtigſte Hebel der „Anpaſſung“!

Es war ein unvergeßlicher Abend, als ich am 14. November in Geſellſchaft meiner Reiſegefährten vom „Helios“, der Frau Blaſcheck und des Grafen Hunyadi, die Thürme des Schweigens beſuchte. Die untergehende Sonne ſchmückte eben den weſtlichen Horizont mit jenen wunderbaren, nur zu raſch vorübereilenden Farbentönen der Tropenzone, deren Gluth und Anmuth weder Pinſel noch Feder annähernd wiederzugeben vermögen. Gegenüber im Oſten prangten mächtige Reihen gehäufter Thurmwolken mit goldenem Saume im magiſchen Purpurlicht; und darunter ſchimmerten violett die ſeltſam geformten Mauern und Thürme der Bhor-Ghats, auf den Abſtürzen des Tafellandes von Dekkan. Zu unſern Füßen aber ſpiegelte der blanke Golf der Back-Bay die ganze Farbenpracht des Himmelsgewölbes wieder und darüber erhob ſich jenſeits die Reihe der Prachtgebäude des Forts, überragt vom Maſtenwalde der Schiffe. Zu unſerer Rechten ſüdwärts verfolgte das Auge die Gärten und Villen von Malabar-Hill bis zur äußerſten Spitze, bis zu dem felſigen Vorgebirge Malabar-Point; hier hatte früher Lord Elphinſtone in einer einſamen, einfachen Villa gewohnt, während daſelbſt gegenwärtig der luftige Sommerpalaſt des Gouverneurs ſteht. Zur Linken verdeckten unten die dicht gedrängten Cocos-Palmen von Girgaum das bunte Leben der „ſchwarzen Stadt“. Und dazu nun als Vordergrund die „Thürme des Schweigens“, umgeben von den hohen Fächer-Palmen, auf deren Kronen die geſättigten Geier in dichten Gruppen ihre Abendruhe hielten; und zu ihren Füßen die weißgekleideten Parſi-Prieſter. Das gab ein Bild, würdig eines großen Malers!

Ganz verſchieden von der tief elegiſchen Stimmung dieſes Abendbildes war der Eindruck, den ich am folgenden Morgen von dem benachbarten Belvedere vom Cumbala-Hill erhielt. Ich war ſchon eine Stunde vor der Sonne auf dem Wege und war allein in der einſamen Morgendämmerung, an dem Thurme des Schweigens vorbei, eine Viertelſtunde weiter bis zu jener höchſten nördlichen Erhebung von Malabar-Hill gewandert, welche den „Flag-Staff" trägt. So heißt die Thurmwarte des fernblickenden Wächters, der von dieſem höchſten Punkte aus die Ankunft der großen Dampfſchiffe in Bombay zu ſignaliſiren und die der Poſtſchiffe durch zwei Kanonenſchüſſe kund zu thun hat. Die ſteil abfallenden Felſen ſind hier theils mit ſtacheligem Geſtrüpp, theils mit Dattel-Palmen bewachſen, unter denen zahlreiche Hindu-Hütten zerſtreut liegen. Ganz in der Nähe befindet ſich in gleicher Höhe und in herrlichſter Lage die Wohnung des deutſchen Conſuls, der zur Zeit noch in Europa weilte. Der Blick umfaßt von hier aus nicht allein die ganze Stadt mit dem Golfe, ſondern ſchweift auch weiter nordwärts nach dem großen Palmenwalde von Mahim (am Nordende der Inſel Bombay) und darüber hinaus nach der großen Inſel Salſette und dem benachbarten Feſtlande. Ein zarter grauer Nebelſchleier deckte dieſes großartige Panorama, als ich kurz vor Sonnenaufgang dort anlangte; kaum aber war Helios ſtrahlend über der zackigen Felſenmauer der Bhor-Ghats emporgeſtiegen, als auch der Nebel zerfloß und ein Theil des herrlichen Bildes nach dem andern in voller Klarheit ſichtbar wurde.

Ein Ausflug nach dem oben erwähnten Palmenwalde von Mahim, den ich am 13. November in Geſellſchaft von Blaſcheck's unternommen hatte, gehört zu meinen angenehmſten Erinnerungen an Bombay. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen — mein erſter in Indien! — und ich werde ſeine mannigfaltigen Eindrücke nie vergeſſen. Man muß unter den Tropen vor der Sonne unterwegs ſein, wenn man die volle

Morgenfrische recht genießen will, und so trafen uns denn die ersten Sonnenstrahlen dieses wunderschönen wolkenlosen Sonntags bereits im leichten Wagen an, mitten unter den riesigen alten Benyanen, am nördlichen Fuße von Cumbala-Hill. Die indischen Hütten im Schutze dieser Feigenbäume, oft ganz zwischen deren Luftwurzeln versteckt und durch die daraus entstandenen Stämme gestützt, waren der Schauplatz jener originellen häuslichen Scenen, welche den europäischen Ankömmling so sehr ergötzen. Ganze Familien saßen im Costüme des Paradieses am Wege und verliehen ihrem braunen Fell neuen Glanz durch Einreiben mit Cocosöl. Zugleich suchten sich die liebenden Geschwister — oder auch Eltern und Kinder — gegenseitig die kleinen langsam kriechenden Insekten ab, welche ihr langes schwarzes Haupthaar bevölkerten; da sie aber als fromme Hindu kein Thier tödten dürfen, setzen sie die Gefangenen sorgfältig bei Seite. Andere wandten ein wirksameres Mittel an, indem sie sich das Haupthaar radical abrasiren ließen. Viele badeten in kleinen Teichen am Wege, und noch andere dehnten sich behaglich, ehe sie wieder mit dem weißen Schurze sich bekleideten, unter oder auf den Aesten der Bäume aus.

Der Cocos-Palmenwald von Mahim, der erste, den ich betrat, bot uns noch viel mannichfaltigere Bilder. Da klimmen Toddyzapfer mit affenartiger Behendigkeit an den mächtigen hohen Stämmen empor, um den Palmenwein, der Nachts in die oben aufgehängten Gefäße getröpfelt ist, einzusammeln. Auf Seilen, die horizontal zwischen den benachbarten Stämmen ausgespannt sind, klettern sie geschickt von einer Krone zur andern. Andere pflücken unten die gelben Früchte der edlen Bananen ab, und noch andere sind mit der Zurichtung des Frühmahls beschäftigt. Ich aber wurde nicht müde, die prachtvollen Lichteffecte zu bewundern, welche der spielende Sonnenglanz auf den breiten zitternden Fliederblättern der edlen Cocos und ihren weißen, anmuthig gebogenen

Stämmen hervorbrachte, sowie auf den zarten frischgrünen Riesenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und dazu nun überall eine Fülle herrlicher Blumen, mit den ringsum spielenden Schmetterlingen wetteifernd durch riesige Größe, durch bunte Farbe, durch seltsame Gestalt und durch aromatischen Geruch! Hie und da erhob sich ein lustiger Busch des zierlichen schlanken Bambusrohres; und allenthalben zerstreut lagen kleine Hütten aus Rohr gebaut und mit Rohr gedeckt. Auf den Wegen allerlei Hausthiere, Schweine und Hunde, Hühner und Enten; und zwischen diesen spielend und tanzend die allerliebsten Gestalten der nackten Hindukinder mit ihren großen schwarzen Augen!

Nachdem wir über eine Stunde auf Kreuz- und Querwegen im Palmenwalde von Mahim umhergeschlendert, versuchten wir links nach dem benachbarten Meeresstrand durchzudringen. Allein der schmale, zwischen zwei Mauern eingeschlossene Pfad endigte in einer großen Pfütze. Gerade zur rechten Zeit kam uns von der anderen Seite ein zweiräderiger Ochsenkarren (Bullock cart) entgegen; wir erkletterten dieses saubere Gefährt in sehr heiterer Stimmung und ließen uns von dem leitenden Hindujüngling durch die Pfütze hinüber fahren, wären aber beinahe in dem tiefen Schlamm derselben stecken geblieben! Glücklich hinüber, gelangten wir bald an den sandigen Meeresstrand, der hier in weiter Ausdehnung mit dem schönsten Cocoswalde gesäumt ist. Hier begegneten wir stattlichen Gruppen des merkwürdigen Pandanus, jener sonderbaren Schrauben-Palme, deren gebogener Stamm sich oben armleuchterartig gabelt, an jedem Ast ein agavenartiges Blätterbüschel mit schraubenförmiger Drehung tragend, während er unten auf einem Büschel von Luftwurzeln, wie auf hohen Stelzen steht. Zwischen den Aesten waren allenthalben mächtige Spinnennetze ausgespannt, bewohnt von einer prächtig gezeichneten Riesenspinne, deren dicker Leib 6 cm, deren dünne Beine 10 cm lang sind. Die ungeheuerliche Bestie

ließ ſich ziemlich leicht fangen und fand in meinem Spiritusglaſe ihr Ende. Die dicken Fäden ihres Geſpinnſtes, das über einen Meter Durchmeſſer zeigte, überraſchten uns durch ihre Feſtigkeit, faſt derjenigen eines Zwirnfadens gleich. Während wir unten mit dieſer aufregenden Spinnenjagd beſchäftigt waren, erhob ſich oben aus den Palmenkronen ein kreiſchender Schwarm grüner Papageien, der erſten, die ich wild erblickte.

Eine Reihe anderer zoologiſcher Ueberraſchungen wartete meiner am ſandigen Strande von Mahim, welcher gerade durch die tiefe Ebbe in ziemlich weiter Ausdehnung entblößt war. Da lagen ausgeworfene Rieſenexemplare einer prächtigen blauen Meduſe (einer Crambessa) von mehr als einem Fuß Durchmeſſer; daneben ſonderbare Igelfiſche (Diodon) mit ſtacheliger Haut und großem aufgeblaſenen Kehlſack. Im Seeſande ſelbſt fand ſich eine große Anzahl verſchiedener Muſcheln und Schnecken, lauter charakteriſtiſch indiſche Formen, die ich bisher nur in zoologiſchen Muſeen erblickt; ferner große Röhrenwürmer, verſchiedene Kruſtenthiere (darunter ſchnellfüßige Sandkrabben, die ſich im Sande Löcher graben), ſowie viele Reſte von großen Fiſchſkeletten, untermiſcht mit Schädeln und anderen Skelettheilen des Menſchen. Letztere gehörten Hindu's niederſter Kaſten an, deren Leichen nicht verbrannt, ſondern einfach im Seeſande verſcharrt werden. Meine Umhängetaſche war mit dieſen und anderen zoologiſchen Schätzen überfüllt, als wir endlich gegen Mittag nach Hauſe zurückkehrten.

Einer der intereſſanteſten Punkte von Bombay war für mich das heilige Brahminendorf Walkeſchwar, nur wenige Minuten vom Bungalow meiner lieben Gaſtfreunde entfernt, zwiſchen dieſem und dem Gouvernementshauſe auf Malabar-Point gelegen. Ich beſuchte dieſes merkwürdige Dorf zu wiederholten Malen und zu verſchiedenen Tageszeiten, und wurde ſtets durch eine Fülle origineller und mannigfaltiger

Bilder aus dem Leben der höchſten Hindu-Kaſten überraſcht; denn nur ſolche, nur echte Brahminen bewohnen dieſen heiligen Ort, und kein unreiner Hindu niederer Kaſte darf denſelben durch ſeine Gegenwart entweihen. Den Mittelpunkt desſelben bildet hier, wie an ähnlichen, hie und da in der ſchwarzen Stadt zerſtreuten heiligen Orten ein viereckiger Teich, deſſen Ufer geradlinige Treppenreihen ſäumen. Dieſe ſind eingefaßt von zahlreichen kleinen Tempeln und Capellen, zwiſchen welchen enge Gaſſen zum Waſſer hinabführen. Die Tempel zeichnen ſich aus durch charakteriſtiſche weiße Thürme, theils von Geſtalt einer Biſchofsmütze, theils von der eines breiten und niedrigen Obelisken. Das Innere der Tempel, gleich den dazwiſchen zerſtreuten Hütten nach der Straße geöffnet, zeigt einen einfachen Raum, in deſſen Mitte (oder auch in einem beſonderen Vorhofe unter einer Säulenhalle) ein heiliger Stier liegt. Andere Gegenſtände der Verehrung, gleich den Stieren mit Blumen geſchmückt, ſind merkwürdige ſteinerne Symbole der Fruchtbarkeit, zum Theil von obſcönſter und grotesker Form. Solche ſind auch an vielen Stellen der Wege inner- und außerhalb der Stadt zerſtreut, mit rother Farbe bemalt. Sie werden namentlich von kinderloſen Eheleuten beſucht und ihre rothen Theile werden mit Goldpapierchen beklebt, auch mit duftenden Blumen bedeckt, in der Hoffnung, durch dieſe Opferſpenden mit Kindern geſegnet zu werden.

Vor den Stufen der Tempel und auf den Treppen des heiligen Teiches hocken oder bewegen ſich heilige Büßer in den verſchiedenſten und ſonderbarſten Geberden und Andachtsübungen. Die meiſten dieſer Fakire ſind geriebene Betrüger, welche dem Dolce far niente auf Koſten ihrer frommen und wohlthätigen Glaubensgenoſſen ſich hingeben. Ihr nackter Körper iſt mit Aſche und Oel beſchmiert, die langen Haare in wirre Zöpfe geflochten, die niemals gereinigt werden und eine beſondere Species des „Weichſelzopfes“ repräſentiren, meiſt ein reich bevölkerter zoologiſcher Garten. Das einzige Verdienſt der meiſten

Fakire beſteht darin, daß ſie irgend ein Glied ihres Körpers verſtümmeln. Der Eine hat ſeit vielen Jahren ſeine Fauſt krampfhaft geſchloſſen, ſo daß die Fingernägel tief in das Fleiſch der Hohlhand eingewachſen ſind; ein Anderer hat den emporgeſtreckten Arm in ſenkrechter Stellung ſo lange erhalten, bis derſelbe alle Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlor, ſo daß er nun gleich einem dürren Aſte vertrocknet und atrophiſch über das Haupt emporragt; ein Dritter hat ſich die verſchiedenſten Wunden beigebracht und durch Einſtreuen von Aſche in langer Eiterung erhalten, ſo daß ſein Geſicht und Leib auf das Scheußlichſte entſtellt iſt ꝛc. Bekanntlich gibt es keine Thorheit und keine Verrücktheit, zu der nicht religiöſe Wahnvorſtellungen den Menſchen bringen können, beſonders wenn ſie mit den üblichen Betrügereien der Prieſterſchaft Hand in Hand gehen; aber wenige Religionsformen dürften es in dieſer Beziehung zu ſolchen extremen Ausgeburten bringen, wie der Brahma-Cultus.

Während ich ſtundenlang im Brahminen-Dorfe Walkeſchwar verweilte und unter dem dichten Schatten eines heiligen Benyanenbaums am Ufer des Teiches ſaß, um dieſe ſeltſamen Eindrücke in meinem Skizzenbuche feſtzuhalten, hatte ich genügende Muße, das ſonderbare Leben und Treiben dieſer privilegirten Faullenzerkaſte zu ſtudiren. Die Hauptbeſchäftigung dieſer edlen Brahminen, die eigentlich als echte „Bettelmönche“ von den reichlichen Spenden der abergläubiſchen und opferwilligen Hindu's niederer Kaſte leben, beſteht in ſüßem Nichtsthun, in philoſophiſcher Betrachtung der Welt mit ihrer Narrheit; nur zeitweilig wird dasſelbe durch äußerliche Religionsübungen unterbrochen, unter denen wiederholte Waſchungen jedenfalls noch die zweckmäßigſten ſind; faſt ununterbrochen war der heilige Teich von Badenden beiderlei Geſchlechts beſucht. Vielen Spaß hatte ich mit der munteren, jede Kleidung verſchmähenden Jugend, die in Scharen meiner Aquarellarbeit zuſchaute und darüber ihre luſtigen Gloſſen machte. Beſon-

deres Vergnügen schien ihr die Carricatur eines heulenden, sich ganz verrückt geberdenden Fakirs im Teiche zu machen; wie denn überhaupt diese Hindu-Jungen noch nicht von der Orthodoxie der Alten angesteckt erschienen.

Andere interessante Bilder in Walkeschwar lieferte mir eine Brahminenschule; der alte graue Schulmeister schien ebenfalls den Ernst des Lebens mehr von der heiteren Seite zu nehmen und war offenbar sehr erfreut, als ich mich ihm pantomimisch als Collegen zu erkennen gab. Dicht neben diesem Tempel der Weisheit hatte ich auch Gelegenheit, Etwas von der praktischen Medicin der Hindu zu sehen; eine Entbindung unter erschwerenden Umständen wurde mit den sonderbarsten Instrumenten auf offener Straße ausgeführt; ein Hindu-Constabler oder „Police-Man" hielt dabei die versammelten Zuschauer in Ordnung und erklärte mir sehr gefällig die Bedeutung des Actes. Daneben war ein anderer Hindu-Doctor beschäftigt, aus einem armen Rheumatismuskranken den Teufel durch Kneten und Pressen auszutreiben. In diesen Fächern, wie überhaupt in der Thierquälerei, leisten die frommen Hindu wirklich Großes, während sie gleichzeitig sich sehr hüten, irgend ein Wesen, sei es auch das kleinste oder schädlichste Insect, wirklich umzubringen.

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Bombay, am 9. November, hatte ich Gelegenheit, an einer Excursion nach der berühmten Insel Elephanta Theil zu nehmen, auf welcher sich die vollendetsten und figurenreichsten unter den zahlreichen indischen Höhlentempeln befinden. Da diese brahminischen Tempel durch zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen allbekannt sind, will ich mich auf das kurze Geständniß beschränken, daß sie meinen hochgespannten Erwartungen nicht entsprachen; ich hatte mir den Eindruck weit großartiger und imposanter vorgestellt. Von wirklicher Schönheit ist ohnehin bei den verschnörkelten und fratzenhaften Sculpturen der Inder nicht die Rede; die häßlichen und widernatürlichen Verbin-

dungen von Menſchen- und Thierleibern, die Gottheiten mit drei Köpfen (Trimurti), ferner die verzerrten Fratzengeſichter, die Leiber mit mehreren Reihen von Brüſten, mit 8 Armen und Beinen ꝛc. ſind mir höchlich zuwider, und ich gehöre zu jenen wenigen Ketzern, die auch hier das Urtheil unſeres Altmeiſters Goethe von den „verrückten Elephanten- und Fratzentempeln" zutreffend finden. Immerhin ſind die Felſentempel von Elephanta durch die ſorgfältige Sculptur der Einzelheiten und durch die Art und Weiſe, wie der ganze Tempelraum mit ſeinen drei Säulenhallen und den zahlreichen Figuren aus dem lebendigen ſchwarzen und ſehr feſten Geſtein des Trapp-Gebirges ausgemeißelt iſt, ſehr merkwürdig, und die Lage des Tempels auf dem ſteilen Weſtabhange der ſchön bewachſenen Inſel iſt ſo herrlich, der Blick auf den Hafen von Bombay ſo großartig, daß ſich Jeder durch dieſe Excurſion reichlich belohnt fühlen wird. Wir machten dieſelbe vom Apollo-Bunder aus mit einer kleinen Dampfbarkaſſe (Steam-Lounch). Die Ueberfahrt dauert nur eine gute Stunde und bietet eine Reihe hübſcher Hafenbilder; indiſche Schiffe und Boote aller Größen und Formen konnte ich hier in der Nähe ſehen. Sehr ſchön iſt dabei der Blick auf das hohe Tafelland, die Bhor-Ghats von Dekkan, ſowie auf das palmenreiche Vorland an deſſen Fuße, auf das Konkan, zwiſchen welchem und der Inſel Bombay die kleine Inſel Elephanta gelegen iſt. Durch prächtig rothe Färbung der nackten Felſen zeichnet ſich die benachbarte größere Inſel Trombay aus.

In anderer Hinſicht bot mir die Excurſion nach Elephanta das allergrößte Intereſſe und wird mir immer unvergeßlich bleiben. Denn dieſer Tag, der 9. November, war der erſte, an welchem ich die tropiſche Flora ihr Wunderwerk frei und ungekünſtelt entfalten ſah. Allerdings hatte ich ſchon den vorhergehenden Nachmittag, meinen erſten in Indien, dazu benutzt, um mit dem Tramway nordwärts durch die ſchwarze Stadt nach Victoria Garden zu fahren. Das iſt ein hüb-

scher, wenn auch nicht sehr sorgfältig gepflegter botanischer Garten. Zwar kann er sich nach Reichthum und Anlage nicht mit anderen botanischen Gärten Indiens messen; indessen sah ich doch zum ersten Male hier eine große Anzahl der schönsten und großartigsten Tropengewächse von Angesicht: insbesondere die Hauptformen der indischen Palmen und Bambusen, Bananen und Pandanus, Brotfrucht und Papaya, Lotos und Pistia ꝛc. Wie sehr mich aber auch dieser schöne Victoriapark am ersten Abend in Bombay entzückte, zumal er durch das prachtvolle Beleuchtungsspiel eines glühenden Sonnenuntergangs verklärt wurde, so war doch meine Freude noch ungleich größer und lebhafter, als ich am folgenden Nachmittag auf Elephanta die bedeutendsten Charakterpflanzen Indiens wild in ihrem freien Naturzustande erblickte, in jener Ueberfülle der Ueppigkeit, die keinen Gartenzwang duldet.

Da bekleiden rankende Schlingpflanzen und kletternde Farne die riesigen Tiekstämme; da beugen die edelsten Cocos-Palmen ihren schlanken gebogenen Stamm mit der herrlichen glitzernden Fiederkrone über den Strand des Meeres, der mit Pandanusbüschen gesäumt und mit einer, im Wasser wurzelnden, Mangroven-Mauer befestigt ist. Da ranken mächtige Schmarotzerfeigen und Winden, und andere, mit großen bunten Blumen ausgestattete Kletterpflanzen an den kerzengeraden schwarzen Stämmen der gewaltigen Palmyra-Palmen empor, und selbst ihre stolze Krone von handförmigen Fächerblättern ist mit Blumen bekränzt. Und dort erheben sich uralte Prachtexemplare vom heiligen indischen Feigenbaum, von der Benyane; unten löst sich ihr mächtiger Hauptstamm in ein förmliches Netzwerk gewaltiger Wurzeln auf, während oben aus dem dichten dunkelgrünen Laubwerke dicke Riesenäste eine Schar von Luftwurzeln herabsenken; von letzteren erreichen viele wieder den Boden und bilden wurzelschlagend neue Stämme zur Stütze der alten mütterlichen Krone. Und dort, siehe dort, da erstickt ein gewaltiger Würger (eine parasitische

Feigenart), mit dem Netzwerk seiner verflochtenen Stammäste die edle Palme, die er zäh umklammert hält — und wenige Schritte weiter da steht ein Bruder dieses Würgers mit todtem, einen cylindrischen Hohlraum umschließenden Gitterstamme, ohne Blätter; erst war die erwürgte Palme gestorben und vermodert, und dann hatte den grausamen Mörder dasselbe Schicksal erreicht. Dazwischen bildet das zierliche Bambusrohr große Riesenbouquets, breiten prächtige Bananen und Strelitzien ihre frischgrünen zarten Blätter aus, entfalten herrliche bunte und große Blumen ihre duftenden Kelche, bilden zartgefiederte Acacien weit ausgedehnte Schirmdächer, verflechten sich stachelige cactusähnliche Euphorbien zu dichten Hecken. So sah ich hier zum ersten Male auf Elephanta in greifbarer Wirklichkeit eine Fülle der merkwürdigsten und schönsten Gestalten der tropischen Flora, von denen ich seit 30 Jahren gelesen und geträumt hatte. Und dazwischen gaukelten in der sonnenglühenden Luft Tausende der schönsten und buntesten Schmetterlinge, schwirrten durch das Gebüsch große goldglänzende Prachtkäfer, huschten durch das Laub Hunderte von behenden Eidechsen und Schlangen, flogen von Stamm zu Stamm lärmende Scharen prachtgefiederter Vögel — lauter neue, nie lebend gesehene Formen, und mir doch großentheils seit Langem alte Bekannte. Wie ein Kind haschte ich nach all den herrlichen Siebensachen und legte meine Hand auf die Stämme der Palmen und Bambusen, um mich zu überzeugen, daß nicht Alles nur ein schöner Märchentraum sei! Und so fuhr ich traumbefangen bei der wunderherrlichsten Abendbeleuchtung von Elephanta nach Bombay zurück und sah in der schlaflosen Nacht, der zweiten in Indien, Tausende der prächtigsten Bilder an meinem Auge auf's Neue vorüber ziehen.

Leider gestattete die kurze, rasch verfließende Woche in Bombay nur einen einzigen größeren Ausflug auf das indische Festland; dieser war aber sehr interessant und gab

mir eine recht gute Vorſtellung von der Natur des berühmten Hochlandes von Dekkan. Auf den guten Rath eines freundlichen Landsmanns, Herrn Tintner (dem ich für viele andere Gefälligkeiten bei dieſer Gelegenheit herzlich danke), wählte ich unter den verſchiedenen, im Zeitraume von zwei Tagen ausführbaren Excurſionen diejenige nach Lanaulie und zu den Felſentempeln von Carli. In Geſellſchaft des Grafen Hunyady, des Reiſegefährten vom „Helios", verließ ich Bombay am Mittag des 11. November. Das herrlichſte Wetter begünſtigte dieſen Ausflug wie meinen ganzen Aufenthalt in Bombay; nur war es etwas zu heiß: Mittags im Schatten bis 30° R, meiſtens am Tage zwiſchen 22 und 26° R; auch die Nächte waren ſehr heiß und einmal hatten wir noch um Mitternacht 25° R.!

Die Eiſenbahnfahrt nach Lanaulie (die erſte Strecke der großen Bahn von Bombay nach Madras) dauerte 5 Stunden und entlockte uns neben vielem Schweiße manchen Seufzer über die ſtechende Sonnengluth; und doch waren die Waggons erſter Claſſe, die wir benutzten, überaus bequem und boten die raffinirteſten Schutzmittel gegen die Tropenſonne: doppeltes, ſeitlich weit vorſpringendes Dach, Jalouſien und grüne Scheiben an den Fenſtern, innen und außen Vorhänge, bequeme und kühle Lederpolſter, ſinnreiche Einrichtungen für reichliche Ventilation, und was das angenehmſte war, — kleine Badecabinette mit gekühltem Waſſer, in denen ich mehrmals während der heißen Fahrt ein erquickendes Bad nahm. Jeder Waggon erſter Claſſe enthält nur zwei geräumige Salons und in jedem Salon dürfen nicht mehr als 6 Paſſagiere ſitzen, während man bei uns die dreifache oder mindeſtens doppelte Zahl darin zuſammenpferchen würde. Nur drei Bänke ſind in jedem Salon (zwei der Länge, eine der Quere nach); bei Nacht wird über jeder Bank noch eine zweite, 4 Fuß entfernt, aufgeſchlagen; und ſo erhält man 6 Betten, weit geräumiger und bequemer, als die Betten in Dampf-

ſchiffscabinen. Dabei kann man bequem in dem kleinen Salon ſeinen Koffer unterbringen und auspacken, promeniren und nach beiden Seiten durch die zahlreichen Fenſter die Ausſicht auf die vorübereilende Landſchaft genießen.

Dieſe Ausſicht war für mich höchſt anziehend und ich ſammelte während der kurzen fünfſtündigen Fahrt eine Reihe intereſſanter indiſcher Bilder in meinem Skizzenbuche. Zunächſt führt die Eiſenbahn durch einen großen Theil der Stadt Bombay ſelbſt hindurch, an Byculla, Parell und Saſſoon vorbei, dann auf einer Brücke über einen ſchmalen Meeresarm nach der Inſel Salſette und von dieſer über einen zweiten Meeresarm nach dem Feſtlande von Vorder-Indien hinüber. Anfänglich zieht ſich hier die Bahn ganz flach mehrere Stunden lang durch das ebene und niedere Küſtenland, das Konkan. Zahlreiche Dörfer, aus elenden Rohrhütten zuſammengeſetzt, und einzelne kleine Städtchen von unbedeutendem Umfang geben uns eine Idee von der Mahratten-Bevölkerung dieſer Gegend. Die ausgedehnte Ebene iſt während der Regenzeit (von Juni bis September) mit dem üppigſten hohen Graſe bedeckt, zum großen Theil auch gut cultivirt mit Reis, Mais ꝛc. Jetzt war die Vegetation ſeit mehr als einem Monat völlig verbrannt und die weiten Grasflächen ſtrohgelb. Nur die zahlreichen immergrünen Pflanzen erhielten ſich friſch, die Bananengebüſche und Feigenbäume rings um die Hütten, und vor Allem der wichtigſte Schatz dieſer Konkan-Flora, die herrliche Palmyra-Palme (Borassus flabelliformis). Tauſende oder vielmehr Millionen von Stämmen dieſer edlen Fächerpalme mit dem kerzengeraden ſchwarzen Stamme ſind allenthalben ſichtbar, bald einzeln, bald in Gruppen, und geben dem ganzen flachen Küſtenlande ſeine charakteriſtiſche Phyſiognomie. Gleich der Cocos- und Dattel-Palme iſt auch die indiſche Palmyra-Palme einer der nützlichſten Bäume; faſt jeder Theil derſelben dient für einen oder mehrere häusliche oder techniſche Zwecke. Beſonders ſchön erſcheinen die Gruppen

dieſer Palme an den Ufern der zahlreichen ſchilfbekränzten Teiche, an denen wir vorüberfuhren; dazu als maleriſcher Vordergrund die nackten braunen Eingeborenen mit ihren zweiräderigen Ochſenkarren, badende Büffel und zuſammengewürfelte Rohrhütten; im Hintergrunde darüber die maleriſchen Formen der Bhor-Ghats, der zackigen Felſenwände, die den ſteilen, 2000 Fuß hohen Abſturz des mächtigen Tafellandes von Dekkan bilden.

Auf der Station Kurjut, hinter Noreb, waren wir am Fuße des Gebirges angelangt und die leichte Locomotive, die uns bisher geführt hatte, wurde jetzt mit einer ſchweren Gebirgslocomotive vertauſcht. Die Steigung der Bahn wird bald ſehr bedeutend (1:37); ſie erhebt ſich in wenigen Stunden Fahrzeit über 2000 Fuß. Zahlreiche Tunnels und Viaducte, ſowie ſcharfe Biegungen der Bahn an ſteilen Felswänden vorbei erinnern an unſere maleriſchen Alpenbahnen, Semmering und Brenner (die ſtärkſte Steigung auf letzterer beträgt nur 1:40). Die umgebende Landſchaft nimmt alsbald einen ganz anderen Charakter an. Die Palmen, die in ſo großer Maſſe das Unterland (Konkan) ſchmückten, verſchwinden ſchon beim Beginn der Steigung völlig; mächtige, bald ſäulenförmige, bald aſtreiche Waldbäume treten an ihre Stelle, darunter die ſtolzen Tiekbäume, ſowie Wollbäume mit ſehr großen Blättern. Der ſteile Abfall des tafelförmigen Hochlandes (Dekkan), der zum Theil treppenartig oder terraſſenförmig abgeſtuft iſt, wird vielfach von tiefen Waſſerſchluchten eingeſchnitten und dieſe Abgründe, mit dichtem Waldgebüſch ausgekleidet, geben dem Gebirgslande einen europäiſchen Charakter. Ganz eigenthümlich aber, und in ähnlicher Form von keinem europäiſchen Gebirge mir bekannt, iſt die Geſtaltung der mächtigen Felſenmaſſen dieſer Bhor-Ghats. Sie erſcheinen bald als ungeheure, faſt ſenkrecht aufſteigende ſchwarze Mauern von mehr als tauſend Fuß Höhe, bald als breite und flache Tafelberge mit horizontal abgeſchnittenen Kuppen,

bald als zerklüftete Wände, deren thurm- und caſtellartige Aufſätze aus der Entfernung täuſchend eine gewaltige Feſtung mit vielen Thürmen und Zinnen vorſpiegeln. Obgleich die plutoniſchen Gebirgsmaſſen der Bhor-Ghats (größtentheils ſchwärzlicher Trapp und baſaltartiger Syenit) von dem geſchichteten Quaderſandſtein unſerer „ſächſiſchen Schweiz" völlig verſchieden ſind, ſo bleibt die äußere Geſtalt der iſolirten Tafelberge doch oft auffallend ähnlich.

Wie uns der Anblick des ſchluchtenreichen Waldgebirges, ohne alle Zuthaten tropiſcher Vegetationspracht, plötzlich vom 19. nach dem 53. Breitengrade verſetzte, ſo erſchien auch die Luft, die wir athmeten, mit einem Male gänzlich verändert. An die Stelle der drückenden Hitze trat luftige Kühle und mit Wonne ſogen wir die kräftige friſche Bergluft ein — eine Wohlthat des gemäßigten Klima, welche man erſt dann voll ſchätzen lernt, wenn man ſie unter dem erſchlaffenden Einfluſſe der Tropenſonne ſchmerzlich vermißt. Je höher wir hinauf kamen, deſto heimathlicher wurde es uns zu Muthe. Doch erfuhr dieſe Illuſion einige Störung durch die Mittheilung, daß in der tiefen waſſerreichen Waldſchlucht, an der wir eben vorbeifuhren, vor zwei Jahren ein engliſcher Capitän durch einen Tiger getödtet worden ſei. Hier ſtürzten aus beträchtlicher Höhe zwei Waſſerfälle herab. Während der Regenzeit ſind dieſe überaus zahlreich; jetzt waren ſie größtentheils verſiegt und gelbes dünnes Gras bedeckte die Flächen, die nicht mit Bäumen oder nicht mit „Dſchungle"-Dickicht beſetzt waren.

Kurz vor Lanaulie paſſirten wir die Station Matheran, eine beliebte Sommerfriſche der wohlhabenden Bewohner von Bombay. Mehrere ſchöne Ausſichtspunkte in deſſen nächſter Umgebung gewähren einerſeits wilde und romantiſche Einblicke in die umgebenden Waldſchluchten, andererſeits weite und umfaſſende Ausblicke über das flache Küſtenland und das Meer, bis nach Bombay hin. Eine beſonders auffallende Felſenform in der Nähe der vorhergehenden „Reversion-Station"

führt den Namen Dukes Nose (Herzogs-Naſe, Wellington zu Ehren!). Es war bereits völlig dunkel geworden, als wir um 7 Uhr in einer Meereshöhe von 2100 Fuß an unſerem Ziele Lanaulie anlangten und in dem kleinen Hôtel eines Parſi recht leidliche Unterkunft fanden.

Der folgende Morgen war für eine Excurſion nach den berühmten Carlie-Caves beſtimmt, den buddhiſtiſchen Grotten-Tempeln, welche alle anderen an bedeutendem Umfang und Reichthum der Sculptur übertreffen ſollen. Wir hatten für 5 Uhr Ponies beſtellt, welche uns bis in die Nähe der Grotten und ein Stück bergauf tragen ſollten. Als wir aber die Bergpferde beſteigen wollten, erſchien ſtatt deren eine ſtattliche Kutſche mit zwei Pferden, deren Lieferung dem ſchlauen Wirthe vortheilhafter erſchien. Wohl oder übel mußten wir uns in die Kutſche ſetzen, die uns nur eine halbe Stunde weit auf gutem Fahrweg weiter brachte. Dann mußten wir ausſteigen und über eine Stunde weit über Wieſen und Felder hinwegmarſchiren. Schließlich ging es noch eine halbe Stunde ſteil bergauf zu den Grotten. Dieſe liegen in halber Höhe am weſtlichen Abhange eines Trachytberges, der ſich noch mehr als tauſend Fuß über das Plateau von Lanaulie erhebt. Letzteres liegt bereits auf der Höhe des Tafellandes von Dekkan.

Die buddhiſtiſchen Höhlentempel von Carlie ſind weit größer und älter, als die brahmaniſchen Tempelgrotten von Elephanta; auch ſind die Sculpturen einfacher und weniger ſchnörkelhaft, die Figuren der Menſchen und Thiere natürlicher. Sie gelten als die vollendetſten Bauwerke ihrer Art. Gleich den Tempeln von Elephanta und vielen ähnlichen in Indien ſind auch diejenigen von Carlie durch Aushöhlung aus dem Felſen des Gebirges ſelbſt herausgeſchnitten, ebenſo wie die Sculpturen von Menſchen und Thieren, welche in großer Zahl die Wände zieren. Der ſtattliche Hauptraum des Tſchaitya-Tempels von Carlie, ein rieſiges Tonnengewölbe, wird durch zwei Säulenreihen in ein breites Hauptſchiff und zwei

ſchmale Nebenſchiffe getheilt. Die zahlreichen Figuren von männlichen und weiblichen Geſtalten, von Elephanten, Löwen ꝛc., ſowie die Säulen und Thürpfoſten, ſind ſehr kunſtreich aus dem harten ſchwarzen Trapp-Felſen ausgemeißelt und glatt poliert; ſie ſollen durch ſorgfältige und äſthetiſche Ausführung diejenigen der meiſten anderen indiſchen Tempel übertreffen. Oberhalb des Haupttempels und zu beiden Seiten desſelben, (— in 777 Meter Meereshöhe —) ſind kleine Räume ausgemeißelt, aus denen wir große Schwärme von Fledermäuſen aufſcheuchten. An dem Eingange zu den Tempelgrotten ſtehen außen ein paar kleinere Tempel, von herrlichen heiligen Feigenbäumen überſchattet; einige buddhiſtiſche Prieſter, die hier ihr Leben zubringen, bettelten um Almoſen. Während ſie zum Danke dafür ein Gebet hinmurmelten, ertönte oben von der Höhe der Felſen lautes Geſchrei, und als wir hinblickten, ſprangen in eiligen Sätzen mehrere große ſchwarze Affen (Wanderuh's) davon. Es waren dies die erſten Affen, die ich in wildem Naturzuſtande erblickte; im Vergleiche zu den ſchmutzigen und nackten Bettelmönchen zu unſeren Füßen erſchienen ſie mir als deren Vorfahren recht verehrungswürdig.

Der Blick von der Pforte der Carlie-Tempel, noch beſſer von den vorſpringenden Felſen oberhalb derſelben, auf welche wir den Affen nachkletterten, umfaßt das Plateau von Lanaulie. Dasſelbe erſtreckt ſich in gleichmäßiger Ebene ziemlich weit gegen Puna hin, und iſt rings eingeſchloſſen von einem Kranze niederer, größtentheils kahler Hügel. Hier beginnt das mächtige Tafelland von Dekkan, das den größten Theil der vorderindiſchen Halbinſel einnimmt und ſich gegen Oſten, gegen die Coromandelküſte allmälig herabſenkt, während es nach Weſten, gegen das Konkan und die Malabarküſte, größtentheils ſteil abfällt. Sehr befriedigt von dieſer Excurſion, welche uns in einen der intereſſanteſten Theile desſelben führte, verließen wir Lanaulie am Mittag des 12. November und waren ſchon vor Sonnenuntergang wieder in Bombay.

III. IV.

Colombo und Whiſt-Bungalo.

III. Colombo.

Am 21. November 1881, in der strahlenden Lichtfülle eines wolkenlosen Tropenmorgens, betrat ich den Boden der immergrünen Wunderinsel Ceylon, auf der ich vier der lehr- und genußreichsten Monate meines Lebens zubringen sollte. Der österreichische Lloyd-Dampfer „Helios", der uns in fünf Tagen von Bombay beim schönsten Wetter auf spiegelglatter See nach Ceylon hinübergeführt hatte, war schon nach Mitternacht in Sicht der Insel. Beim ersten Morgengrauen war ich auf Deck, um das ersehnte Endziel meiner Reise, das „gelobte Land" meiner Naturforscherwünsche, sobald als möglich in Augenschein zu nehmen. Da erhob sich im Osten vor uns über dem dunkeln Spiegel des indischen Oceans ein schmaler Streifen, in der Mitte ein wenig verdickt und mit einer vorspringenden Spitze versehen. Die kurze tropische Morgendämmerung wich rasch dem anbrechenden Tageslichte und nun entpuppte sich jener schmale Streifen als ein langgedehnter Küstensaum von Cocoswäldern an der nahen Westküste von Ceylon, seine mittlere Verdickung aber als die Bergkette des centralen Hochlandes, aus welcher der kegelförmige Adams-Pik, die weltberühmte und sagenumwebte Hauptspitze der Insel, bedeutungsvoll hervorragte. Völlig klar und scharf gezeichnet hoben sich die Umrisse dieser dunkelblauen Bergmassen an dem hellen wolkenlosen Morgenhimmel ab; als die glühende

Kugel der aufgehenden Sonne über denſelben empor tauchte, konnten wir auch eine Kette von niedrigen Vorbergen erkennen, welche ſie vom Küſtenſaum trennte. Die weißen Stämme der Cocospalmenan letzterem ließen ſich bald deutlich unterſcheiden, und als wir uns mehr näherten, wurden auch die einzelnen Theile der Hauptſtadt Colombo ſichtbar, gerade vor uns das Fort mit dem Hafen, zur Rechten (ſüdlich) die Vorſtadt Kolpetty, zur Linken (nördlich) die „ſchwarze Stadt", Pettah. Ich begrüßte es als ein gutes Omen für das glückliche Gelingen meiner Reiſe, daß gleich der erſte Anblick der erſehnten Inſel von ſtrahlender Heiterkeit des wolkenloſen Himmels und völliger Klarheit der reinen balſamiſchen Morgenluft begünſtigt war, — um ſo mehr, als gewöhnlich nähere oder fernere Wolkenſchleier ſchon am frühen Morgen das Gebirgsland ganz oder theilweiſe verhüllen.

Das erſte Boot, welches ſich unſerem Dampfer näherte, brachte uns den Lootſen an Bord, der uns in den Hafen führte; es war gleich den zahlreichen anderen, bald erſcheinenden Booten von jener höchſt ſonderbaren Form, die in der ſüdaſiatiſchen Inſelwelt weit verbreitet, in Ceylon, ihrem weſtlichen Ausläufer, aber beſonders eigenthümlich entwickelt iſt: ein ausgehöhlter Baumſtamm von ungefähr 20 Fuß Länge; durch aufgebundene ſenkrechte ſeitliche Bretter ſind ſeine beiden Seitenwände auf 3 Fuß erhöht, aber die Breite zwiſchen dieſen beträgt kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß, ſo daß keine erwachſene Perſon darin ſitzen kann, ohne beide Beine hinter einander zu ſtellen. Von einer Seite des Bootes gehen rechtwinkelig zwei gekrümmte parallele Balken oder Bambusſtäbe ab, welche an ihrem Ende durch einen dickeren (dem Canoe parallelen) Stamm verbunden ſind. Dieſer „Outrigger" oder „Ausleger" ſchwimmt flach auf dem Waſſerſpiegel und verleiht dem ſchmalen und gebrechlichen Fahrzeug einen hohen Grad von Sicherheit. Da ich ſpäter dieſe wunderlichen Kähne für meine zoologiſchen Excurſionen ausſchließlich benutzte, werde ich noch Gelegenheit

genug finden, ihre Licht- und Schattenseiten zu würdigen. Heute, bei der Ankunft in Ceylon, erregten sie vorzugsweise durch ihre malerische Form mein Interesse, um so mehr, als die darin befindliche singhalesische Bemannung nicht minder eigenthümlich und originell erschien, als die Boote selbst.

Bald war unser Schiff jetzt im Hafen und bedeckte sich mit Singhalesen, welche Früchte, Fische und andere Lebensmittel, sowie verschiedene kleine Industrieproducte zum Verkaufe brachten. Die Meisten sind nackte, braune Gestalten, deren einziges Kleidungsstück aus dem „Comboy" oder „Sarong" besteht, einem rothen Stück Baumwollenzeug, welches gleich einer breiten Schürze unter dem Gürtel festgebunden wird und die Beine größtentheils verhüllt. Andere — insbesondere die rudernden Bootsleute — begnügen sich statt dessen mit einem einfachen Schurz, gleich einer schmalen Schwimmhose. Alle aber tragen ihr langes, schwarzes Haar sorgfältig frisirt, und meistens in einem starken Zopf aufgewickelt, welcher durch einen breiten Schildpatt-Kamm am Hinterhaupte befestigt wird; sie erhalten hierdurch ein auffallend weibisches Aussehen, um so mehr, als ihr Körperbau zierlich und schwächlich ist, besonders Hände und Füße klein und die Gesichtszüge weichlich. Weit kräftiger und männlicher erscheinen dagegen die nackten schwarzen Tamils, welche Kohlenboote herbeirudern. Gar sehr verschieden von Beiden sind wiederum einige Indo-Araber oder „Mohren" (Moormen), stattliche Gestalten in langem weißen Kaftan und weißen Pumphosen, das braune langbärtige Haupt mit einem hohen gelben Turban bedeckt. Sie bringen Edelsteine, Muscheln, Silber-Arbeiten und Schmucksachen zum Verkaufe an Bord, während die Singhalesen theils Cocosnüsse, Bananen, Ananas, Fische und Krebse, theils die charakteristischen Producte ihrer nationalen Industrie feil bieten: Elephanten und Buddha-Bilder aus Elfenbein oder Ebenholz geschnitzt; Körbchen und Matten, aus Binsen und Palmfasern geflochten, Kästchen und

Stöcke aus verschiedenen Holzarten u. s. w. Die Preise, welche die Eingeborenen für diese Handelsartikel fordern, betragen in der Regel das Dreifache oder Vierfache, oft aber auch das Zehnfache ihres wahren Werthes; und einer unserer Reisegefährten kaufte um eine Rupie (einen Gulden) einen schönen Edelstein, für welchen der Verkäufer unmittelbar vorher acht Pfund Sterling (= 80 Rupien!) gefordert hatte; natürlich war dieses kostbare Kleinod, gleich den meisten anderen „Edelsteinen" der „Rubin-Insel" nichts Anderes als ein europäisches Kunstproduct aus geschliffenem buntem Glase! Solche werden jetzt alljährlich massenweis importirt!

Während dieses unterhaltenden Schauspieles, welches sich schon in erster Morgenfrühe auf unserem Schiffe entwickelte, erschien das Boot des österreichischen Lloyd und brachte den dortigen Agenten desselben, Herrn Stipperger, an Bord des „Helios". Ich war an diesen Herrn sowohl von der Direction des Lloyd, als auch von mehreren Freunden in Triest und Bombay speciell empfohlen und wurde von ihm auf das Allerfreundlichste empfangen. Er lud mich zunächst ein, die ersten Wochen bei ihm zu wohnen, und that auch fernerhin mit größter Aufmerksamkeit und zuvorkommendster Sorgfalt Alles, was geeignet war, mir meinen Aufenthalt auf Ceylon so angenehm und nutzbringend als möglich zu gestalten. Ich erfülle nur eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich hier demselben den herzlichsten Dank für die unermüdliche Freundschaft ausspreche, welche er mir in den vier Monaten meines Aufenthalts auf Ceylon bewiesen hat. Wenn ich diese kurze Zeit nach Kräften auf das Beste ausnutzen und wohl mehr darin sehen und genießen, lernen und arbeiten konnte, als mancher andere Reisende in Jahresfrist, so verdanke ich das großentheils meiner „singhalesischen Providenza", wie ich den liebenswürdigen Freund Stipperger scherzweise nannte. Derselbe (ein geborner Wiener und wenige Jahre jünger als ich) war früher Officier in der österreichischen Marine gewesen,

und war dann später nach wechselvollen Schicksalen in die Dienste des österreichischen Lloyd getreten, in denen er bei seiner ausgezeichneten Befähigung und seinen vielseitigen Kenntnissen die gebührende Anerkennung fand. (Leider ist St. vor Kurzem allzufrüh verstorben.)

Nach herzlichem Abschiede von den Schiffsofficieren des „Helios" und von den Reisegefährten, welche mit demselben weiter nach Singapore und Hongkong fuhren, verließ ich das schöne Schiff, das mich von Triest so sicher und ruhig hierher getragen, und fuhr in dem Boote des österreichischen Lloyd — als dessen besonderer Schützling ich auch fernerhin auf Ceylon begünstigt wurde — mit Herrn Stipperger an das Land. Durch die gütige Vermittelung des Letzteren und mit Hilfe der officiellen Empfehlung der englischen Regierung an den Gouverneur von Ceylon wurde mir der zollfreie Eingang meines umfangreichen Gepäcks ermöglicht und die unangenehmen Plackereien, welche mit der Oeffnung von sechszehn verschiedenen Kisten und Koffern verbunden sind, erspart. Wir bestiegen gleich am Hafen einen Wagen und fuhren in das „Office" oder Geschäfts-Bureau des österreichischen Lloyd; von dort zu einem ersten Frühstück nach dem Clubhause. Dann verwendete ich die ersten Stunden nach der Ankunft, um alsbald einige der nöthigsten Besuche zu machen und mehrere wichtige Empfehlungsschreiben abzugeben, mit welchen der deutsche Consul in Colombo, Herr Freudenberg (derzeit in Deutschland) mich freundlichst versehen hatte.

So verging der Vormittag und ein Theil des Nachmittags, und ich lernte gleich an diesem ersten Tage in Ceylon unter der gütigen und kenntnißreichen Führung meines ortskundigen Gastfreundes einen großen Theil von der Hauptstadt Colombo und von denjenigen Bewohnern derselben kennen, welche für mich von besonderem persönlichen Interesse waren. Um 5 Uhr Nachmittags waren die ersten Besuche beendigt und ich fuhr in Stipperger's leichter zweirädriger Kalesche, von

einem ſchnellen auſtraliſchen Rappenhengſte gezogen, nach ſeiner Wohnung, „Whiſt-Bungalow“, eine gute Stunde Weges (drei engliſche Meilen) von der centralen Geſchäftsſtadt oder dem ſogenannten Fort entfernt.

Colombo beſteht gleich Bombay und den meiſten größeren Städten Oſtindiens aus einem europäiſchen Geſchäftsviertel, dem centralen „Fort“, und aus mehreren Vorſtädten, welche letzteres umgeben und vorzugsweiſe der Sitz der eingeborenen Bevölkerung ſind. Das Fort von Colombo wurde 1517 von den Portugieſen als ihre wichtigſte Factorei auf Ceylon gegründet und ſtark befeſtigt; ſie waren die erſten europäiſchen Herren der Inſel, 1505 auf derſelben gelandet und blieben 150 Jahre in deren Beſitz; ungefähr eben ſo lange als die Holländer, durch welche ſie verdrängt wurden. Auch unter dieſen, wie unter den Engländern, welche 1796 (am 16. Februar) Ceylon den Holländern abnahmen, blieb Colombo die Hauptſtadt der Inſel, obgleich andere Punkte, vor Allem Punto Galla, in vieler Hinſicht wohl beſſer ſich dazu eigneten. Gerade in den letzten Jahren hat die engliſche Regierung beſondere Anſtrengungen gemacht, definitiv das Principat von Colombo zu befeſtigen, und ſo wird es wohl vorläufig, vielen ungünſtigen Bedingungen zum Trotz, Capitale bleiben.

Für eine wirkliche Hafenſtadt iſt die erſte Bedingung natürlich ein guter Hafen. Ein ſolcher fehlt aber Colombo, während Galla ihn beſitzt. Freilich kann man jetzt faſt an jedem beliebigen Küſtenpunkte einen künſtlichen Hafen errichten, indem man den flachen Grund des Meerbodens durch Ausbaggern vertieft und an den gefährlichſten, dem Wind und Wellenſchlag am meiſten ausgeſetzten Seiten Steindämme in das Meer hinausbaut, welche als „Wellenbrecher“ oder „Breakwater“ dienen; es gehört nur viel Geld dazu! So iſt der künſtliche Hafen von Port-Said an der nördlichen Mündung des Suez-Canals hergeſtellt. In gleicher Weiſe hat auch die engliſche Regierung in den letzten Jahren mit großen Koſten

einen mächtigen Wellenbrecher an der Südseite des kleinen und schlechten Hafens von Colombo erbaut; derselbe springt weit gegen Nordwest in die See vor und schützt den Hafen gegen die wüthenden Angriffe des Südwest-Monsun, während er zugleich seinen Umfang beträchtlich erweitert. Allein es wird stark bezweifelt, ob dieser Wellenbrecher auf die Dauer ohne große beständige Ausgaben für Reparaturen haltbar ist. Jedenfalls hätte man mit viel weniger Kosten das schöne und große natürliche Hafenbecken von Galla bedeutend verbessern und ganz vorzüglich herstellen können. Die Felsblöcke und Korallenriffe, welche in letzterem der Schifffahrt Hindernisse bereiten, würden sich bei dem heutigen Zustande unserer Sprengkunst mit wenig Aufwand von Dynamit entfernen lassen.

Zunächst indessen hat jedenfalls in dem Wettstreit zwischen den beiden einzigen Hafenstädten der Westküste die alte Hauptstadt Colombo den Sieg über das von der Natur begünstigtere Galla davon getragen, obwohl letzteres durch Klima, geographische Lage und Umgebung den Vorrang verdiente. Das Klima von Colombo ist ungemein heiß, drückend und erschlaffend, — eins der heißesten der Erde, während dasjenige von Galla durch den Einfluß frischer Brisen gemildert wird. Anmuthige Hügel in der Umgebung von Galla, theils mit den reichsten Culturpflanzungen, theils mit Wald bedeckt, machen den Aufenthalt daselbst sehr angenehm und gesund, während die Umgebung von Colombo ganz flach und zum großen Theil mit Sümpfen und stagnirenden Wassern bedeckt ist. Punto-Galla liegt unmittelbar am Seewege zwischen Europa und Indien und war daher bis vor Kurzem die natürliche Hauptstation der Schifffahrt für Ceylon. Jetzt hingegen, wo letztere sich nach der Hauptstadt Colombo gezogen hat, müssen alle Schiffe (da die Straße von Manaar nicht passirbar ist) den Umweg über Colombo hin und zurück machen. Trotzdem vollzieht sich unaufhaltsam der Sieg von Colombo, und gerade jetzt stand die größte und einflußreichste unter allen Schifffahrts-Gesell-

ſchaften Indiens, die P. and O.-Company, im Begriffe, ihre Bureaux und Factoreien von Galla nach Colombo überzuſiedeln, nachdem bereits die meiſten anderen Geſellſchaften ihr voran gegangen waren. Die damit verbundenen großen Umwälzungen waren vielfach Gegenſtand lebhafter Discuſſion während meiner Anweſenheit in Ceylon.

Das Fort von Colombo liegt an der Südſeite der Hafenbucht, auf einem felſigen niedrigen Vorgebirge von geringem Umfange, welches als Landmarke der flachen Weſtküſte ziemlich weit ſichtbar iſt; dasſelbe findet ſich bereits von dem alten Geographen Ptolemäus (im zweiten Jahrhunderte nach Chr.) auf ſeiner verhältnißmäßig trefflichen Karte von Ceylon (= „Saliko“) als Jupiters-Cap („Jovis Extremum = Dios Acron“) verzeichnet. Die Wälle des Forts (von den Holländern ſtark befeſtigt) ſind noch heute mit Kanonen armirt und faſt rings von Waſſer umgeben: auf zwei Drittel ihres Umfangs vom Meere beſpült, im letzten Drittel (an der Südoſtſeite) von einer breiten Lagune; mehrere Dämme und Brücken durchſchneiden letztere und verbinden das Fort mit dem Feſtland. Die wenigen engen und kurzen Straßen des Forts, welche ſich rechtwinkelig kreuzen, ſind größtentheils mit den Bureaux und Waarenlagern der europäiſchen Kaufleute, ſowie mit einer Anzahl öffentlicher und Regierungsgebäude ausgefüllt. Unter letzteren iſt das bedeutendſte der hübſche Palaſt des Gouverneurs, Queenshouſe genannt, von einem Kranze üppigſter tropiſcher Vegetation umgeben, mit weiten Säulenhallen, großen luftigen Sälen und einem ſtattlichen Treppenhaus. Ich betrat dieſen ſchönen Palaſt ſchon am Tage nach meiner Ankunft, wo der Gouverneur mein Empfehlungsſchreiben von der engliſchen Regierung in Empfang nahm. Die innere Ausſtattung des Palaſtes iſt geſchmackvoll und dem orientaliſchen Glanze eines britiſchen Alleinherrſchers der Inſel (— denn das iſt der Gouverneur thatſächlich! —) angemeſſen. Zahlreiche indiſche Diener in bunten phantaſtiſchen Uniformen

verſehen den Hausdienſt, während roth- und goldunifformirte engliſche Soldaten die Wache halten.

Die Straße des Forts, in welcher das öſterreichiſche Lloyd-Bureau liegt und welche ich nach meiner Landung zuerſt betrat, Chatham-Street iſt gleich vielen anderen Straßen von Colombo und Galla, mit ſchattigen Alleen von ſchönen Malvenbäumen (Hibiscus) verziert; ihre großen gelben oder rothen Blüthen bedecken in Menge den Boden. Chatham-Street enthält zugleich diejenigen Kaufläden, die für meine Perſon in Colombo allein von Intereſſe waren: Handlungen mit Photographien von Landſchaften und Läden mit lebenden Thieren. Da hatte ich denn gleich in der erſten Stunde nach meiner Ankunft auf Ceylon das große Vergnügen, durch die in den Schaufenſtern ausgeſtellten Muſterphotographien eine Ueberſicht über die ſchönſten Punkte des wilden Gebirges und des maleriſchen Küſtenlandes, ſowie über die erſtaunlichſten Wunderwerke der prachtvollen Vegetation zu erhalten: Palmen und Piſang, Pandanus und Lianen, Farnbäume, Benyanen u. ſ. w. Nicht minder anziehend war es natürlich für mich, gleich in den erſten Stunden auf der Wunderinſel die perſönliche Bekanntſchaft einiger ihrer intereſſanteſten Thiere zu machen: vor Allen der Affen, der gefleckten Axishirſche, der Papageien, der Prachttauben u. ſ. w.

An der Südſeite des Forts befinden ſich die Baracken der engliſchen Truppen, ſtattliche luftige Kaſernen und Zelte, die ſich zum Theil noch bis an die Ufer der Lagune ausdehnen. Südlich daran ſtößt das Militärhoſpital und dann die grüne Esplanade, „Galla Face" genannt, weil die große Küſtenſtraße nach Galla hier ihren Anfang nimmt Abends, in den Stunden zwiſchen 5 und 6 Uhr, iſt der weite grüne Raſenplatz der Esplanade, der ſich zwiſchen der Lagune und der Meeresküſte nach Süden erſtreckt, der Sammelplatz der ſchönen, vornehmen und eleganten Welt von Ceylon. Hier hält dieſelbe, wie im Hyde-Park zu London, ihren täglichen

„Corso“ während der Saison ab; erholt sich in der Kühle der abendlichen Brise von der Last der drückenden Mittagshitze und genießt das prachtvolle Schauspiel des Sonnenunterganges, häufig durch die mannigfaltigsten und wunderbarsten Wolkenbildungen verschönt. Dabei produciren sich die vornehmen jungen Herren von Colombo hoch zu Roß (zum Theil auf recht miserablen Gäulen!), die schönen Damen, mit Blumenbouquets nachlässig in den Equipagen hingestreckt, in elegantester Tropentoilette. Gleich nach Sonnenuntergang eilt aber Alles sofort nach Hause, theils um der gefürchteten Fieberluft des Abends zu entgehen, theils um die wichtigen Vorbereitungen für die Toilette zum Diner zu treffen, welch letzteres meistens um $7\frac{1}{2}$ Uhr stattfindet (natürlich stets in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, wie in „Old England“ —).

Als ich in der heißen Mittagsstunde die Esplanade zum ersten Male betrat, lernte ich gleich die ganze Gewalt der Höllengluth kennen, welche Helios auf solchen unbedeckten Flächen der Insel hervorzurufen im Stande ist; die Umrisse der Gegenstände in geringer Entfernung schwankten unbestimmt in dem zitternden Lichte der aufsteigenden heißen Luftströme; und auf dem rothen Sandwege inmitten der grünen Grasfläche erblickte ich eine Fata Morgana, die hier sehr häufig gesehen wird. Die Mirage spiegelte eine glänzende Wasserfläche mitten in demselben vor, welche von den entgegenkommenden Wagen und Fußgängern gleich einer Flußfurt durchschnitten wurde. Das Thermometer zeigte in den kühlen und erfrischenden Räumen des Clubhauses 24° R.! Draußen in der Sonne würde es wohl auf 36—40° gestiegen sein.

Südlich an die Esplanade stößt eine Vorstadt, die sich weit nach Süden, zwischen dem flachen sandigen Meeresstrande und der Landstraße nach Galla hinzieht: Kolupitiya oder Colpetty. Zu beiden Seiten der Landstraße liegen eine Anzahl der schönsten Villen, von reizenden Gärten umgeben. Nach Osten hin setzt sich dieses Villenviertel in die

sogenannten Zimmtgärten oder „Cinnamon-Gardens“ fort. Diese haben gegenwärtig, seitdem sich die englische Regierung gezwungen sah, ihr einträgliches Zimmtmonopol ganz aufzugeben, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, sind größtentheils parcellirt und zu Privatgärten der wohlhabendsten Kaufleute geworden. Die eleganten Villen inmitten derselben sind von einem auserlesenen Schmucke der schönsten tropischen Blumen und Bäume umgeben. Die Wohnungen sind hier am theuersten und luxuriösesten eingerichtet und „Cinnamon-Gardens“ gilt als das erste und vornehmste Villenquartier. Allein die größere Entfernung von der Seeküste und ihrer erfrischenden Brise, sowie die flache Lage in der Nähe der Lagunenarme hat auch ihre großen Nachtheile. Die drückende und erschlaffende Hitze erreicht hier ihren Höhepunkt und am Abend machen zahllose Moskitoschaaren den Aufenthalt höchst ungemüthlich, während eine Masse verschiedener Arten von Fröschen und Laubfröschen durch ihr lautes nächtliches Concert die ersehnte Ruhe stört.

Dasselbe gilt in höherem Maße noch von dem daran stoßenden Stadtviertel „Slave-Island“, der „Sklaven-Insel“, so genannt, weil im vorigen Jahrhundert die Holländer hier über Nacht die Sklaven der Regierung einsperrten. Die landschaftliche Scenerie dieses Theiles gehört jedoch zu den schönsten von Colombo. Die Buchten des ausgedehnten Sees sind von reizenden, sorgfältig gepflegten Gärten eingefaßt, über welchen die Cocospalmen auf schlanken Stämmen ihre Federkronen neigen; elegante Villen der Europäer und malerische Hütten der Eingeborenen liegen dazwischen zerstreut; als großartiger Hintergrund erhebt sich darüber in blauer Ferne die Gebirgskette des centralen Hochlandes, in der Mitte alle anderen überragend der kegelförmige Gipfel des stolzen Adams-Pik. Eine abendliche Kahnfahrt auf diesem stillen Wasserspiegel mit seiner wunderbaren Umgebung gehört zu den größten Genüssen von Colombo.

Im Norden von den oben genannten Stadttheilen dehnt sich die dicht bevölkerte Pettah aus, die „schwarze Stadt" der Eingeborenen. Sie erstreckt sich über eine Stunde weit längs des Seeufers bis zur Ausmündung des großen Flusses von Colombo hin, des Kelany-Ganga oder Kalan-Ganga. Dieser hat ursprünglich der Stadt den Namen gegeben: Kalan-Totta oder Kalan-Bua. Schon im Jahre 1340 führt sie Ibn Batuta als „Calambu" auf, die „schönste und größte Stadt in Serendib" (der alte Inselname der Araber). Die Portugiesen machten daraus später „Colombo".

Da, wo der stattliche Kelany-Fluß sich in den indischen Ocean ergießt und ein breites Delta bildet, liegt nahe bei der malerischen Mündungsstelle (unmittelbar am Meere) die Villa, in welcher mein Freund Stipperger wohnte und in welcher ich die beiden ersten genußreichen Wochen auf Ceylon verlebte. Hier genoß ich in vollen Zügen den Reiz der neuen, großartigen und wunderbaren Eindrücke, die in Ceylon über den neuangekommenen Europäer, den „Griffin" sich ergießen. Gerade dieser nördlichste Ausläufer von Colombo, welcher den besonderen Namen Mutwal (und zuletzt Modera) führt, ist nach meiner Ueberzeugung einer der interessantesten und schönsten Theile in der ganzen Umgebung der Hauptstadt.

Nie werde ich die bunte Pracht der fremdartigen indischen Scenen vergessen, welche gleich der wechselnden Bilderreihe einer Laterna magica an meinem staunenden Auge vorüberzog, als ich am ersten Abend vom Fort nach Whist-Bungalow hinausfuhr. Da erblickte ich in der Pettah vor den offenen Hütten ziemlich Alles versammelt und auf den engen Straßen unter dem Schatten der überall aufstrebenden Cocospalmen Alles durcheinander gemischt, was die bunt zusammengesetzte Bevölkerung von Colombo an charakterischen Typen aufzuweisen hat. Wie allenthalben in der Tropenzone ist ohnehin das Leben und Treiben der Eingebornen zum größten Theile öffentlich; und wie die Hitze der tropischen Sonne die Be-

dürfniſſe der menſchlichen Kleidung auf das Allernothwendigſte reducirt, ſo öffnet ſie auch das Innere der Hütten und Läden, in welchen weder Fenſter noch Thüren den Einblick von außen hindern. An Stelle der letzteren befindet ſich eine große einfache Oeffnung, die bei Nacht oder bei Unwetter durch herabgezogene Matten oder durch vorgeſchobene Latten geſchloſſen wird. Alle Handwerker ſieht man ſo neben oder in ihren Läden, oder auch ganz auf offener Straße hantiren, und die intimſten Scenen des häuslichen und Familienlebens entziehen ſich nicht dem neugierigen Blicke.

Der beſondere Reiz, den der Anblick dieſer indiſchen Hütten auf den Europäer ausübt, liegt theils in jener naiven Oeffentlichkeit ihres häuslichen Lebens, theils in der primitiven Einfachheit der Bedürfniſſe, von denen die geringe Zahl der nothwendigſten Hausgeräthe Zeugniß ablegt, theils in der Harmonie mit der umgebenden Natur. Die kleinen Gärten, welche die Hütten ſtets umgeben, ſind ſo kunſtlos angelegt und die wenigen Nutzpflanzen in denſelben, welche den bedeutendſten Theil des Beſitzes und des Lebensunterhaltes liefern, ſo mannigfaltig um dieſelben gruppirt, daß Alles zuſammen von ſelbſt aus dem Boden gewachſen zu ſein ſcheint.

Die wichtigſten von dieſen Charakterpflanzen ſind die „Fürſten des Pflanzenreiches", die Palmen; und zwar im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Küſtenlande die Cocospalme, von der bekanntlich jeder einzelne Theil nützliche Verwendung findet, und welche oft den ganzen Reichthum der Singhaleſen bildet. Ueberall iſt ſie daher in den Städten und Dörfern, wie in deren Umgebung, derjenige Baum, der zuerſt und am meiſten in die Augen fällt und der Landſchaft vorzugsweiſe ihr Gepräge aufdrückt. Die Zahl der Cocosſtämme auf der Inſel beträgt gegen 40 Millionen, und jeder liefert gegen 80—100 Nüſſe (8—10 Quart Oel). In der nördlichen Hälfte der Inſel fehlt die Cocospalme ebenſo wie in einem großen Theile des öſtlichen Küſtenlandes. Hier tritt

an ihre Stelle die nicht minder nützliche Palmyrapalme (Borassus flabelliformis). Das ist dieselbe Art, die auch die heißen und trockenen Striche der Halbinsel Vorderindiens bedeckt und die ich im Concan bei Bombay in solchen Mengen sah. Beide Palmen sind schon von Ferne sehr verschieden. Die Palmyra gehört zu den Fächerpalmen und hat einen starken und ganz geraden schwarzen Stamm, dessen Gipfel einen dichten Schopf handförmig gespaltener steifer Fächerblätter trägt. Die Cocos hingegen ist eine Fiederpalme; ihr schlanker weißer Stamm, 60—80 Fuß hoch, ist stets anmuthig gebogen und mit einer wuchtigen Krone von gewaltigen Fiederblättern verziert. Aehnliche aber steifere und kleinere Blätter hat auch die zierliche Arecapalme (Areca catechu), deren dünner rohrgleicher Stamm aber kerzengerade in die Höhe strebt; sie ist ebenfalls neben den Hütten der Singhalesen zu finden und liefert ihnen die beliebte Arecanüsse, welche zusammen mit den Blättern des Betelpfeffers allgemein gekaut werden und Speichel und Zähne roth färben. Eine andere Palme, die Kittul (Caryota urens) wird vorzugsweise wegen ihres reichlichen Zuckersaftes cultivirt, aus dem Palmzucker (Djaggeri) und Palmwein (Toddy) bereitet werden. Ihr steifer starker Stamm trägt eine Krone von doppelt gefiederten Blättern, die denen des Venushaar-Farns (Adiantum capillis Veneris) gleichen.

Nächst den Palmen sind die wichtigsten Bäume in den kleinen Gärten der Singhalesen die Brodfrucht- und Mangobäume. Von ersteren finden sich zwei verschiedene Arten, die echte Brodfrucht (Artocarpus incisa) und die Jackfrucht (Artocarpus integrifolia) überall in stattlichen Prachtexemplaren vor; oft dazwischen die merkwürdigen Baumwollbäume (Bombax). Neben und unter diesen Bäumen sind ferner allgemein rings um die Hütten der Singhalesen deren beständige Begleiter angepflanzt, die herrlichen Bananen oder Pisangpflanzen, die den Namen der „Paradiesfeigen" mit vollem

Recht verdienen (Musa sapientum). Ihre ſchönen gelben Früchte, die ſowohl roh als gebraten eines der beſten Nahrungsmittel liefern, kommen hier in zahlreichen Sorten vor. Der prachtvolle Buſch ihrer überhängenden lichtgrünen Rieſenblätter, der ſich von dem ſchlanken, hier oft über 20—30 Fuß hohen Stamme erhebt, iſt die ſchönſte Decoration der ſinghaleſiſchen Hütten. Aber kaum minder weſentlich für letztere ſind auch die pfeilförmigen Rieſenblätter der großen Aroideen, beſonders des Caladium, die ihres Wurzelmehles halber allgemein cultivirt werden; ebenſo wie die zierlichen Büſche der Manihot mit ihren handförmigen Blättern (zu den Euphorbiaceen gehörig). Das herrliche Grün dieſer ſchönen Pflanzen nimmt ſich neben den braunen Erdhütten um ſo glänzender aus, als es durch die lebhaft rothe Farbe der Erde (durch großen Reichthum an Eiſenoxyd bedingt) kräftig gehoben wird. Dazu ſtimmt vortefflich die zimmtbraune Hautfarbe der Singhaleſen und die ſchwarzbraune der Tamils.

In Colombo ſelbſt, wie in dem ganzen ſüdlichen und weſtlichen Küſtenlande der Inſel (mit Ausnahme des nordweſtlichen Theiles) beſteht die überwiegende Maſſe der Bevölkerung aus eigentlichen Singhaleſen. Mit dieſem Namen bezeichnet man die Nachkommen der indiſchen Hindubevölkerung, welche nach der Hauptquelle der ceyloniſchen Geſchichte, nach der Pali-Chronik „Mahawanſo", im Jahre 543 vor Chriſti Geburt aus dem nördlichen Theile der Halbinſel Vorderindien unter dem Könige Wijayo nach Ceylon hinüber wanderte und die urſprüngliche Urbevölkerung der Inſel verdrängte. Als verſprengte Reſte der letzteren gelten jetzt gewöhnlich die Weddahs oder Vellahs, von denen einige wilde Horden noch in den urſprünglichſten Theilen des Inneren unter den primitivſten Verhältniſſen leben. Nach der Anſicht Anderer ſind die Weddahs hingegen herabgekommene und entartete, ausgeſtoßene oder „verwilderte" Nachkommen von Singhaleſen, gleich den „Rhodias".

In der nördlichen Hälfte der Insel, sowie am östlichen Küstenstriche und in einem großen Theile des centralen Gebirgslandes wurden die echten Singhalesen später durch Malabaren oder „Tamils" verdrängt, welche aus dem südlichen Theile der Halbinsel Vorderindien, vorzüglich von der Malabarküste herüberkamen. Sie sind in jeder Beziehung, nach Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe, Sprache, Religion, Sitten und Gewohnheiten, von den Singhalesen sehr verschieden und gehören einem ganz anderen Zweige des menschlichen Stammbaumes an, der Dravida-Rasse. Die Singhalesen hingegen werden von den meisten Anthropologen wohl mit Recht als ein alter Zweig der arischen Rasse betrachtet. Sie sprechen einen Dialekt, welcher einem Zweige der Palisprache entsprungen zu sein scheint, während die Malabaren die ganz verschiedene Tamilsprache besitzen. Die ersteren sind meistens Buddhisten, die letzteren sind Hindu (Brahmanen). Gewöhnlich ist die braune Hautfarbe der kleineren, weichlicheren und schwächlicheren Singhalesen bedeutend heller, zimmtbraun bis lederbraun, hingegen diejenige der größeren, kräftigeren und schöneren Malabaren viel dunkler, kaffeebraun oder schwarzbraun. Erstere sind vorzugsweise mit Ackerbau, Reiscultur, Anpflanzungen von Palmen, Bananen und anderen Culturpflanzen beschäftigt; scheuen jedoch harte und schwere Arbeit. Diese letztere wird vorzugsweise von den Malabaren verrichtet, welche als Straßenarbeiter, Bauleute, Lastträger, Kutscher u. s. w. im Unterlande, als Arbeiter der Kaffeeplantagen im Oberlande Verwendung finden. Gegenwärtig machen die Tamils oder Malabaren (deren Einwanderung von der indischen Halbinsel alljährlich zunimmt) schon ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung von Ceylon aus, während die Kopfzahl der Singhalesen drei Fünftel von der Gesammtzahl der Bevölkerung beträgt; letztere beläuft sich gegenwärtig auf $2^1/_2$ Millionen.

Nächst den Singhalesen oder Malabaren bilden nach Kopfzahl und Bedeutung den wichtigsten Theil der eingebore-

nen Bevölkerung von Ceylon die Indo-Araber, hier allgemein als „Mohren" (Moors oder Moormen) bezeichnet. Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 150,000, also ein Zehntel der Singhalesen-Zahl. Sie sind die Nachkommen der Araber, welche schon seit mehr als zwei Jahrtausenden in Ceylon, wie in anderen Theilen des südlichen und südöstlichen Asiens festen Fuß faßten und namentlich zwischen dem achten und zehnten Jahrhunderte (bis zur Ankunft der Portugiesen) den wichtigsten Theil des Handels in ihrer Hand hatten. Auch heute noch wird der ganze Kleinhandel, sowie ein Theil des Großhandels der Insel fast ausschließlich von diesen thätigen und berechnenden Arabern betrieben; und sie spielen hier durch ihren Unternehmungsgeist, ihre berechnende Schlauheit und ihr vorzügliches Talent für Geldgeschäfte eine ähnliche Rolle, wie die Juden in Europa; auch in anderen Beziehungen vertreten sie die Stelle der stammverwandten Juden, welche auf Ceylon gänzlich fehlen. Die Sprache und Schrift der Moormen ist noch heute theils Arabisch, theils ein Gemisch von Arabisch und Tamil. Ihre Religion ist überwiegend mohammedanisch (und zwar sunnitisch). Ihre Hautfarbe ist braungelb, ihre Gesichtsbildung unverkennbar semitisch; Haar und Bart meist lang und schwarz. Ihre kräftige Figuren, in langen weißen Burnus und weite weiße Pumphosen gekleidet, nehmen sich zwischen den Singhalesen und Tamils um so stattlicher aus, als sie meist einen hohen gelben Turban, einer Bischofsmütze ähnlich, tragen.

Gegen diese drei vorherrschenden Bestandtheile der ceylonesischen Bevölkerung: (Singhalesen 60, Tamils 33, Indoaraber 6 Prozent), treten die übrig bleibenden Reste derselben, zusammen kaum 1 Prozent, der Zahl nach ganz zurück. Von diesen 25,000 Einwohnern kommen nur ungefähr 2000 auf die Rasse der wilden Ureinwohner, der Weddahs. 8000 (nach anderen nur ungefähr die Hälfte) sind Einwanderer aus den verschiedensten Gegenden Asiens und Afrikas: Ma-

layen und Javaneſen (vorzugsweiſe als Soldaten geworben), Parſis und Afghanen (meiſtens Geldkrämer und Wucherer), Neger und Kaffern (Soldaten und Diener u. ſ. w.). Die Miſchlinge dieſer verſchiedenen „Native"-Raſſen und der Europäer (etwa 10,000) enthalten die verſchiedenſten Combinationen und bieten der anthropologiſchen Claſſification intereſſante Schwierigkeiten. An dieſe ſchließen ſich die ſogenannten „Burgers" an (etwa 6000), die Nachkömmlinge der Portugieſen und der Holländer, meiſtens mehr oder weniger mit ſinghaleſiſchem und Tamil-Blut gemiſcht. Dieſe liefern vorzugsweiſe das Heer der Schreiber und der Rechner in den Comptoirs und Bureaux, der Subalternbeamten für die Regierung; ſie werden als ſolche ſehr geſchätzt. Die Zahl der Europäer endlich, der „nichteingeborenen" Herren der Inſel, beläuft ſich im Ganzen nur auf 3—4000, ganz überwiegend natürlich Engländer und Schotten. In den Städten ſind alle höheren Regierungsämter und alle großen Handlungshäuſer in ihren Händen. Im Gebirge bilden ſie die zahlreiche und merkwürdige Claſſe der „Pflanzer", deren eigenthümliches Leben ich ſpäter auf der Gebirgsreiſe kennen lernte.

Nach der Volkszählung von 1857 (alſo vor 25 Jahren) betrug die Geſammtzahl der Einwohner von Ceylon nur 1,760,000. Schon im Jahre 1871 (alſo vor 11 Jahren) war dieſelbe auf 2,405,000 Seelen geſtiegen, und gegenwärtig dürfte ſie bereits die Zahl von 2,500,000 beträchtlich überſchritten haben. Nehmen wir aber in runder Summe $2^1/_2$ Millionen als gegenwärtige Volkszahl an, ſo dürften ſich die verſchiedenen Elemente etwa folgendermaßen vertheilen:

Singhaleſen (meiſt Buddhiſten)	1,500,000
Tamils (Malabaren, meiſt Hindu) . . .	820,000
Indoaraber (Moormen, meiſt Mohammedaner)	150,000
Miſchlinge verſchiedener Raſſe	10,000
Aſiaten und Afrikaner verſchiedener Raſſen (Malayen, Chineſen, Kaffern, Neger) .	8,000

Burgers (Portugiesen und Holländer, Halbblut)	6,000
Europäer (meist Engländer)	4,000
Weddahs (Ur-Einwohner)	2,000
Summa	2,500,000

Da der Flächenraum der Insel 1250 geogr. Quadratmeilen beträgt und sie mithin kaum $^1/_6$ kleiner als Irland ist, so könnte sie bei ihren außerordentlich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen leicht das sechs- oder achtfache dieser Bevölkerung tragen; den älteren Chroniken zufolge scheint dieselbe schon vor 2000 Jahren beträchtlich größer gewesen zu sein — vielleicht mehr als das doppelte! Die entvölkerte und großentheils verödete nördliche Hälfte der Insel war damals dicht bewohnt; wo jetzt ungeheure Djungle-Dickichte den Affen und Bären, Papageien und Tauben als Wohnsitz dienen, blühten damals ausgedehnte Culturfelder, durch bewundernswürdige Bewässerungssysteme begünstigt. Die verfallenen Reste der letzteren, wie die großartigen Ruinen der verschwundenen Städte (Anaradjahpura, Sigiri, Pollanarrua u. s. w.) legen von diesem früheren Glanze noch heute Zeugniß ab. Sie zeigen, was aus diesem „Juweleneiland", dieser „edelsten Perle im Diadem Indiens", dieser „Rubineninsel", in Zukunft wieder werden kann!

Wie die verschiedenen Classen der bunt gemischten Bevölkerung von Ceylon nach Ursprung und Rasse, Körperbau und Farbe, Sprache und Schrift, Charakter und Beschäftigung sich wesentlich unterscheiden, so auch entsprechend nach Glauben und Religion; und zwar fällt die Cultusform großentheils mit dem Rassentypus zusammen. Die Singhalesen (60 Procent) sind zum größten Theil Buddhisten, die Tamils hingegen (33 Procent) meistens Brahmanen (Hindu); die Indoaraber endlich (6 Procent) überwiegend Mohammedaner; doch ist jetzt ein großer Theil dieser drei Hauptclassen der Bevölkerung zum Christenthum bekehrt, dem auch das übrigbleibende Pro-

cent größtentheils zugethan ist. In runder Zahl dürften sich die Confessionen jetzt folgendermaßen vertheilen:

Buddhisten (meist Singhalesen)	1,600,000
Brahmanen (Hindu, meist Tamils) . . .	500,000
Mohammedaner (Sunniten, meist Araber) .	160,000
Katholiken (viele Tamils und Singhalesen).	180,000
Protestanten (die meisten Europäer und Burger)	50,000
Religionslose (verschiedenster Classen). . .	10,000
Summa	2,50,0000

IV. Whist-Bungalow.

Die reizende Villa in Colombo, in welcher ich die beiden ersten Wochen auf Ceylon verlebte, liegt, wie schon gesagt, am nördlichen Ende der Stadt, oder vielmehr ihrer entlegenen Vorstadt Mutwal, gerade in dem Winkel, welchen der Kelany-Ganga, der Colombofluß, an seiner Einmündung in das Meer bildet. Man wandert vom Fort aus zwischen den Erdhütten der braunen Eingebornen eine gute Stunde durch die Pettah und deren nördlichen Ausläufer, um Whist-Bungalow zu erreichen. Diese einsame Lage, inmitten der schönsten Natur, weit ab vom Geschäftsviertel und noch viel weiter von den südlich jenseits gelegenen beliebten Villenvorstädten Kolpetty, Cinnamon-Garden u. s. w., ist eine der Ursachen des besonderen Reizes, welchen dieses stille Landhaus von Anfang an auf mich ausübte. Eine andere Ursache freilich lag in der herzlichen und zwanglosen Gastfreundschaft, welche die Bewohner von Whist-Bungalow (— außer Stipperger noch drei liebe deutsche Landsleute —) von Anfang an mir entgegenbrachten. Daher erwachte ich schon am ersten Morgen daselbst mit dem angenehmen Gefühl, auf der fremden indischen Wunderinsel, 6000 Seemeilen von der deutschen Heimath entfernt, eine freundliche Heimstätte für meinen Aufenthalt dort ge-

funden zu haben. Aus den „paar Tagen", welche ich zuerst nur in Whist-Bungalow bleiben wollte, wurden bald „ein paar Wochen", und da ich auch nach der Rückkehr vom Süden, sowie am Ende meines Aufenthalts auf Ceylon eine Woche dort verweilte, so kam im Ganzen fast ein Monat zusammen, der von meinen vier Monaten auf Ceylon diesem lieblichen Gartenhause zufiel. Da Platz genug vorhanden war, um meine umfangreichen Gepäckstücke und Sammlungen dort unterzubringen und zu ordnen, so wurde mir Whist-Bungalow zugleich zum bequemsten Standquartier für meine weiteren Ausflüge; als ich dann nach den Anstrengungen und Strapazen der Arbeit an der Südküste, wie der Gebirgsreise im Hochlande wieder nach Whist-Bungalow zurückkehrte, hatte ich stets das wohlthuende Gefühl, daheim unter lieben Freunden und Landsleuten als gern gelittener Gast zum Besuch zu sein. Es ist daher nur recht und billig, wenn ich hier diesem wunderlieblichen Erdenfleck eine besondere Beschreibung widme, um so mehr, als ich auf demselben meine ersten Kenntnisse von Natur- und Menschenleben der Insel aus eigener Anschauung sammelte.

Whist-Bungalow verdankt seinen sonderbaren Namen dem Umstande, daß der erste Besitzer dieser entlegenen Villa, ein alter englischer Officier zu Anfang des Jahrhunderts, seine Kameraden Sonntags hierher zu einer Whistpartie einlud. Da die strenge Observanz der englischen Kirche eine solche Entheiligung des Sonntags natürlich stark verpönte, mußten diese lustigen Zusammenkünfte ganz geheim gehalten werden; und je mehr die hier versammelten Kriegskameraden froh waren, der entsetzlichen Langenweile des englischen Sonntags und der orthodoxen Gesellschaft glücklich entronnen zu sein, desto heiterer ging es bei den Whistpartien und den damit verknüpften Trinkgelagen im einsamen Bungalow zu.

Damals war aber Whist-Bungalow nur eine ganz einfache, kleine, in dichtem Gartengebüsch versteckte Villa. Zu

dem stattlichen Landhause in seiner jetzigen Gestalt wurde es erst durch seinen späteren Besitzer, einen Advocaten Morgan erweitert. Derselbe war ein lustiger Lebemann, und verwendete einen großen Theil seines Vermögens darauf, um die Villa — ein kleines „Miramare" von Ceylon — ihrer reizenden Lage entsprechend auszubauen und zu verschönern. Der große Garten wurde mit den herrlichsten Bäumen und Zierpflanzen ausgestattet. Eine stattliche Colonade mit luftiger Veranda erhob sich rings um das vergrößerte Landhaus, während seine weiten und hohen Säle innen mit dem prächtigsten Luxus fürstlich ausgestattet wurden. Und manches Jahr wurden hier Diners und Trinkgelage abgehalten, bei denen es noch viel üppiger und glänzender — wenn auch nicht lauter und lustiger — zuging, als früher bei den einfacheren Kneipereien der Whistofficiere. Es scheint aber, daß Mr. Morgan schließlich nicht mehr die colossalen Ausgaben für sein Miramare und seine luculliſche Lebensweise daselbst in richtiges Verhältniß zu seinen großen Einnahmen brachte. Denn als derselbe plötzlich starb, fand sich in der Casse ein großes Deficit vor; die zahlreichen Gläubiger belegten Whist-Bungalow mit Beschlag und mußten schließlich, als es unter den Auctionshammer kam, froh sein, wenigstens einen kleinen Theil ihres geliehenen Geldes aus dem Erlöse wieder zu erhalten.

Nun kam aber ein Wendepunkt in der Geschichte der schönen Villa, und der neue Besitzer sollte derselben nicht recht froh werden. Denn die Fama, die an den romantischen Fleck schon manche abenteuerliche Sage geknüpft hatte, behauptete jetzt mit zunehmender Bestimmtheit, daß es in Whist-Bungalow nicht recht geheuer sei und daß der Geist des plötzlich verschiedenen Mr. Morgan daselbst allnächtlich „umgehe". Nachts um die zwölfte Stunde — bald mit, bald ohne Mondschein — sollte daselbst ein greuliches Gelärm und Gepolter sich erheben: weiße Gestalten huschten durch die weiten Säle,

geflügelte Dämonen flatterten durch die Säulenhallen, und andere Geister mit glühenden Augen trieben sich auf den Dächern umher. Als der Teufel Oberster aber sollte Mr. Morgan selbst den Spuk anführen und dirigiren. Man gab ihm Schuld, daß sein stattliches, jetzt so spurlos verduftetes Vermögen, nicht ganz auf richtigem Wege erworben sei, und daß er, gleich so vielen anderen Advocaten, seine ausgedehnte Rechtskunde weniger benutzt habe, seinen Clienten Recht zu verschaffen, als vielmehr deren fließende Goldquellen in seinen eigenen weiten Säckel hinüber zu leiten; er sollte große Summen unterschlagen, Mündelgelder veruntreut haben u. dgl. mehr. Zur Strafe dafür mußte er nun an dem Orte seiner früheren Bacchanalien als ruheloser Geist allnächtlich umgehen. Und so viele Singhalesen aus der nächsten Nachbarschaft von Mutwal hatten diesen Geisterlärm gehört und den Spuk selbst gesehen, daß der neue Besitzer von Whist-Bungalow weder selbst hineinziehen wollte, noch einen Miether finden konnte.

So stand Whist-Bungalow leer, als unser Freund S. davon hörte und beim Anblick der reizenden Villa sie zu miethen beschloß. Aber auch das hatte seine großen Schwierigkeiten. Denn kein Diener war zu finden, der in das berüchtigte Spukhaus hätte mit hineinziehen mögen. Das gelang erst, nachdem der Nachweis naturwissenschaftlich geführt war, daß alle die Geister zoologischen Ursprungs seien. St. erwartete den berüchtigten Spuk in der ersten Nacht wohlbewaffnet mit Gewehren und Revolvern, und nun stellte sich, wie erwartet, heraus, daß derselbe aus echten leibhaftigen Säugethieren von Fleisch und Blut bestand, zu welchen der selige Mr. Morgan in keinem näheren Verwandtschaftsverhältnisse stand. Die geheimnißvollen Klettergeister entpuppten sich erschossen als wilde Katzen, die Huschgeister als riesige Bandicutratten und die Flattergeister als fliegende Füchse (Pteropus). Nunmehr wurden angesichts dieser überzeugenden Ausbeute der nächtlichen Jagd die Bedenken auch der furcht-

PINCLIFFE.

samsten Diener überwunden und Freund St. zog zuversichtlich in das einsame Whist-Bungalow ein. Der verwilderte Garten wurde neu und verbessert hergerichtet, die verödeten Räume neu ausgestattet; und als einige deutsche Landsleute die neu eingerichtete Villa sahen, gefiel sie ihnen so ausnehmend, daß sie den neuen Miether baten, ihnen einen Theil der umfangreichen Räumlichkeiten zur Wohnung zu überlassen. Das geschah, und so fand ich denn bei meiner Ankunft das vierblättrige deutsche Kleeblatt daselbst vor, mit welchem ich so manchen vergnügten Abend verplauderte. Dabei fehlte es nie an der nöthigen Mannigfaltigkeit der individuellen Anschauung, die bei uns Deutschen trotz der berühmten „Deutschen Einigkeit" unerläßlich ist. Herr Both aus Hanau (dem ich eine nette Reptiliensammlung verdanke) vertrat das Frankfurter Deutschland, Herr Snhren aus Ostfriesland (der mich mit einer schönen Schmetterlingssammlung beschenkte) den äußersten Nordwesten, und Herr Herath aus Bayreuth (der mich durch Paradiesvögel, Papageien und Honigvögel erfreute) den bajuvarischen Süden des Vaterlandes.

Der besondere Reiz, den Whist-Bungalow vor anderen Villen von Colombo voraus hat, ist theils in seiner herrlichen Lage, theils in seinem prächtigen Garten begründet. Während die Nebengebäude (Dienerwohnungen, Stallungen u. s. w.) hinten im Garten versteckt liegen, tritt das Hauptgebäude nahe bis an den Rand des schönen Wasserspiegels vor, welcher sich an der Westseite ausbreitet. Die luftige Veranda bietet den herrlichsten Blick auf das weite Meer, auf die Mündung des Kelanyflusses und auf eine reizende, mit dichtem Wald bedeckte Insel, welche in seinem Delta liegt. Weiter nach Norden hin folgt der Blick einem langen Streifen Cocoswald, welcher die Küste entlang bis gegen Negombo sich hinzieht. Nach Süden hingegen stößt an den Garten von Whist-Bungalow ein malerisches Stück Land, welches in reizender Unordnung Fischerhütten unter schlanken Cocospalmen zerstreut zeigt, da-

zwiſchen ein kleiner Buddhatempel, weiterhin Strandfelſen mit Pandanus u. ſ. w. Von da ſpringt eine ſchmale ſandige Landzunge nach Norden gegen die Flußmündung vor und legt ſich dergeſtalt vor unſern Garten hin, daß ſie einen kleinen ſtillen Landſee vor demſelben bildet. Die Landzunge, welche dieſen See vom benachbarten offenen Meere ſcheidet, iſt dicht mit der ſchönen roth blühenden Geißfußwinde (Ipomoea pes capri) und dem ſonderbaren Igelgraſe (Spiniſex squarrosus) bewachſen. Sie trägt auch einzelne Fiſcherhütten, und bietet den ganzen Tag über, im beſtändigen Wechſel bunter Scenerie, eine Reihe von unterhaltenden Bildern. Schon am frühen Morgen vor Sonnenaufgang verſammeln ſich hier die Fiſcherfamilien der benachbarten Hütten, um ihr Morgenbad im Fluſſe zu nehmen. Dann kommen die Pferde und Ochſen an die Reihe des Badens. Fleißige Wäſcher ſind oft den ganzen Tag mit ihrer Arbeit beſchäftigt, ſchlagen die Wäſche auf flachen Steinen und breiten ſie am Strande zum Trocknen aus. Zahlreiche Fiſcherboote gehen ab und zu, und Abends wenn ſie von den Fiſchern an das Land gezogen und die großen viereckigen Segel zum Trocknen aufgeſpannt werden, gewährt die Landzunge mit ihrer langen Reihe ruhender Segelboote einen ungemein maleriſchen Anblick; beſonders dann, wenn die Abendwinde die Segel ſchwellen und die ſinkende Sonne, in das Meer tauchend, das ganze indiſche Strandbild mit einer Fluth von ſtrahlendem Gold, Orange und Purpur übergießt.

Wie meine Freunde mir mittheilten, hat dieſe ſandige Landzunge im Laufe der Jahre ihre Geſtalt vielfach gewechſelt. Sie iſt in der That eine bewegliche Barre, wie ſie vor den Mündungen aller größeren Flüſſe in Ceylon ſich finden. Die letzteren bringen, in ihrem wilden Laufe aus dem Gebirge herabſtürzend, eine Maſſe Sand und Geſteinstrümmer mit ſich; und da auch ſpäter im langſameren Laufe durch das flache Küſtenland die reichlichen Regenmaſſen ihnen täglich große Quantitäten Erde und Schlamm zuführen, ſo bilden

dieſe, wenn ſie nachher an der Flußmündung abgelagert werden, in kurzer Zeit anſehnliche Bänke. Geſtalt, Größe und Lage dieſer Barren wechſelt aber beſtändig, je nachdem die Mündungszweige des Flußendes in ſeinem flachen Delta hier oder dorthin ihren Ausweg ſuchen. So ſoll früher die Hauptmündung des Kelany eine Stunde weiter ſüdlich, in Cinnamon-Gardens, geweſen ſein. Die Lagunen daſelbſt, welche auch jetzt noch durch Canäle mit dem Fluſſe zuſammenhängen, ſollen Reſte der Mündungsarme ſein; der größte Theil der Stadt Colombo läge demnach gegenwärtig auf dem alten Delta. Auch unſere maleriſche Barre, gerade gegenüber Whiſt-Bungalow, hat abwechſelnd an ihrem nördlichen und an ihrem ſüdlichen Ende mit dem Feſtlande zuſammengehangen; und die waldbedeckte Inſel vor der Hauptmündung iſt bald Halbinſel geweſen, bald wieder iſolirte Inſel.

Der Strand dieſer Inſel, ſowie auch der Uferſaum der an Whiſt-Bungalow anſtoßenden Gärten (nördlich von demſelben) iſt gleich den Ufern der Flußmündung ſelbſt dicht bewachſen mit den merkwürdigen Mangrove-Bäumen, und ich hatte ſogleich beim erſten Beſuche der nächſten Nachbarſchaft die Freude, dieſe charakteriſtiſche und wichtige Vegetationsform der Tropen in ihrer merkwürdigen landbildenden Thätigkeit vor Augen zu ſehen. Die Bäume, welche unter dem Namen der Mangroven oder Manglebäume zuſammengefaßt werden, gehören ſehr verſchiedenen Gattungen und Familien an (Rhizophora, Sonneratia, Lomnitzera, Avicennia etc.). Sie ſtimmen aber alle in der eigenthümlichen Form ihres Wachsthums und der dadurch bedingten typiſchen Phyſiognomie weſentlich überein: die dicht buſchige, meiſt rundliche Laubkrone ruht auf einem dicken Stamme; dieſer aber auf einer umgekehrten Krone von nacktem vielverzweigten Wurzelwerk, welches ſich unmittelbar aus dem Waſſerſpiegel erhebt und mehrere Fuß, oft 6—8 Fuß über denſelben hervorragt. Zwiſchen den Gabeläſten dieſer dichten kuppelförmigen

Wurzelkrone ſammelt ſich der Schlamm und Sand an, welchen der Fluß an ſeinen Ufern und beſonders an ſeiner Mündung abſetzt, und ſo kann der Mangrovewald das Wachsthum des Landes weſentlich begünſtigen.

Aber auch viele organiſche Subſtanzen, Leichen und Bruchſtücke von Thieren und Pflanzen bleiben zwiſchen dem dichten Wurzelwerk hängen und zerſetzen ſich daſelbſt, und ſo iſt der Manglewald in vielen Tropengegenden zu einer gefürchteten Quelle gefährlicher Fieber geworden. An den meiſten Mangleſtrichen von Ceylon, ſo auch am Kelanyfluſſe, iſt dies nicht der Fall; wie denn überhaupt viele waſſerreiche Diſtricte der Inſel (z. B. die ſtehenden Lagunen von Colombo ſelbſt) keineswegs ungeſund ſind. Obwohl ich viele Nächte in ſolchen Diſtricten ſchlief, habe ich doch niemals einen Fieberanfall gehabt. Es hängt dies wahrſcheinlich damit zuſammen, daß die häufigen und großen Regengüſſe der Inſel das Waſſer der ſtehenden und fließenden Becken oft erneuern und die organiſchen ſich zerſetzenden Beſtandtheile desſelben wegführen, ehe ſie ſchädlich wirken können.

Am Ufer unſeres Gartens ſelbſt treten an die Stelle der Mangroven eine Anzahl von ſchönen Bäumen aus der Familie der Apocyneen (Cerbera, Tabernaemontana, Plumiera) — alle ausgezeichnet durch große weiße, herrlich duftende Blüthen von Oleanderform, die in großer Zahl am Ende der candelaberförmig verzweigten Aeſte inmitten glänzender Büſchel von großen dunkelgrünen lederartigen Blättern ſtehen; die meiſten dieſer Asclepiabäume liefern einen giftigen Milchſaft. Sie gehören zu den häufigſten und am meiſten charakteriſtiſchen Verzierungen der Wegränder und Sumpfwieſen im waſſerreichen Flachlande des ſüdweſtlichen Inſeltheils. Ganz fremdartig und bezaubernd ſchön erheben ſich dazwiſchen an andern Stellen des Ufers, gleich rieſigen Federbüſchen, die baumartigen überhängenden Büſche der zierlichen Rieſengräſer (Bambusa).

Der Garten von Whist-Bungalow selbst ist unter der sorgfältigen und geschmackvollen Pflege von St. zu einem reizenden Stück Ceylon-Paradiese geworden, welches von fast allen wichtigen Charakterpflanzen der reichen Inselflora einzelne Vertreter enthält, und so nicht allein einen duft- und blüthenreichen Lustgarten, sondern zugleich einen instructiven botanischen Garten im Kleinen darstellt. Ich bekam hier gleich am ersten Morgen, als ich wonnetrunken unter dem Schatten der Palmen und Feigen, der Bananen und Acazien im Garten selbst und in der nächsten Umgebung umherwandelte, eine gute Uebersicht über die Zusammensetzung der Flachlandflora. Da ist denn natürlich vor Allem die edle Familie der Palmen zu nennen mit ihren wichtigsten und stattlichsten Baumsäulen: Cocos und Talipot, Areca und Dattel, Caryota und Palmyra; dann die herrlichen lichtgrünen Bananen mit ihren zarten, vom Winde fiederspaltig zerschlitzten Riesenblättern und den werthvollen goldgelben Fruchttrauben; außer verschiedenen Spielarten der gewöhnlichen Banane (Musa sapientum) enthält unser Garten ein hohes Prachtstück von dem seltsamen fächerförmigen „Baum der Reisenden" von Madagascar (Urania speciosa). Es steht gerade an der Gabeltheilung des Hauptweges, wo rechts der Weg zum Bungalow hinführt, links zu einem Prachtexemplar des heiligen Feigenbaumes (Ficus bengalensis). Der letztere bildet mit seinen langherabhängenden Luftwurzeln und den daraus entstandenen neuen Stämmen eine sehr abenteuerliche Figur; mehrere schöne gothische Bogen öffnen sich zwischen den Wurzelstämmen, welche säulengleich die Hauptäste stützen. Andere Bäume aus verschiedenen Gruppen (Terminalien, Lorbern, Myrten, Eisenholzbaum, Brotfrucht u. s. w.) sind von herrlichen Schling- und Kletterpflanzen umwuchert und überzogen, von jenen mannigfaltigen Lianen, die in der Flora Ceylons eine so hervorragende Rolle spielen. Dieselben gehören den verschiedensten Pflanzenfamilien an. Denn inmitten der unüber-

troffenen Lebensfülle und unter dem beispiellos günstigen Einflusse der beständigen feuchten Hitze fangen auf dieser grünen Wunderinsel im dichtgedrängten Walde eine Menge der verschiedensten Pflanzen an zu klettern und sich an anderen zu Licht und Luft emporzuwinden.

Von anderen Zierden unseres reizenden Gartens wollen wir hier besonders noch die großblättrigen Callapflanzen oder Aroideen nennen und die zierlich gefiederten Farnkräuter — zwei Pflanzengruppen, die sowohl durch die Masse der Individuen, als durch die Schönheit und Größe der Blattentfaltung in der niederen Flora der Insel eine Hauptrolle spielen. Dazwischen finden sich dann noch viele der herrlichsten tropischen Blatt- und Blüthenpflanzen zerstreut, die theils auf Ceylon heimisch, theils aus anderen Tropengegenden, namentlich aus Südamerika eingeführt sind, aber hier vorzüglich gedeihen. Ueber ihnen erheben sich stattliche Malvenbäume (Hibiscus) mit großen gelben und rothen Blumen, Flammenbäume oder Acazien mit Massen der prachtvollsten feuerfarbigen Sträuße (Caesalpinia), mächtige Tamarinden mit aromatischen Blüthen; und von ihren Aesten hängen rankende Thunbergien mit riesigen violetten Glocken herab, sowie Aristolochien mit großen gelben und braunen Blumentrichtern. Besonders große und schöne Blüthen zeigen ferner viele Krappflanzen (Rubiaceen), Lilienpflanzen, Orchideen u. s. w.

Doch ich will hier nicht den Leser durch den vergeblichen Versuch ermüden, ihm durch bloße dürre Beschreibung oder Aufzählung trockner Pflanzennamen eine annähernde Vorstellung von der berauschenden Pracht zu geben, welche die indische Tropenflora auf Ceylon entfaltet und von welcher ich im Garten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung an den Ufern des Kelanyflusses die erste Vorstellung erhielt. Ich will mich statt dessen auf die Bemerkung beschränken, daß ich am ersten Morgen in diesem Paradiese stundenlang wonnetrunken von einer Pflanze zur andern, von

einer Baumgruppe zur andern wanderte, rathlos, welchem von den zahllosen Wunderwerken der Tropenflora ich zuerst genauere Betrachtung widmen sollte. Wie armselig und dürftig erschien mir jetzt dagegen Alles, was ich zwei Wochen früher in Bombay zuerst gesehen und bewundert hatte.

Die Thierwelt, welche diese Paradiesgärten von Ceylon belebt, entspricht im Ganzen nicht der außerordentlichen Fülle und Pracht der Pflanzenwelt; insbesondere was den Reichthum an schönen, großen und auffallenden Formen betrifft. Die Insel steht in dieser Beziehung nach Allem, was ich gehört und gelesen, weit hinter dem Festlande von Indien und den Sundainseln, namentlich aber hinter dem tropischen Afrika und hinter Brasilien zurück. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Beziehung gleich im Anfang ziemlich stark enttäuscht wurde, und daß diese Enttäuschung später, als ich die Fauna auch in dem wilderen Theile der Insel genauer kennen lernte, eher wuchs, als abnahm. Ich hatte gehofft, die Bäume und Gebüsche mit Affen und Papageien, die Blüthenpflanzen mit Schmetterlingen und Käfern von seltsamen Formen und glänzenden Farben bedeckt zu finden. Allein weder die Quantität noch die Qualität dessen, was ich jetzt hier sah und später fand, entsprach diesen hochgespannten Erwartungen, und ich hatte schließlich nur den Trost, daß alle Zoologen, welche früher diese Insel besucht hatten, in ähnlicher Weise enttäuscht wurden. Immerhin findet sich jedoch bei genauerem Suchen auch für den Zoologen des Merkwürdigen und Interessanten die Fülle; und die Fauna von Ceylon ist im Großen und Ganzen nicht minder eigenthümlich und fremdartig — wenn auch nicht entfernt so reich und so glänzend! — als seine Flora.

Diejenigen Wirbelthiere, die mir gleich anfänglich in Whist-Bungalow und in der nächsten Umgebung von Colombo am meisten auffielen, waren zahlreiche Reptilien von bunten Farben und sonderbaren Formen, namentlich Schlangen und

Eidechſen; ferner zierliche kleine Laubfröſche (Ixalus), deren merkwürdige, zum Theil glockenartige Stimmen man Abends überall hört. Von Vögeln zeigen ſich in den Gärten namentlich zahlreiche Staare und Krähen, Bachſtelzen und Bienenfreſſer, beſonders aber niedliche, die Stelle der Colibri's vertretende Honigvögel (Nectarinia); ferner an den Flußufern blaugrüne Eisvögel und weiße Reiher. Von Säugethieren iſt weitaus das häufigſte ein allerliebſtes Eichhörnchen, das überall auf den Bäumen und Sträuchern umherhuſcht und ſehr zahm und zutraulich iſt, braungrau mit drei weißen Längsſtreifen auf dem Rücken (Sciurus tristriatus).

Unter den Inſecten überwiegen durch die ungeheuren Maſſen, in denen ſie überall auftreten, vor allen die Ameiſen (von winzig kleinen bis zu rieſengroßen Arten), ſodann die berüchtigten Termiten (oder die ſogenannten „weißen Ameiſen"); aber auch ſtechende Hymenopteren (Weſpen und Bienen) ſind ſehr reichlich vertreten, desgleichen die Dipteren (Mücken und Fliegen). Hingegen zeigen gerade diejenigen Inſectenordnungen, welche die ſchönſten und größten Formen enthalten, Käfer und Schmetterlinge, nicht denjenigen Reichthum, welchen man der Flora entſprechend erwarten ſollte. Sehr vielgeſtaltig und merkwürdig ſind andrerſeits wieder die Orthopteren (Heuſchrecken, Grillen u. ſ. w.). Doch ich will hier auf dieſe beſondere Welt nicht eingehen, da ich ſpäter darauf ausführlich zurückkomme.

Sehr intereſſante und merkwürdige Gliederthiere bietet die Claſſe der Spinnen oder Arachniden, von den winzigen kleinen Milben und Zecken aufwärts bis zu den rieſigen Vogelſpinnen und Scorpionen. Auch die nahe verwandten Tauſendfüße oder Myriapoden ſind ſehr häufig und durch coloſſale, zum Theil wegen ihres giftigen Biſſes ſehr gefürchtete Formen vertreten, bis zu einem Fuß lang! Einige Prachtexemplare derſelben ſah ich gleich am erſten Morgen im Garten von Whiſt-Bungalow; ich fand aber heute noch keine Zeit,

mich mit der Thierwelt näher zu befassen, da die Pflanzenpracht mich allzusehr fesselte!

Wie gerne hätte ich dem wirklichen Studium dieser Flora, für welches mir jetzt nur wenige Tage und Wochen zu Gebote standen, Monate und Jahre gewidmet! Dazu strahlte heute die indische Sonne in einem Glanze von dem wolkenlosen tiefblauen Himmel herab, daß die Licht- und Farbenfülle meinen armen nordischen Augen fast zu viel wurde; und die Hitze würde bald fast unerträglich geworden sein, hätte sie nicht eine sanfte kühle Brise vom Meere etwas gelindert. Es war der 22. November, der Geburtstag meines lieben theuren Vaters, der vor 10 Jahren im Alter von 90 Jahren gestorben war. Er würde heute gerade seinen hundertsten Geburtstag gefeiert haben, und da ich von ihm die beglückende Freude an der Natur (und ganz besonders an schönen Bäumen) geerbt habe, so kam eine besonders festliche Feiertagsstimmung über mich und ich betrachtete den ungewöhnlich hohen und reichen Genuß dieser köstlichen Stunden als ein besonderes Geschenk für diesen Festtag!

Naturgenüsse wie diese haben vor allen Kunst- und sonstigen Genüssen des Lebens den unschätzbaren Vorzug, daß sie nie ermüden und daß ein dafür empfängliches Gemüth sich ihnen immer wieder mit erneuter Theilnahme und mit erhöhtem Verständnisse zuwendet, und zwar um so mehr, je älter man wird! So kam es denn, daß der Morgenspaziergang in dem Paradiesgarten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung, bald am Flußufer, bald am Meeresstrande, sich an allen folgenden Tagen, die mir mein Glück hier beschied, wiederholte, und daß ich noch am letzten Morgen auf Ceylon, am 10. März 1882, mit dem Gefühle des „verlorenen Paradieses" von ihm Abschied nahm!

Vielfache Bereicherungen erfuhren übrigens meine botanischen Kenntnisse noch in den nächsten Tagen, als mehrere Besuche bei Engländern, an die ich empfohlen war, mich in ver-

ſchiedene Gärten der ſüdlichen Villenvorſtädte von Colombo, Kolpetty und Slave-Island führten. In ganz beſonders angenehmer Erinnerung ſind mir da einige Tage geblieben, die ich in der Villa der Tempelbäume („Temple-Trees") verlebte; ſo heißen hier die Plumierabäume, weil ihre großen prachtvoll duftenden Blüthen nebſt denjenigen des Jasmin und Oleander allenthalben in den Buddhatempeln von den Singhaleſen als Opferblumen vor die Buddhabilder geſtreut werden. Zwei alte Prachtexemplare dieſer Tempelbäume ſtanden nebſt einigen rieſigen Caſuarinen auf dem weiten Raſenplatze, welcher die ſtattliche nach ihnen benannte Villa von der Gallaſtraße in Kolpetty trennt.

Der Eigenthümer derſelben, Mr. Staniforth Green, hatte mich auf das Freundlichſte eingeladen, einige Tage bei ihm zuzubringen. Ich lernte in ihm einen liebenswürdigen alten Herrn kennen, deſſen ganzes Herzensintereſſe ſich der Naturbetrachtung zuwendet. Alle Stunden, welche die Bewirthſchaftung ſeiner großen Kaffeemühlen ihm frei läßt, verwendet er auf die Cultur ſeines reizenden Gartens und auf das Sammeln und Beobachten von Inſecten und Pflanzen. Mit der innigen liebevollen Sorgfalt, welche die alten Naturforſcher des vorigen Jahrhunderts charakteriſirt, welche aber unter den jüngeren „ſtrebſamen" Naturforſchern der Gegenwart immer ſeltener wird, hatte ſich Mr. Green insbeſondere jahrelang mit der Lebensweiſe und Entwickelung der kleinſten Inſectenformen beſchäftigt und hier eine Anzahl hübſcher Entdeckungen gemacht, die zum Theil in engliſchen Zeitſchriften publicirt ſind. Er zeigte mir eine große Anzahl ſorgfältigſt geſammelter Seltenheiten und machte mir einige der intereſſanteſten zum Geſchenk. Auch ſein Neffe, der ihn im Geſchäfte unterſtützt, theilt in den Mußeſtunden dieſe Liebhabereien und zeigte mir eine ſehr hübſche Inſectenſammlung. Ich erhielt unter Anderem von ihm mehrere Exemplare der rieſigen Vogelſpinne (Mygale), deren Jagd auf kleine Vögel (Nectarinia)

und kleine Zimmereidechsen (Platydactylus) er selbst mehrfach beobachtet hatte.

Der Garten von Mr. Green, der namentlich einige alte Prachtexemplare der Flammen-Acazien oder Flamboyants (Caesalpinia), sowie schöne Lilienbäume (Yucca) und Kletterpalmen (Calamus) enthält, stößt östlich an eine reizende Bucht der großen Lagune, welche sich zwischen Kolpetty, Slave-Island und dem Fort ausbreitet. An einem schönen Abend ruderten wir hier im Kahne über die mit prachtvollen weißen und rothen Wasserlilien bedeckte Spiegelfläche nach der Villa von Mr. William Ferguson hinüber. Auch dieser liebenswürdige alte Herr (— der seit vielen Jahrzehnten das Amt eines Wegebau-Inspectors versieht —) widmet seine Mußestunden zoologischen und botanischen Forschungen und hat diese Gebiete mit manchen werthvollen Beiträgen bereichert. Ich verdanke ihm ebenfalls viele interessante Mittheilungen. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem gar sehr verschiedenen Bruder, dem sogenannten „Ceylon-Commissioner", dem Herausgeber und Redacteur der einflußreichsten Zeitung der Insel, des „Ceylon-Observer". Dieses Blatt wird von ihm in jenem Geiste strenger, finsterer Orthodoxie und kastenmäßiger Observanz redigirt, welcher leider so viele, angeblich freisinnige, englische Zeitungen kennzeichnet. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war dasselbe mit heftigen Angriffen gegen einen der verdientesten und kenntnißreichsten Juristen, den District-Judge Mr. Berwick, gefüllt, weil derselbe in einem Plaidoyer über „Zurechnungsfähigkeit" die darwinistischen Grundsätze der modernen Naturforschung anerkannt und in geistreicher Weise angewendet hatte. Uebrigens hinderte seine specifische Frömmigkeit den „Ceylon-Commissioner" nicht, in seiner Art „Geschäfte zu machen" und z. B. die schlechte und fehlerhafte Karte der Kaffeedistricte für 18 Rupien (= 36 Mark!) zu verkaufen.

An einem andern Tage führte mich Mr. Green in das Colombo-Museum, ein stattliches zweistöckiges Gebäude,

welches in Cinnamon-Gardens liegt und für die Sammlung aller literariſchen, hiſtoriſchen und naturhiſtoriſchen Schätze der Inſel beſtimmt iſt. Der untere Stock enthält auf einer Seite die reiche Bibliothek, auf der andern die Alterthümer (alte Inſchriften, Sculpturen, Münzen, ethnographiſche Sammlungen u. ſ. w.); im oberen Stocke findet ſich eine reiche Naturalienſammlung, vorzugsweiſe von getrockneten und ausgeſtopften Thieren, ausſchließlich Ceyloneſen. Beſonders reich ſind darin die Inſecten vertreten, mit denen ſich der (damals abweſende) Director des Muſeums, Dr. Haly, ſpeciell beſchäftigt; demnächſt die Vögel und die Reptilien. Dagegen bleibt in den meiſten Abtheilungen der niederen Thiere die Hauptſache noch zu thun übrig. Immerhin bietet das Colombo-Muſeum auch jetzt ſchon eine ſehr gute Ueberſicht über die reiche und eigenthümliche Fauna der Inſel. Der Zoologe, der aus Europa direct hierher kommt, wird freilich den Zuſtand eines großen Theils der Sammlung ziemlich unbefriedigend finden; die ausgeſtopften und getrockneten Sachen ſind vielfach ſchlecht präparirt, verſchimmelt, zerfallen u. ſ. w. Tadeln wird das aber nur der Neuling, dem die außerordentlichen Schwierigkeiten unbekannt ſind, mit denen die Entſtehung und Exiſtenz jeder derartigen Sammlung in dem feuchtheißen Treibhaus-Klima von Ceylon zu kämpfen hat. Ich ſollte bald ſelbſt in dieſer Beziehung die bitterſten Erfahrungen machen.

Ebenſo wie alles Lederzeug und Papier hier in kürzeſter Zeit vermodert und zerfällt, wie alle Eiſen- und Stahlſachen trotz ſorgfältigſter Vorſicht ſich mit Roſt bedecken, ebenſo unterliegen auch alle Chitinkörper der Inſecten, alle Bälge von Wirbelthieren früher oder ſpäter dem vereinten Einfluſſe einer beſtändigen Hitze von 20—25° R. und einer Feuchtigkeit der Luft, die alle unſere europäiſchen Begriffe überſteigt. Noch ſchlimmer aber wirken in vielen Fällen die vereinten Angriffe von Milliarden verſchiedener Inſekten: ſchwarze und rothe

Ameisen (theils 2—3 mal so groß wie bei uns, theils eben so groß, zum Theil aber auch fast mikroskopisch klein); weiße Ameisen oder Termiten (die schlimmsten von allen Feinden) — riesengroße Schaben oder Kakerlaken (Blatta), Papierläuse (Psocus), Museumskäfer und dergleichen Gesindel mehr, wetteifern in der Zerstörung der Sammlungen. Gegen die unaufhörlichen Angriffe dieser zahllosen und unvermeidlichen kleinen Feinde sich zu schützen, ist in Ceylon theils sehr schwierig, theils ganz unmöglich; ich selbst verlor durch sie (trotz aller Vorsicht) einen großen Theil meiner getrockneten Sammlungen.

In welcher Weise die tropische Hitze — nur 7 Breitengrade vom Aequator entfernt — im Verein mit dem höchsten Grade der Luftfeuchtigkeit, auf unsere europäischen Culturproducte, eben so wie auf die einheimischen Naturproducte von Ceylon einwirkt, davon kann man sich bei uns zu Hause gar keine Begriffe machen. Nachdem die ersten herrlichen Tage in Whist-Bungalow mit Schauen und Staunen vorüber waren, fing ich an, meine tausend Siebensachen und Instrumente aus Koffern und Kisten auszukramen und in welchem Zustande fand ich da Vieles! An allen wissenschaftlichen Instrumenten, welche Stahl- oder Eisentheile enthielten, waren diese verrostet; keine Schraube ging mehr glatt. Alle Bücher und Papiersachen waren gleich allen Ledersachen feucht und mit Schimmel bedeckt; und was mich ganz besonders rührte, der berühmte „schwarze Frack" — welcher in der englischen Gesellschaft hier wie daheim in Europa eine so große Rolle spielt, war, als ich ihn aus dem Koffer nahm, weiß geworden! Er war gleich allen anderen Tuchkleidern über und über mit den zierlichsten Schimmelbildungen bedeckt, die erst nach mehrtägigem Trocknen an der Sonne sich verloren! Daher ist es in allen europäischen Häusern von Colombo Aufgabe eines besonderen „Kleider-Boy", täglich Kleider, Betten, Wäsche, Papier u. s. w. an der Sonne zu trocknen und vor dem Verschimmeln zu bewahren!

Viel schlimmer war es, daß meine neue photographische Camera obscura, die von einer der besten Berliner Firmen aus angeblich „völlig trocknem Holze" gefertigt war, sich beim Auspacken als unbrauchbar erwies, weil alle Holztheile derselben verzogen waren. Auch die Deckel der mitgebrachten Holzkästen hatten sich fast alle geworfen. Die leeren Briefcouverts waren sämmtlich zugeklebt. Mehrere Schachteln mit pulverisirtem Gummi-Arabicum enthielten eine feste cementartige Masse; während in anderen Schachteln mit Pfefferminzküchelchen beim ersten Oeffnen ein süßer Syrup umherfloß! Noch überraschender war das Oeffnen der mitgebrachten Brausepulver-Schachteln. In allen blauen Papierchen war die Weinsteinsäure verschwunden, und in allen weißen fand sich statt des kohlensauren nur noch weinsteinsaures Natron; erstere hatte sich aufgelöst, war in letzteres eingedrungen und hatte die Kohlensäure ausgetrieben! Und so waren schon beim Auspacken durch den Einfluß der feuchten Hitze eine Menge Sachen verdorben, an deren Verderben man bei uns gar nicht denkt! Dabei fielen die vier Monate, welche ich auf Ceylon zubrachte, in die sogenannte „trockene Jahreszeit" des Nordost-Monsun, der vom November bis April weht! Wie muß es demnach hier erst in der „nassen Jahreszeit" aussehen, wo vom Mai bis October der regenschwangere Südwest-Monsun wüthet! Meine Freunde versicherten mir, daß man dann überhaupt darauf verzichte, irgend etwas trocken zu erhalten, und daß das Wasser geradezu an den Wänden herablaufe!

Daß ein solches Treibhaus-Klima, welches von unserem mittel-europäischen so gänzlich verschieden ist, auf den an letzteres gewöhnten menschlichen Organismus auch eine ganz verschiedene Wirkung ausüben muß, erscheint selbstverständlich; — und ebenso, daß der Kampf mit diesem feindlichen Klima das alltägliche Gesprächsthema überall und jederzeit bildet. Ich muß daher gestehen, daß ich einigermaßen besorgt war, wie ich mich demselben wohl anpassen würde. In den

ersten Wochen in Colombo empfand ich die Leiden und Beschwerden, die damit unzertrennlich verknüpft sind, ziemlich stark, besonders in den heißen Nächten, in denen die Temperatur selten unter 20° R. (nicht unter 18) sank, während sie bei Tage im Schatten oft auf 24—28° stieg. Allein die zweite Woche war schon leichter zu ertragen als die erste; und später (namentlich auch an der Südküste, nahe dem fünften Grad S. Br.) habe ich niemals so viel gelitten, wie in den ersten schlaflosen Nächten und erschlaffenden Tagen in Colombo.

Unentbehrlich sind unter diesen Umständen natürlich die täglichen Bäder, die für alle Eingeborenen wie für alle Europäer die beste Erquickung des Tages sind. Ich nahm deren gewöhnlich zwei, eins gleich nach dem Aufstehen (um 6 Uhr) und ein zweites vor dem sogenannten Frühstück (eigentlich dem Mittagessen) um 11 Uhr. Im Süden genoß ich dann meistens noch ein drittes Bad am Abend, vor dem „Dinner" (um 7 oder 7½ Uhr). Außerdem nahm ich natürlich alsbald die landesübliche Kleidung der Europäer an, aus weißen ganz leichten Baumwollenstoffen bestehend; sehr angenehm trugen sich netzförmige Unterhemdchen unter der leichten Jacke. Aeußerst werthvoll aber fand ich als beständige Kopfbedeckung einen sogenannten Calcutta-Hut oder „Sola-Hut", den ich mir schon in Port-Said für nur 3 Francs (!) gekauft hatte. Diese unvergleichlichen Hüte werden aus dem äußerst leichten, aber festen (hollunder-ähnlichen) Marke der Sola-Pflanze gefertigt und bestehen aus einer gewölbten doppelten Kuppel, die auf einer sehr breiten (Nacken und Hals völlig schützenden) Krempe ruht. Letztere ist durch einen Kranz von getrennten Scheibchen mit einem festen Ring von Wachsleinwand verbunden, welcher allein dem Kopf unmittelbar aufsitzt. Die Luft streicht frei zwischen den Scheibchen hindurch und so bleibt die Temperatur im Hute stets kühl.

Unter Anwendung dieser und anderer Vorsichtsmaßregeln befand ich mich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts.

auf Ceylon sehr wohl, trotzdem (— oder vielleicht auch weil —) ich mir sehr viel Bewegung machte und selbst in der heißen Mittagszeit meistens im Freien war. Allerdings lebte ich aber viel mäßiger und einfacher, als hier zu Lande üblich ist, und nahm nicht die Hälfte der Quantität von Speisen und Getränken zu mir, welche die meisten Engländer hier für unentbehrlich halten. Wenn diese nach einigen Jahren Aufenthalt meistens über Magen- und Leberleiden klagen, so glaube ich, liegt die Schuld viel weniger am heißen Klima, als vielmehr einerseits am Mangel der nöthigen Leibesbewegung, andererseits an der übermäßigen Luxus-Consumtion; sie essen und trinken oft 2—3 mal so viel, als zum gesunden Leben nöthig ist — und schwere fette Speisen, heiße spirituöse Getränke. Sie bilden in dieser Beziehung den größten Contrast zu der überaus einfachen Lebensweise der Eingeborenen, die meistens bloß Reis und Curry, und dazu höchstens einige Früchte essen, während ihr Getränk einfaches Wasser oder etwas Palmwein ist.

In Ceylon, wie wohl in den meisten Theilen von Indien, ist die tägliche Eintheilung der Mahlzeiten der Europäer folgende: Morgens, gleich nach dem Aufstehen Thee und Bisquit, Brod mit Eiern oder Marmelade, Bananen, Mangos, Ananas und andere Früchte. Um 10 Uhr folgt das sogenannte „Frühstück" (Breakfast), nach unseren Begriffen ein ganz completes Diner von 3—4 Gängen: Fisch, gebratenes Huhn, Beefsteak, namentlich aber das indisch-nationale „Reis mit Curry", das nie fehlen darf. Dieser Curry wird in der mannigfaltigsten Weise aus verschiedenen Gewürzen mit Stückchen von Gemüsen oder Fleisch zu einer pikanten Sauce verarbeitet. Als dritte Mahlzeit folgt um 1 Uhr das sogenannte „Tiffin", Thee oder Bier mit kaltem Fleisch, Butterbrot und Conserven. Viele nehmen dann um 3 oder 4 Uhr noch einmal Thee oder Kaffee. Endlich kommt um $7^1/_2$ oder 8 Uhr die Hauptmahlzeit, das sogenannte „Dinner", welches aus

4—6 Gängen beſteht, gleich einem opulenten Diner in Europa: Suppe, Fiſch, mehrere Fleiſchſpeiſen, nochmals Curry und Reis, dann mehrere ſüße Mehlſpeiſen, Früchte u. ſ. w. Dazu werden gewöhnlich mehrere verſchiedene Weine getrunken (Sherry, Claret, Champagner) oder auch ſtark ſpirituöſes, aus England importirtes Bier; neuerdings auch weit beſſeres und leichteres Wiener Bier. In vielen Häuſern fällt ein oder der andere Theil dieſer üppigen Mahlzeiten hinweg. Im allgemeinen aber muß die Lebensweiſe in Indien als eine viel zu üppige und fette bezeichnet werden, beſonders wenn man ſie mit der einfachen und frugalen Diät im ſüdlichen Europa vergleicht. Dies iſt auch die Anſicht von einzelnen alten Engländern, die ausnahmsweiſe eine viel einfachere Lebensweiſe führen und ſich daher trotz eines ununterbrochenen Aufenthaltes von 20—30 oder mehr Jahren in den Tropen ihre ungebrochene Geſundheit bewahrt haben; wie z. B. Dr. Thwaites, der treffliche frühere Director des botaniſchen Gartens von Peradenia.

V. VI. VII.

Kaduwella, Peradenia und Kandy.

V. Kaduwella.

Die Fülle von neuen, herrlichen und großartigen Eindrücken, welche die erste Woche meines Aufenthaltes auf Ceylon mir brachte, wurde gekrönt durch eine reizende Excursion, welche meine Freunde am 27. November nach Kaduwella veranstalteten. Es war mein erster Sonntag auf der Insel, und obgleich die mannigfaltigen Naturgenüsse der vorhergegangenen Wochentage mir jeden derselben als einen Festtag erscheinen ließen, so wurde doch meine festliche Stimmung durch die Erlebnisse dieses ersten Feiertages noch ganz besonders gesteigert. Der Ausflug nach Kaduwella war zugleich die erste größere Excursion in die weitere Umgebung von Colombo, und da die Scenerie, die ich hier zum ersten Male sah, sich in wesentlich gleich bleibendem Charakter im größten Theile des Flachlandes der Südwestküste wiederholt, so will ich gleich hier dieselbe kurz zu schildern versuchen.

Kaduwella ist ein singhalesisches Dorf, welches am linken (südlichen) Ufer des Kelanyflusses liegt, zehn englische Meilen von Whist-Bungalow entfernt. Der schöne Fahrweg (der sich weiterhin nach Awisawella und bis zum Fort Ruanwella fortsetzt), führt bald unmittelbar an dem waldigen Flußufer hin, bald nur in geringer Entfernung von demselben, die mannigfaltigen Biegungen des Flusses abschneidend. Gleich allen Fahrwegen auf der Insel, welche viel benutzt werden,

befindet sich auch dieser in ausgezeichnetem Zustande; und das ist doppelt anzuerkennen, da die heftigen und häufigen Regengüsse beständig viel Erde wegschwemmen und die gute Instandhaltung der Wege erschweren. Die englische Regierung betrachtet aber hier, wie in allen Colonien, die Einrichtung und Erhaltung guter Communicationsmittel mit Recht als eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben; und es spricht für ihr unvergleichliches Colonisationstalent, daß sie keine Mühe und keine Kosten scheut, um dieser Anforderung, selbst den schwierigsten Hindernissen der Terrainformation und des Tropenklimas gegenüber, gerecht zu werden.

Meine Gastfreunde von Whist-Bungalow und einige andere deutsche Landsleute, welche damals in dem benachbarten schönen (auch von Sir Emmerson Tennent lange Zeit innegehabten) Eliehaus wohnten, hatten alle Vorbereitungen getroffen, um unsere Excursion auch in gastronomischer Beziehung möglichst angenehm zu gestalten. Alle festen und flüssigen Körper, welche für ein opulentes Gabelfrühstück erforderlich sind, sowie unsere Jagdgewehre mit Munition, Gläser und Blechbüchsen zum Sammeln ꝛc. waren in den kleinen, offenen, einspännigen Kaleschen verpackt, die hier fast jeder Europäer besitzt und die gewöhnlich von einem munteren Pony birmanischer Abkunft oder auch von einem stärkeren Pferde australischer Rasse gezogen werden; fast alle Reit- und Kutschpferde der Insel werden vom indischen Festlande oder von Australien eingeführt, da die Pferdezucht auf Ceylon selbst nicht gedeiht, europäische Pferde aber das Klima sehr schlecht vertragen und bald unbrauchbar werden. Die kleinen Ponies von Birma laufen vortrefflich, wenn sie auch nicht lange aushalten; mit zehn englischen Meilen (2—3 Fahrstunden) ist ihre Leistungsfähigkeit in der Regel erschöpft. Die Kutscher sind gewöhnlich schwarze Tamils (Malabaren), in weiße Jacken gekleidet, mit rothem Turban; sie laufen mit erstaunlicher Ausdauer hinter dem Wagen her oder stehen nur

zeitweiſe auf deſſen Trittbrett; ſie müſſen außerdem beſtändig laut ausrufen, da ſowohl die Singhaleſen (beſonders die alten Leute) als auch ihre Ochſen und Hunde eine ausgeprägte Neigung beſitzen, den raſch fahrenden Wagen nicht aus dem Wege zu gehen und ſich überfahren zu laſſen.

Schon vor Sonnenaufgang verließen wir Whiſt-Bungalow und rollten durch die letzten Häuſer der Vorſtadt Mutwal und den darauf folgenden Grandpaß in das lachende, grüne Gartenland hinaus, welches ſich abwechſelnd mit Buſchwald (Djungle), Reisfeldern und parkartigem Wieſenland meilenweit bis gegen den Fuß des Gebirges hinzieht. Die Vorſtädte von Colombo, wie von allen Städten der Inſel, gehen unmerklich in langgeſtreckte, oft ſtundenlange Dörfer über, und da in dieſen die einzelnen Hütten der Eingeborenen meiſt durch weite Zwiſchenräume getrennt ſind, jede von einem zugehörigen Stück Garten-, Feld- oder Waldland umgeben, ſo ſind die Grenzen der einzelnen Dörfer oft ſchwer oder nur ganz künſtlich zu ziehen. In dem dicht bevölkerten und gut cultivirten ſüdweſtlichen Theile des flachen Küſtenlandes exiſtirt ſogar nirgends eine größere Unterbrechung, und man kann ſagen, daß die ganze lange Küſtenſtrecke von Colombo bis Matura, bis zur Südſpitze, von einem einzigen weitläufigen großen Dorfe mit indiſchen Hütten und Fruchtgärten, Djungeln und Cocoswald, eingenommen wird. Ueberall kehren in dieſem paradieſiſchen Dorfgarten dieſelben landſchaftlichen Elemente wieder: niedere braune Erdhütten, beſchattet von Brotfrucht- und Mangobäumen, von Cocos- und Arecapalmen, und umkränzt von Piſanggebüſchen; verziert mit den Rieſenblättern der Caladien und Ricinus, den zierlichen Papayabäumen, Manihotſtauden und anderen Nutzpflanzen. Auf Bänken vor den offenen Hütten liegen die faulen Singhaleſen in ſüßem Nichtsthun ausgeſtreckt und betrachten ſich ihre ewig grüne Umgebung, oder beſchäftigen ſich mit Ableſen kleiner weißer Inſecten von ihren langen ſchwarzen Haaren. Nackte Kinder

ſpielen überall am Wege oder haſchen nach den bunten Schmetterlingen und Eidechſen, die denſelben beleben. Zu gewiſſen Tageszeiten begegnet man auf den vielbefahrenen Wegen zahlreiche Ochſenkarren, kleineren einſpännigen und und größeren zweiſpännigen; ſie bilden das wichtigſte — ja faſt das einzige — Transport- und Communicationsmittel der Eingeborenen. Die Ochſen gehören alle zu der Art des Zebu oder indiſchen Buckelochſen (Bos indicus), ausgezeichnet durch den Höcker hinten auf dem Nacken. Der Zebu tritt aber, ähnlich wie unſer europäiſches Rind, in vielen verſchiedenen Raſſen auf; eine kleine Raſſe läuft recht ſchnell und flink. Pferde gebrauchen die Eingeborenen nur ſelten und Eſel fehlen auf der Inſel ganz. Dagegen ſind allenthalben vor den Hütten Hunde („Pariah-Dogs“ genannt) zu finden, alle von derſelben Raſſe, häßliche und ſtruppige braungelbe Thiere, welche durch Form, Farbe und Benehmen ihre Abſtammung vom wilden Schakal zu verrathen ſcheinen. Ueberall ſind ferner die kleinen ſchwarzen Schweine (Sus indicus), daneben oft auch hochbeinige magere Ziegen, ſeltener Schafe anzutreffen; ſtets findet man vor den Häuſern viele Hühner, ſeltener Enten und Gänſe. Das ſind die einfachen und ſtets wiederkehrenden Elemente, aus welchen ſich die Dorfſcenerie von Südweſt-Ceylon zuſammenſetzt. Aber dieſe Elemente finden ſich in ſo reizender maleriſcher Unordnung und in ſo unendlicher individueller Abwechslung vor; ſie ſind ſo wundervoll vom Glanze der tropiſchen Sonne beleuchtet und gefärbt; und der nahe Meeresſtrand oder das Flußufer verleiht ihnen ſo viel friſchen Reiz, der waldige Hintergrund, oder auch darüber noch das blaue Gebirgsland der Ferne ſo viel Poeſie, daß man nicht müde wird, ſich daran zu ergötzen, und daß ſowohl der Landſchafts- als auch der Genremaler hier eine unendliche Fülle der ſchönſten Motive finden würde — Motive, die auf unſeren Gemäldeausſtellungen der Gegenwart faſt noch unbekannt ſind.

Von ganz besonders schöner Wirkung ist in dieser ceylonesischen Niederlandschaft die Mittelstellung, welche sie zwischen Garten- und Wald-Charakter, zwischen Cultur und Natur einnimmt. Oft glaubt man mitten im schönsten wilden Walde zu sein, rings umgeben von hohen prächtigen Bäumen, die mit Schlingpflanzen behangen und überwuchert sind. Aber eine Hütte, die ganz im Schatten eines Brotfruchtbaumes versteckt ist, ein Hund oder ein Schwein, das aus dem Gebüsch hervorkommt, spielende Kinder, die unter Caladiumblättern sich verbergen, belehren uns, daß wir nur in einem ceylonesischen Garten uns befinden. Und umgekehrt bietet der wirkliche Wald, der an letzteren anstößt, mit seiner mannigfaltigen Zusammensetzung aus den verschiedensten tropischen Bäumen, mit den Orchideen, Gewürznelken, Lilien, Malvaceen und anderen prächtigen Blüthenpflanzen, soviel Abwechslung, daß wir in einem schönen Baumgarten zu sein glauben. Diese eigenthümliche Harmonie zwischen Natur und Cultur spricht sich auch in der menschlichen Staffage dieser Waldgärten aus; denn die Einfachheit der Kleidung und Wohnung der Singhalesen in denselben ist so groß, daß sie großentheils den bekannten Beschreibungen von echten „Wilden" entsprechen, obwohl sie einem alten Culturvolk entstammen.

Doppelt anziehend und malerisch erscheint das Alles in der kühlen Morgenfrühe, wenn die Strahlen der Sonne noch unter kleinen Winkeln in das Baumwerk fallen, lange Schatten der schlanken Stämme werfen und in den gefiederten Kronen der Palmen, auf den zerspaltenen Riesenblättern des Pisang mit tausend glänzenden Lichtern spielen. Während meiner Anwesenheit, zur Zeit des Nordost-Monsun, waren die klaren Morgenstunden bei wolkenlosem Himmel und kühlender Seebrise fast immer köstlich frisch und glanzvoll, wenn auch das Thermometer meist nicht unter 20° R., selten bis 18° sank; erst zwischen 9 und 10 Uhr begann die Hitze drückend zu werden und sammelten sich die Wolken, die dann meistens

Nachmittags in einem heftigen Regen sich entluden. War dieser um 4 oder 5 Uhr vorüber, so erschienen dann wieder die letzten Abendstunden doppelt herrlich und erquickend, um so mehr, als gewöhnlich die sinkende Sonne das westliche Firmament mit einem Glanze vergoldete und die Abendwolken mit einer Farbengluth übergoß, die jeder Beschreibung spotten. Jedoch war gerade in diesem Jahre die Witterung keineswegs so regelmäßig wie gewöhnlich und bot vielfach Abweichungen von der Norm. Im Ganzen blieb meine Reise vom Wetter sehr begünstigt und nur an wenigen Tagen vereitelte anhaltender, schon früh beginnender Regen die Tagesordnung der Arbeit oder der Excursion, die ich mir vorgesetzt hatte.

Nach einer zweistündigen, sehr unterhaltenden Fahrt langten wir in dem Dorfe Kaduwella an, welches an einer starken Biegung des Kelanyflusses sehr malerisch gelegen ist. Ganz besonders hübsch präsentirt sich auf einem erhöhten Vorsprung am Flusse, unter dem Schatten der schönsten Bäume, das Rasthaus, in dem wir abstiegen und ausspannten. „Rasthäuser" oder „Resthäuser" (Rest-houses) nennt man in Ceylon, wie in Indien, die Häuser, welche die Regierung in Ermangelung von Hôtels zur Unterkunft der Reisenden hat errichten lassen und welche unter ihrer Aufsicht stehen. In ganz Ceylon existiren nur in drei Städten Hôtels, in Colombo, Galla und Kandy. Der Eingeborene bedarf solcher nicht. Der europäische Reisende ist daher entweder ganz auf die Gastfreundschaft europäischer Ansiedler (wo solche vorhanden sind!), oder auf die Regierungs-Rasthäuser angewiesen, und letztere erfüllen in der That eins der größten Bedürfnisse. Der Wirth derselben, der von der Regierung angestellte und beaufsichtigte „Resthous-Keeper" ist verpflichtet, dem Reisenden gegen eine geringe (an die Regierung auszuzahlende) Entschädigung ein Zimmer mit Bett (meistens für eine Rupie = zwei Mark) zu überlassen, sowie auch auf Verlangen die nöthigsten Nahrungsmittel zu liefern. Preise und Qualität der letztern sind sehr verschieden;

ebenſowie auch die Beſchaffenheit der Rasthäuſer ſelbſt. In dem ſüdweſtlichen Theile der Inſel, wo ich hauptſächlich reiſte, fand ich ſie im Allgemeinen gut und preiswürdig, ſo namentlich in Belligemma, wo ich ſpäter für ſechs Wochen im Rasthauſe mein Laboratorium aufſchlug. Dagegen ſind die Rasthäuſer in einem großen Theile des Innern, und namentlich im Norden und Oſten der Inſel, meiſtens ſchlecht und ſehr theuer; in Newera Ellya mußte ich z. B. ſpäter für jedes Hühnerei einen halben, für jede Taſſe Thee einen ganzen Schilling (= 1 Mark) zahlen! Das Rasthaus von Kaduwella, das erſte, welches ich ſah und benutzte, gehörte zu den beſcheideneren und kleineren, und da wir unſern ſämmtlichen Proviant mitgebracht hatten, lieferte es uns nur Stühle zum Sitzen, Waſſer und Feuer zum Kochen, und in ſeiner offenen luftigen Veranda ein angenehmes Schutzdach gegen Sonne und Regen; auch dafür wird nach der Taxe bezahlt. (Umſonſt iſt in Indien nur der Tod!)

Wir brachen gleich nach unſerer Ankunft mit unſeren Gewehren auf, um die herrlichen Morgenſtunden möglichſt auszunutzen. Südlich an den Kelany-Ganga ſtößt gleich hinter dem Dorfe ein wellenförmiges Hügelland, über welches ſich die Jagdgeſellſchaft zerſtreute. Die tiefer gelegenen Theile desſelben ſind mit Graswieſen und Reisfeldern bedeckt, vielfach von Waſſergräben und Canälen durchſchnitten und mit kleinen Seen geſchmückt, in welche letztere münden. Die höheren Theile hingegen, meiſtens ſanft gewölbte Hügel von 100—300 Fuß Höhe, ſind mit dichtem Buſchwald oder dem hier allgemein ſo genannten „Djungle“ bewachſen. Ich lernte hier zuerſt dieſe charakteriſtiſche Form der Landſchaft kennen, die auf der ganzen Inſel, ſoweit ſie nicht cultivirt iſt, eine ſehr große Rolle ſpielt. Das Djungle iſt zwar nicht eigentlicher „Urwald“, d. h. uralter, nie von Menſchen betretener Wald (ſolcher exiſtirt in Ceylon nur noch an ſehr wenigen Stellen und in ſehr geringer Ausdehnung); allein es entſpricht doch

unſerer Vorſtellung von demſelben inſofern, als es, bei hoher Entwickelung, eine Waldform darſtellt, die aus einem dichten und undurchdringlichen Geflecht der verſchiedenſten Bäume beſteht; dieſe ſind ohne alle Ordnung und frei von allem menſchlichen Einfluß emporgeſchoſſen und dergeſtalt wild durcheinander gewachſen, von den mannigfaltigſten Schling- und Kletterpflanzen überwuchert und bedeckt, mit paraſitiſchen Farnen, Orchideen und anderen Schmarotzern überhäuft, ihre Lücken dergeſtalt mit einem bunten Gewirre der verſchiedenſten anderen Pflanzen ausgefüllt, daß es ganz unmöglich hält, den dichten Knäuel zu entwirren und die einzelnen durcheinander geflochtenen Geſtalten von einander abzulöſen.

Daß ein ſolches Djungle, gut ausgebildet, ohne Axt und Feuer wirklich undurchdringlich iſt, davon überzeugte ich mich ſchon beim erſten Verſuche, in dasſelbe einzudringen. Eine gute Stunde hatte ich gebraucht, um mich nur wenige Schritte in das Dickicht hinein zu arbeiten; dann aber ſtand ich völlig entmuthigt von weiteren Verſuchen ab; zerſtochen von Moskitos, zerbiſſen von Ameiſen, mit zerriſſenen Kleidern, blutenden Armen und Beinen, verwundet von tauſend Stacheln und Dornen, mit denen die Kletterpalmen (Calamus), die Kletternalven (Hibiscus), die Euphorbien, Lantanen und eine Menge anderer Djunglepflanzen jeden Verſuch abwehren, in ihr geheimnißvolles Labyrinth einzudringen. Aber umſonſt war dieſer Verſuch doch nicht, denn ich lernte bei dieſer Gelegenheit nicht allein den Charakter des Djungle im Ganzen, und beſonders die Pracht ſeiner Bäume und Lianen kennen, ſondern ich ſah auch viele einzelne Pflanzengeſtalten und Thierformen, die für mich von höchſtem Intereſſe waren; ich ſah die prächtige Gloriosa superba, die giftige Kletterlilie von Ceylon mit ihrer goldrothen Krone; den ſtacheligen Hibiscus radiatus mit großen, ſchwefelgelben, im Grunde violetten Blumenkelchen; umflattert von rieſigen ſchwarzen Schmetterlingen mit blutrothen Flecken auf ihren ſchwanzförmigen Flügelanhängen,

von metallglänzenden Prachtkäfern u. s. w. Was mich aber am meisten freute, ich stieß hier gleich im ersten Djungle, das ich auf Ceylon betrat, auf die beiden meist charakteristischen Bewohner desselben aus den beiden höchsten Thierclassen, auf Papageien und Affen. Ein Schwarm grüner Papageien flog kreischend von einem hohen, weit über das Djungle vorragenden Baume auf, als er meiner Flinte ansichtig wurde; und ebenso sprang eine Heerde großer schwarzer Affen unter knurrendem Geschrei eiligst in das Dickicht; weder von jenen noch von diesen gelang es mir, einen zu schießen; sie schienen die Wirkung des Feuergewehrs sehr gut zu kennen. Ich tröstete mich aber damit, daß der erste Schuß, den ich heute that, mir eine colossale, über sechs Fuß lange Riesen-Eidechse lieferte, den merkwürdigen, von den abergläubischen Eingeborenen sehr gefürchteten Hydrosaurus salvator. Das gewaltige, krokodilähnliche Thier sonnte sich auf dem Rande eines nahen Wassergrabens und der erste Schuß traf so glücklich in den Kopf, daß es augenblicklich verendete; trifft der Schuß andere Körpertheile, so springen die zählebigen Thiere gewöhnlich rasch in das Wasser und verschwinden; mit ihrem mächtigen, hart gepanzerten und scharf schneidenden Schwanze können sie sich so gut vertheidigen, daß ein Schlag desselben bisweilen eine gefährliche Wunde verursachen oder selbst ein Bein zerschmettern soll.

Nachdem wir mehrere Gräben durchwatet hatten, wanderten wir durch lichtes Gehölz auf einem reizenden Pfade aufwärts zu einem bewaldeten Hügel, der durch einen Buddha-Tempel berühmt ist, den Gegenstand vieler Wallfahrten. Wir trafen dabei auf mehrere Hüttengruppen, welche im dichten Waldesschatten unter den säulengleichen Stämmen riesiger Bäume (Terminalien und Sapinden) wie Kinderspielzeuge aussahen. Weiterhin kamen wir auf eine sonnigere Lichtung, in der bunte Schmetterlinge und Vögel in großer Zahl umherflogen, besonders schöne Spechte und Waldtauben. Endlich

führte uns eine Treppe zwiſchen Talipotpalmen aufwärts zu dem Tempel. Dieſer liegt ungemein maleriſch mitten in hohem Walde, unter dem Schutze eines gewaltigen Granitfelſens verborgen. Eine weite natürliche Grotte, die wahrſcheinlich künſtlich erweitert iſt, geht tief in die Unterſeite der überhängenden Felsmaſſe hinein. Die Säulenhalle des Tempels (mit ſechs Rundbogen an der Frontſeite, drei an der ſchmalen Giebelſeite) iſt ſo in die Grotte hineingebaut, daß der nackte Felſen nicht allein die hintere Wand des Tempels bildet, ſondern auch das Material für die liegende, an letztere angelehnte Coloſſalſtatue des Buddha ſelbſt. Die Figur des Gottes iſt in allen Buddhatempeln, welche ich auf Ceylon beſucht habe, ſtereotyp dieſelbe, ebenſo wie die monotone Wandmalerei, welche an den inneren Tempelwänden Scenen aus ſeiner irdiſchen Lebensgeſchichte darſtellt. Dieſelbe erinnert in ihrer ſteifen Zeichnung und den einfachen grellen (vorzugsweiſe gelben, braunen und rothen) Farben vielfach an die altägyptiſchen Wandmalereien, obwohl ſie im Einzelnen ſehr verſchieden iſt. Die liegende Coloſſalfigur des Buddha, die auf dem rechten Arme ruht und in ein gelbes Gewand gekleidet iſt, zeigt ſtets den gleichen apathiſchen und indifferenten Ausdruck und erinnert an das ſtarre Lächeln der alten Aegineten-Statuen. Neben den meiſten Buddhatempeln findet ſich eine ſogenannte Dagoba, eine glockenförmige Kuppel ohne Oeffnung, deren Inneres angeblich ſtets eine Reliquie des Gottes einſchließt. Ihre Größe iſt ſehr verſchieden, von der einer großen Kirchenglocke bis zum Umfange der Peterskuppel in Rom. In der Nähe der Dagoba ſteht gewöhnlich ein großer alter Bo-Gaha oder heiliger Feigenbaum (Ficus religiosa). An vielen Orten von Ceylon gehören dieſe „Buddhabäume“ mit ihren mächtigen Stämmen, dem phantaſtiſch verzweigten Wurzelwerk und der coloſſalen Laubkrone zu den größten Zierden der maleriſchen Tempelumgebung; ihre herzförmigen, zugeſpitzten, langgeſtielten Blätter ſind beſtändig in liſpelnder Bewegung, gleich unſerm zitternden Espenlaube.

Eine Felſentreppe hinter dem Tempel führt auf die obere Fläche des Felſens hinauf, von der man eine hübſche Ausſicht über das benachbarte waldige Hügelland und weiterhin über die Ebene bis zum Fluſſe hat. Die nächſte Umgebung des Tempels iſt mit ſchönen Palmen- und Bananengruppen verziert, und hinter dieſen bildet undurchdringliches Walddickicht mit Lianengeflecht einen geheimnißvollen Hintergrund, der Weihe des heiligen Ortes wohl entſprechend. Vorn kauerte auf einem Felſen an der Treppe als charakteriſtiſche Staffage ein alter, kahlköpfiger Buddhaprieſter in gelbem Talar. Während ich eine Aquarall-Skizze aufnahm, kletterte ein ſinghaleſiſcher Knabe auf eine nahe Cocospalme und holte mir einige goldgelbe Früchte derſelben herab. Ich fand das ſäuerlich-ſüße kühle Waſſer in ihrem Innern, die ſogenannte „Cocos-Milch", die ich hier zum erſten Male koſtete, bei der drückenden Mittagshitze außerordentlich erquickend.

Der Rückweg vom Felſentempel nach Kaduwella führte uns durch einen anderen Theil des Waldes, der wieder eine Anzahl neuer Inſecten, Vögel und Pflanzen zeigte: unter Anderen den berühmten Tiek-Baum (Tectonia grandis), ſowie einige Rieſen-Exemplare der cactusförmigen Wolfsmilch (Euphorbia antiquorum) mit nackten blaugrünen prismatiſchen Aeſten. Der letzte Theil des Weges, durch ſumpfige Wieſenflächen, war tüchtig heiß, und nach der Rückkehr in das Raſthaus war unſer Erſtes ein Schwimmbad im Fluſſe, eine herrliche Erquickung, auf welche das nachfolgende fröhliche Frühſtück doppelt mundete. Am Nachmittage ſetzte ich mit Einigen aus der Geſellſchaft auf einer Fähre über den Fluß und machte einen Streifzug in den Wald auf dem rechten (nördlichen) Ufer desſelben. Hier lernte ich wieder eine Anzahl anderer, mir bis dahin unbekannter Pflanzenformen (namentlich Aroideen und Cannaceen) kennen und bewunderte auf's Neue den außerordentlichen Reichthum der Flora, die hier auf engem Raume eine Fülle ihrer ſchönſten und mannigfaltigſten Producte ver-

eint. An den Ufern des Flusses selbst bilden herrliche Bambus-Gruppen, abwechselnd mit Terminalien, Cedrelen und Mangroven, den vorwiegenden Waldbestand. Ich schoß einige grüne Waldtauben und große Eisvögel, doppelt so groß und so glänzend als unsere einheimischen.

Spät am Abend kehrten wir reich beladen mit zoologischen, botanischen und artistischen Schätzen nach Colombo zurück. Ich habe nachher noch viele genußreiche Tage im Djungle und an den Flußufern von Ceylon verlebt (und zum Theil an viel schöneren, als das von Kaduwella war). Wie aber so oft im Leben die *ersten* Eindrücke von neuen und fremdartigen Gegenständen weitaus die tiefsten und bleibendsten sind, und von späteren, stärkeren derselben Art nicht verdunkelt werden, so wird mir auch der erste Tag im Djungle von Kaduwella immer unvergeßlich sein.

VI. Peradenia.

In der Centralprovinz von Ceylon liegt 1500 Fuß über dem Meere deren Hauptstadt, die frühere Königsstadt der Insel, das berühmte Kandy, und nur wenige Meilen davon entfernt ein kleiner Ort, Peradenia, welcher vor 500 Jahren ebenfalls für kurze Zeit Residenz eines alten Königs war. In diesem Orte wurde 1819 von der englischen Regierung ein *botanischer Garten* angelegt und Dr. Gardner mit dessen Direction betraut. Sein Nachfolger, Dr. Thwaites, der verdienstvolle Verfasser einer ersten „Flora ceylanica", that während 30 Jahren Alles, um diesen Garten seinen besonderen klimatischen und localen Vorzügen entsprechend auszubauen und zu heben. Als er vor wenigen Jahren zurücktrat, wurde Dr. Henry Trimen zum Director ernannt, und von diesem erhielt ich, kurz nach meiner Ankunft auf Ceylon, eine überaus freundliche Einladung. Ich folgte derselben um so lieber, als

Digitized by Google

ich von der seltenen Pflanzenpracht Peradenia's schon in Europa viel gelesen und gehört hatte. Und meine hohen Erwartungen wurden nicht getäuscht. Wenn Ceylon in Wahrheit für den Botaniker wie für jeden Pflanzenfreund ein Paradies ist, so darf Peradenia wieder das Herz dieses botanischen Paradieses genannt werden.

Peradenia und Kandy sind durch eine Eisenbahn (die erste in Ceylon) mit Colombo verbunden. Die Fahrzeit zwischen beiden Endpunkten beträgt 4—5 Stunden. Ich fuhr am 4. December Morgens 7 Uhr von der Central-Station Colombo's ab und war um 11 Uhr in Peradenia. Gleich allen echten „Europäern" in Ceylon mußte ich erster Classe fahren (Couleur blanche oblige). Zweiter Classe fahren nur die gelben und gelbbraunen „Burgers und Half-Casts", die Nachkommen und Mischlinge der Portugiesen und Holländer. Und dritter Classe fahren natürlich die „Natives", die braunen Singhalesen und die schwarzbraunen Tamils. Mich wundert nur, daß man für die letzteren nicht noch eine vierte, und für die niedersten, am meisten verachteten Kasten, die „Low-Casts", eine fünfte Wagenclasse eingerichtet hat. Die Natives sind übrigens große Freunde des Eisenbahnfahrens, des einzigen Vergnügens, für das sie viel Geld ausgeben; um so mehr als es billig ist. Gleich nach Eröffnung der Eisenbahn und bis auf den heutigen Tag fahren viele Eingeborene tagtäglich auf der wunderbaren Bahn hin und her, bloß des Vergnügens halber! Die Wagen sind luftig und leicht, diejenigen erster Classe mit guten Schutzmaßregeln gegen das heiße Klima, breiten Schutzdächern und Jalousien. Die Zugführer und die weißgekleideten, durch Sonnenhelme geschützten Schaffner sind Engländer. Gute Ordnung und Pünktlichkeit herrscht, wie auf allen englischen Bahnen.

Die ersten beiden Stunden der Eisenbahnfahrt von Colombo nach Peradenia führen durch Flachland, das großentheils mit sumpfigem Djungle, abwechselnd mit Reisfeldern

und Sumpfwieſen, bedeckt iſt. Auf letzteren liegen zahlreiche ſchwarze Büffel, halb im Waſſer; zierliche weiße Reiher leſen ihnen die Inſecten ab. Weiterhin tritt die Bahn allmälig näher an das Gebirge heran, und bei der Station Rambukkana beginnt ſie dasſelbe zu erklimmen. Die einſtündige Strecke zwiſchen dieſer und der nächſtfolgenden Station, Kadugannawa, gehört in landſchaftlicher Beziehung zu den ſchönſten, welche ich kenne. Die Bahn windet ſich in vielen Krümmungen an dem ſteilen nördlichen Felſengehänge einer mächtigen weiten Thalmulde aufwärts. Anfänglich wird der Blick noch vorzugsweiſe durch den mannigfaltigen Wechſel des nahen Vordergrundes gefeſſelt; mächtige graue Gneißblöcke erheben ſich mitten aus den üppigen Maſſen dichteſten Waldes, welcher die engen Seitenſchluchten erfüllt; Lianen in den zierlichſten Formen verſchlingen die Wipfel der hoch daraus hervorragenden Bäume; reizende kleine Waſſerfälle ſtürzen von den Höhen herab; und in der Nähe der Bahnlinie iſt oft die ſchöne, jetzt ſelten beſuchte, früher dicht befahrene Landſtraße ſichtbar, welche die engliſche Regierung von Colombo nach Kandy anlegte und welche ihr die dauernde Herrſchaft über letzteres erſt ermöglichte.

Weiterhin ſchweift aber der Blick bald über den weiten grünen Thalkeſſel, welcher zu unſeren Füßen ſich immer großartiger öffnet, bald zu den hohen blauen Bergketten, die ſich an ſeiner jenſeitigen, ſüdlichen Wand ſtolz und ſtarr erheben. Obwohl im Ganzen die Geſtalten der Hochlandberge einförmig und nicht ſehr maleriſch ſind (meiſtens flachgewölbte Kuppen von Granit und Gneiß), ſo machen ſich doch einzelne hervorragende Höhen beſonders bemerkbar, ſo hier der abgeſtutzte Tafelberg, der den Namen des Bibelfelſen führt (Bible-Rock). Eine der großartigſten und überraſchendſten Anſichten bietet aber der „Sensation-Rock“. Hier läuft die Bahn, nachdem ſie durch mehrere Tunnels hindurchgetreten, unter überhängenden Felſen unmittelbar am Rande eines Abgrundes hin, der

fast senkrecht 1200—1400 Fuß in die grüne Tiefe hinabstürzt. Brausende Wasserfälle, die links von der hohen Felsenwand herabschäumen, gehen unter Brücken des Bahnkörpers hindurch und lösen sich rechts, mit gewaltigem Sprunge, in nebelhafte Staubbäche auf, ehe sie den Fuß des Abgrundes erreichen; im auffallenden Sonnenschein bilden sie schimmernde Irisbogen.

Der grüne Thalgrund tief zu unseren Füßen ist theils mit Djungle, theils mit Culturland bedeckt, in welchem sich viele zerstreute Hütten, Gärten und terrassenförmig abgestufte Reisfelder erkennen lassen. Ueber dem niederen Gebüsch ragen allenthalben die Riesenstämme der mächtigen Talipot-Palme hervor, der stolzen Königin unter den Palmen von Ceylon (Corypha umbraculifera). Ihr ganz gerader weißer Stamm gleicht einer schlanken Marmorsäule und erreicht über 100 Fuß Höhe. Jedes einzelne von den fächerförmigen Blättern der mächtigen Gipfelkrone bedeckt einen Halbkreis von 12—16 Fuß Durchmesser, einen Flächenraum von 150—200 Quadratfuß; sie finden gleich allen Theilen der Pflanze vielfache Verwendung, namentlich als Schutzdach, sind aber besonders berühmt, weil sie bei den Singhalesen früher die Stelle des Papieres ausschließlich vertraten und auch jetzt noch vielfach als solches dienen. Die alten „Puskola"-Manuscripte in den Buddha-Klöstern sind alle mit eisernen Griffeln auf solches „Ola"-Papier geschrieben, auf schmale Streifen von Talipot-Blättern, welche gekocht und getrocknet wurden. Die stolze Talipot-Palme blüht nur einmal in ihrem Leben, gewöhnlich zwischen dem 50. und 80. Lebensjahre; der stattliche pyramidenförmige Blüthenbusch, auf dem Gipfel unmittelbar oberhalb des Blätterschopfes, erreicht die Länge von 30—40 Fuß und setzt sich aus Millionen kleiner gelblich weißer Blüthen zusammen; sind die Nüsse derselben gereift, so stirbt der Baum ab. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß gerade während meiner Anwesenheit eine seltene Menge von Talipot-Palmen in Blüthe standen; zwischen Rambukkana und Kadugannawa zählte ich deren über

60, auf der ganzen Bahnstrecke über 100. Viele Excursionen wurden von Colombo hierher gemacht, um das seltene und großartige Schauspiel zu betrachten.

Auf dem Passe von Kadugannawa, nahezu 2000 Fuß über dem Meere, hat die Eisenbahn sowohl, wie die benachbarte Landstraße ihren höchsten Punkt erreicht; zu Ehren des Erbauers der letzteren, Capitän Dawson, steht hier eine leuchtthurmartige Denksäule. Wir befinden uns hier zugleich auf einer Wasserscheide. Die zahlreichen Bäche, die wir vorher gleich Silberfäden den grünen Sammetgrund des Thales durchziehen sahen, laufen sämmtlich entweder zum Kelany-Ganga oder zum Maha-Ohia, die beide auf der Westküste münden. Die Bäche hingegen an dem östlichen Sattel des Kadugannawa ergießen sich alle in den unweit südlich entspringenden Mahawelli-Ganga, den größten Fluß der Insel, welcher 134 englische Meilen lang ist und an der Ostküste bei Trinkomalie mündet. Längs der Ufer des letzteren, neben denen sich Pflanzungen von Zuckerrohr ausdehnen, führte uns die Bahn in einer Viertelstunde nach Peradenia hinab, der letzten Station vor Kandy.

Als ich um 11 Uhr in Peradenia anlangte, fand ich auf dem Bahnhofe bereits Dr. Trimen vor, welcher mich auf das Freundlichste bewillkommnete und in seiner Kalesche nach dem eine englische Meile entfernten botanischen Garten führte. Unmittelbar vor letzterem überschreitet die Straße den schäumenden Fluß auf einer schönen Brücke von Satin-Wood, deren einziger Bogen über 200 Fuß Spannweite hat. Bei gewöhnlichem Wasserstande liegt dessen höchste Spannung etwa 70 Fuß über dem Flusse. Man bekomnt aber eine Vorstellung von den ungeheuren Wassermassen, die nach heftigen Regengüssen in die Flüsse von Ceylon herabstürzen, wenn man erfährt, daß dann bisweilen der Wasserstand des Stromes um 50—60 Fuß steigt und der Spiegel desselben nur 10—20 Fuß unter der Brücke liegt.

Zum Eingang in den Garten führt eine Allee von prachtvollen alten Gummibäumen (Ficus elastica). Das ist derselbe indische Baum, dessen eingedickter Milchsaft das Kautschuk liefert und von welchem man bei uns im kalten Norden sehr häufig junge Pflanzen im geheizten Zimmer sieht, um an dem üppigen Saftgrün des dicken lederartigen eiförmigen Blattes sich zu erfreuen. Während aber bei uns solche Gummibäume, wenn ihre fingerdicken Stämme die Decke des Zimmers erreichen und einige fünfzig Blätter auf ihren paar Aesten tragen, bereits bewundert werden, entwickelt sich hier im heißen Vaterland dieselbe Pflanze zu einer riesigen Baumgestalt ersten Ranges, welche mit unseren stolzesten Eichen wetteifert. Eine ungeheure Krone von vielen tausend Blättern bedeckt mit ihren mächtigen 40—50 Fuß langen und horizontal ausgestreckten Zweigen den Flächenraum eines stattlichen Palastes, und von der Basis des dicken Stammes geht unten eine Wurzelkrone aus, welche oft zwischen 100 und 200 Fuß Durchmesser hat, weit mehr als die Höhe des ganzen Baumes beträgt. Diese erstaunliche Wurzelkrone besteht meistens aus 20—30 Hauptwurzeln, welche von ebensovielen vortretenden Rippen des unteren Stammendes abgehen und gleich kriechenden Riesenschlangen sich über den Boden ausbreiten; der Gummibaum heißt daher auch bei den Eingeborenen „Schlangenbaum" und ist von Dichtern mit dem von Schlangen umwundenen Laokoon verglichen worden. Häufig erheben sich dabei zugleich die Wurzeln über den Boden gleich starken, senkrecht stehenden Brettern und bilden so mächtige Stützpfeiler, auf denen der Riesenstamm unbewegt dem Sturm Trotz bietet. Die Zwischenräume zwischen den Stützpfeilern bilden förmliche Kammern oder Schilderhäuser, in denen sich ein aufrecht stehender Mann verstecken kann. Aehnliche Pfeilerwurzeln entwickeln sich übrigens hier auch bei anderen Riesenbäumen aus verschiedenen Familien.

Kaum hatte ich meinem Erstaunen über diese Allee von

Schlangenbäumen Ausdruck gegeben, als bereits, unmittelbar nach dem Eintritt in das Gartenthor, ein anderer wunderbarer Anblick das Auge feſſelte. Da ſtand zur Begrüßung des Ankömmlings ein rieſiges Palmenbouquet, in welchem neben allen einheimiſchen Palmen der Inſel auch eine Anzahl ausländiſcher Vertreter dieſer edelſten Tropenbäume verſammelt waren; alle bekränzt mit blumenreichen Schlingpflanzen und den Stamm geſchmückt mit den zierlichſten Farn-Paraſiten. Eine zweite, ähnliche, aber noch ſchönere und größere Palmengruppe ſtand weiterhin am Ende der Eingangsallee und war zudem noch mit einem herrlichen Kranze von Blüthenpflanzen umgeben. Unſer Fahrweg bog hier nach beiden Seiten ab und führte links eine kleine Anhöhe zum Bungalow des Directors hinauf. Das beneidenswerthe Daheim desſelben iſt gleich den meiſten Villen in Ceylon ein niedriges einſtöckiges Gebäude, von einer luftigen Veranda umgeben, deren weit vorſpringendes Schutzdach von einer weißen Säulenreihe getragen wird. Säulen und Dach ſind mit einer Fülle der ſchönſten Kletterpflanzen, großblüthigen Orchideen, duftenden Vanillen, prächtigen Fuchſien und anderen bunten Blumen geſchmückt; und eine auserleſene Sammlung der ſchönſten blühenden Prachtpflanzen und Farne ziert die Beete, die das Haus umgeben. Darüber erheben ſich die ſchattenſpendenden Kronen der edelſten indiſchen Bäume. Zahlreiche bunte Schmetterlinge und Käfer, Eidechſen und Vögel beleben das reizende Bild. Beſonders niedlich nehmen ſich darin aber die zierlichen kleinen dreiſtreifigen Eichhörnchen aus, welche in den Gärten von Ceylon überaus häufig und ſehr zutraulich ſind (Sciurus tristriatus).

Da die Villa auf dem höchſten Hügel des Gartens liegt und unmittelbar unter derſelben ein weiter ſammetgrüner Raſenteppich ſich herabſenkt, ſo umfaßt der Blick von der offenen Säulenhalle einen großen Theil des flacheren Gartens, mit einigen der ſchönſten Baumgruppen und mit einem Kranze hoher Bäume, welcher den Wieſengrund einſchließt. Ueber

dieſen Parkwald erheben ſich die bewaldeten Häupter der Bergkette, von welchen der Thalkeſſel von Peradenia umgeben iſt. Der reißende Mahawelli-Fluß ſtrömt in weitem halbkreisförmigen Bogen um den ganzen Garten und trennt ihn von jener Bergkette. Der Garten liegt demnach eigentlich auf einer hufeiſenförmigen Halbinſel; auf der Landſeite, wo er an den Thalgrund von Kandy anſtößt, iſt er durch eine hohe und undurchdringliche Hecke von dichtem Bambusgeſtrüpp, bewaffnet mit der dornigen Rotang-Palme und anderen Kletterpflanzen, vollſtändig geſchützt. Da nun auch das Klima (bei 1500 Fuß Meereshöhe) außerordentlich günſtig iſt, und die tropiſche Hitze des eingeſchloſſenen Thalkeſſels im Verein mit großer Regenmenge, welche ſich an den benachbarten Bergen niederſchlägt, aus dem Peradenia-Garten ein natürliches Rieſentreibhaus erſten Ranges macht, ſo läßt ſich begreifen, daß hier die Tropenflora ihre wunderbare Schöpfungskraft im allerhöchſten Maße entfaltet.

Schon die erſte Wanderung durch den Garten an der Hand des kenntnißreichen Directors überzeugte mich davon, daß das in der That der Fall ſei; und obſchon ich ſoviel von allen beſonderen Reizen der üppigſten tropiſchen Vegetation geleſen und gehört, ſo lange ihren Anblick erſehnt und herbeigewünſcht hatte, ſo übertraf doch jetzt der unmittelbare Genuß der fabelhaften Wirklichkeit in der That meine höchſten Erwartungen — und zwar, nachdem ich bereits in Bombay und in Colombo, ſowie in der Umgebung dieſer beiden Städte, die wichtigſten Formen der Tropenflora hatte kennen lernen! In den vier Tagen, welche ich jetzt in Peradenia verleben durfte, gewann ich für meine Anſchauungen vom Leben und Weſen der Pflanzenwelt mehr, als durch das eifrigſte botaniſche Studium zu Hauſe in ebenſovielen Monaten. Ja, als ich zwei Monate ſpäter den Garten von Peradenia zum zweiten (und leider letzten!) Male betrat, und als ich noch drei glückliche Tage in dieſem Paradieſe verweilen durfte, da empfand

ich beim endlichen Scheiden zuletzt noch dasselbe hohe Entzücken, wie damals beim ersten Anblick desselben — nur mit ungleich tieferem Verständniß und gereifter Erkenntniß. Ich kann daher meinem lieben Freunde Dr. Trimen für seine gütige Gastfreundschaft und seine reiche Belehrung nicht dankbar genug sein; die sieben Tage in seinem reizenden Bungalow waren für mich sieben wahre Schöpfungstage!

Zur Zeit war in Peradenia auch noch ein anderer englischer Botaniker anwesend, Dr. Marshall Ward, der größtentheils in Deutschland seine Studien vollendet hatte, mit seinem officiellen Titel: „Royal Cryptogamist". Die englische Regierung hatte ihn vor zwei Jahren hierher geschickt, um die „Coffee-Leaf-Disease" zu studiren, die furchtbare Pilzkrankheit der Blätter des Kaffeebaumes, welche seit einer Reihe von Jahren mit zunehmender Heftigkeit in den Kaffeepflanzungen wüthet, einen großen Theil dieser kostbarsten Culturpflanze der Insel zerstörte und ungeheure Summen von Nationalvermögen vernichtete. Dr. Ward hatte eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen und Experimental-Untersuchungen über dieselbe angestellt und die Naturgeschichte des mikroskopischen rostähnlichen Pilzes (Hemileja vastatrix) vollständig bearbeitet; es war ihm aber leider nicht gelungen, irgend ein radicales Heilmittel dagegen zu finden. Zum Dank für seine mühseligen Arbeiten wurde er daher in der Presse — insbesondere von vielen Kaffeepflanzern — scharf angegriffen! Als ob es den Hunderten von Naturforschern, welche in Europa bei derartigen Pilzepidemien mit den genauesten Untersuchungen beschäftigt sind, jedesmal gelungen wäre, auch gleich nach der genauen Erkenntniß der Krankheit ein Heilmittel für dieselbe zu finden! Bekanntlich ist das nur höchst selten der Fall. Ueberhaupt ist unter den vielen albernen Vorstellungen, welchen man in unsern „gebildeten Kreisen" alltäglich begegnet, sicherlich eine der thörichtsten die, daß es „gegen jede Krankheit auch ein Mittel geben müsse"! Der erfahrene Arzt und

Naturforscher, der die thatsächlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß das nur sehr selten vorkommt und wundert sich im Gegentheil eher darüber, daß überhaupt radicale Mittel gegen einzelne Krankheiten existiren (wie z. B. Chinin gegen Fieber).

Es würde natürlich viel zu weit führen und den geneigten Leser nur ermüden, wenn ich hier den vergeblichen Versuch wagen wollte, ihm ohne Beihilfe von Abbildungen eine ungefähre Vorstellung von dem botanischen Paradiese in Peradenia zu geben; selbst die zahlreichen Aquarell-Skizzen und Zeichnungen, die ich dort entworfen, würden dafür keine genügende Aushilfe liefern. Ich muß mich daher hier auf einige allgemeine Bemerkungen und Hervorhebung von einigen der wichtigsten Hauptformen beschränken. Weit entfernt davon, gleich den meisten unserer botanischen Gärten die Pflanzen in steifen Beeten, gleich Soldaten in Reihe und Glied, dem Besucher vorzuführen, ist die ganze Anlage des Gartens (der einen Flächenraum von mehr als 150 Acres umfaßt) vielmehr parkartig und ebenso auf ästhetische und physiognomische Wirkung, wie auf wissenschaftliche und systematische Belehrung berechnet. Die Hauptgruppen der Bäume, sowie der zusammengehörigen Pflanzenfamilien sind sehr anmuthig auf schönen Rasenflächen vertheilt und gute Fahrwege führen von einer zur andern. In einem mehr versteckten Theile des Parks finden sich die weniger anziehenden Zuchtbeete und Pflanzschulen für die nützlichen Gewächse. Fast alle die zahlreichen Nutzpflanzen der Tropenzone (beider Hemisphären) sind hier vertreten und von vielen werden Samen, Früchte und Ableger an die Pflanzer und Gärtner der Insel vertheilt. Der Garten hat dadurch seit vielen Jahren auch eine sehr bedeutende praktische Wirksamkeit entfaltet, und sowohl als Versuchsstation wie als Acclimatisations-Garten sehr großen Nutzen gestiftet.

Die überaus günstigen klimatischen und topographischen Verhältnisse, unter denen der Garten gedeiht, würden ihn aber auch ganz vorzüglich zu einer weiteren, rein wissenschaftlichen

Verwerthung eignen, zu einer botaniſchen Station. In ähnlicher Weiſe, wie unſere jungen Zoologen gegenwärtig in den neuerdings eingerichteten zoologiſchen Stationen an der Meeresküſte (in Neapel, Roscoff, Brighton, Trieſt ꝛc.) unſchätzbare Hilfsquellen für ihre tiefere wiſſenſchaftliche Ausbildung und Thätigkeit finden, würde auch ein junger Botaniker in der „botaniſchen Station" zu Peradenia in einem Jahre mehr lernen und arbeiten können, als daheim unter viel ungünſtigeren Verhältniſſen in zehn Jahren! Bis jetzt iſt gerade in der Tropen-Zone, der reichſten von allen, für ſolche Unterrichts- und Arbeits-Anſtalten noch gar nichts gethan. Wenn die engliſche Regierung in Peradenia eine botaniſche Station und in Galla (z. B. in dem reizenden, vorzüglich geeigneten Bungalow von Capitän Bayley) eine zoologiſche Station errichten und unterhalten wollte, ſo würde ſie damit, wie mit der Challenger-Expedition und mit ähnlichen großen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, der Naturwiſſenſchaft einen wichtigen Dienſt leiſten; ſie würde damit auf's Neue die Continental-Staaten von Europa beſchämen, die ihr Geld hauptſächlich für Hinterlader und Kanonen verwenden!

Soll ich nun unter den vielen botaniſchen Wunderdingen von Peradenia wenigſtens einige der wichtigſten kurz hervorheben, ſo muß ich wohl mit dem berühmten Rieſen-Bambus beginnen, dem allgemeinen Erſtaunen aller Beſucher. Wandern wir vom Eingang des Gartens links nach dem Fluſſe hin und weiter an deſſen reizendem Ufer entlang, ſo erblicken wir ſchon von fern ungeheure lichtgrüne Büſche von mehr als 100 Fuß Höhe und eben ſo viel Breite, welche ihr gewaltiges Haupt, — gleich dem wallenden Federbuſche eines Giganten — hoch über den Fluß und über den benachbarten Weg hinüber neigen, Schatten und Kühlung über Beide verbreitend. Nähern wir uns, ſo ſehen wir, daß jeder dieſer Büſche aus zahlreichen (oft 60—80) cylindriſchen ſchlanken Stämmen von 1—2 Fuß Dicke beſteht. Unten dicht neben einander gedrängt und aus

gemeinſamer Wurzel als Ausläufer eines kriechenden Stammes entſproſſen, ſtrahlen ſie oben büſchelförmig auseinander und tragen auf zarten nickenden Seitenzweigen eine dichte Fülle der zierlichſten Laubblätter. Und dieſe Rieſenbäume ſind nichts Andres als Gräſer! Gleich allen Grashalmen iſt der mächtige hohle Rohrſtamm in Knoten gegliedert; aber die Blattſcheide, die bei unſeren zarten Gräſern ein dünnes kleines Schüppchen am Grunde des Blattes darſtellt, iſt hier beim Rieſen-Bambus eine feſte holzartige vertiefte Platte, die ohne weitere Zubereitung als feſter Panzer die ganze Bruſt eines ſtarken Mannes decken kann. In einem einzelnen Stengelgliede kann ein dreijähriges Kind ſich verſtecken! Bekanntlich gehört der Bambus zu den nützlichſten Pflanzen der Tropen-Zone, und über die Anwendung, welche alle einzelnen Theile dieſer Baumgräſer bei den Eingeborenen finden, ließe ſich eben ſo wie über diejenige der Palmen in der That ein ganzes Buch ſchreiben.

Nächſt den Bambuſen — oder auch vor dieſen! — ſind es natürlich wieder die Palmen, die unſer Intereſſe vor Allem feſſeln. Außer den einheimiſchen Arten der Inſel — die alle in Pracht-Exemplaren vertreten ſind — finden wir da eine Menge von anderen Palmen-Species, welche theils dem Feſtlande von Indien, theils den Sunda-Inſeln und Auſtralien, theils Afrika oder dem tropiſchen Amerika angehören: ſo z. B. die Livistonia von China mit ihrer rieſigen Krone von Fächerblättern, die berühmte Laodicea von den Seſchellen mit ihren coloſſalen Blattfächern, die Elaeis oder Oel-Palme von Guinea mit außerordentlich langen Fiederblättern, die berühmte Mauritia von Braſilien, die ſtolze Oreodoxa oder Königspalme von der Havanna ꝛc. Von der letzteren hatte ich 1866 auf Teneriffa ein prachtvolles Rieſen-Exemplar bewundert und gezeichnet, und war daher nicht wenig überraſcht, hier in eine ganze ſtattliche Allée derſelben einzutreten. Nicht minder intereſſant waren herrliche Gruppen

von ſtacheligen Kletterpalmen oder Rotangs (Calamus) mit zierlich geſchwungenen Fiederblättern; ihr dünner, aber ſehr feſter und elaſtiſcher, fingerdicker Stamm klettert hoch in die Gipfel der höchſten Bäume hinauf und kann 300—500 Fuß Länge erreichen; ſie gehören zu den längſten aller Pflanzen!

Aber der Menſch ſoll bekanntlich „nicht ungeſtraft unter Palmen wandeln!“ während ich entzückt im hohen Graſe am Flußufer unter der Rieſenkrone einer Oelpalme umherwandelte und die Verſchlingungen einer rankenden Kletterpalme aufmerkſam verfolgte, fühlte ich plötzlich einige Stiche an den Beinen; beim Entblößen entdeckte ich ein paar kleine Blutegel, die ſich an denſelben feſtgebiſſen hatten, und zugleich über ein halbes Dutzend flinker Genoſſen, die mit erſtaunlicher Schnelligkeit gleich Spannraupen an den Stiefeln emporkrochen. Ich hatte hier zum erſten Male die perſönliche Bekanntſchaft des berüchtigten Land-Blutegels von Ceylon gemacht, jener ſchrecklichen Landplage der ſchönen Inſel, die unter den zahlreichen Plagen derſelben eine der größten bildet und von der ich ſpäter noch ſo viel leiden ſollte. Dieſe Blutegel-Art (Hoemobdella ceylanica) gehört zu den kleinſten ihres Geſchlechts, aber zugleich zu den unangenehmſten. Mit Ausnahme der Seeküſte und des höheren Gebirgslandes ſind ſie überall auf der Inſel in Buſch und Wald milliardenweiſe verbreitet und in manchen Wäldern (beſonders an den Flußufern, und im feuchten Djungle der Hügellandſchaft und der niederen Berge) kann man keinen Schritt thun, ohne von ihnen angefallen zu werden. Sie kriechen nicht allein auf dem Boden allenthalben beutegierig umher, ſondern auch auf Geſträuch und Bäumen; von da laſſen ſie ſich häufig auf Kopf und Nacken des Wanderers herabfallen, während ſie gewöhnlich allerdings an den Beinen heraufklettern; ſie können ſogar im Sprunge ihre Beute erreichen; vollgeſogen erreichen ſie die Größe eines kleinen mediciniſchen Blutegels; in nüchternem Zuſtande hingegen ſind ſie fadendünn, kaum $^1/_2$ Zoll lang, und bohren ſich mit großer

Geſchwindigkeit durch die Maſchen der Strümpfe hindurch. Oft fühlt man den Biß ſofort, oft aber auch nicht; einmal in einer Abendgeſellſchaft bemerkte ich ihre Anweſenheit erſt an den rothen Blutſtreifen, die an den weißen Beinkleidern herunterliefen.

Um ſich der Blutegel zu entledigen, genügt ein Tropfen Citronenſaft, weshalb man auf den Spaziergängen im Unterlande ſtets eine kleine Citrone in die Taſche ſteckt. Statt deſſen wandte ich eben ſo oft einen Tropfen Carbolſäure oder Spiritus an, welchen ich zum Sammeln kleiner Thiere ſtets bei mir führte. Die Folgen des Biſſes ſind ſehr verſchieden. Perſonen mit ſehr empfindlicher Haut (— zu welchen ich leider auch gehöre! —) haben noch mehrere Tage nach dem Biſſe an heftigem Jucken der Wunde zu leiden, und nicht ſelten folgt eine mehr oder weniger unangenehme Entzündung der betreffenden Hautſtelle. Da nun gerade an ſolchen entzündeten und erhitzten Stellen nachfolgende Blutegel gern wieder von Neuem anbeißen, verſchlimmert ſich die beſtändig gereizte Wunde oft ſo, daß ſie gefährlich werden kann. Als die Engländer 1815 Kandy eroberten, mußten ſie ſich vorher wochenlang durch das dichte Djungle des vorliegenden feuchten Hügellandes hindurcharbeiten und verloren dabei eine große Anzahl Soldaten durch die unaufhörlichen Angriffe zahlloſer Blutegel. In Gegenden, wo ſie beſonders häufig ſind, tragen die Europäer zum Schutze beſondere „Leachgaiters“, Strümpfe oder Gamaſchen von Gummi oder von ſehr dichtem Zeug, die unten über den Schuhen und oben über den Knien feſtgebunden werden. Ich ſchützte mich im Djungle dadurch, daß ich vor dem Ausgehen um meine hohen Jagdſtiefeln oben einen Ring von Carbolſäure ſtrich, den die Blutegel niemals überſchritten. In einigen Theilen der Inſel machen ſie aber durch ihre Maſſe — ebenſo wie in anderen Theilen die Zecken oder Holzböcke (Ixodes) — den längeren Aufenthalt faſt unmöglich.

Andere kleine Plagegeiſter im Garten von Peradenia (wie an allen waſſerreichen Orten der Inſel!) ſind die Scharen der Moskitos und Stechfliegen; Moskito-Netze über den Betten ſind daher allgemein gebräuchlich. Viel gefährlicher aber als dieſe läſtigen Inſekten ſind die giftigen Skorpione und Tauſendfüßler, von denen ich hier Pracht-Exemplare ſammelte; erſtere einen halben, letztere einen ganzen Fuß lang!

Zu den ſchönſten Theilen von Peradenia gehört der Farn-Garten. Unter dem dichten Schatten hoher Baumkronen und am kühlen Ufer eines rieſelnden Baches findet ſich da eine Geſellſchaft von kleinen und großen, zarten und mächtigen, krautartigen und baumartigen Farnen verſammelt, wie man ſie nicht reizender und anmuthiger denken kann. Der ganze Reiz der Geſtaltung, welcher die zierlichen gefiederten Wedel unſerer heimiſchen Farnkräuter auszeichnet, findet ſich hier in einer unendlichen Mannigfaltigkeit verſchiedener Arten variirt vor, von den einfachſten bis zu den höchſt zuſammengeſetzten; und während einige niedliche Zwerg-Farnkräuter faſt mit einem zierlichen kleinen Mooſe zu verwechſeln ſind, erreichen die rieſigen Baumfarne, deren ſchlanke ſchwarze Stämme eine ſchöne Fiederkrone am Gipfel tragen, den ſtolzen Wuchs der Palme.

Gleich den Farnen ſind auch die Farnpalmen oder Cycadeae, und nicht minder die zierlichen Selaginellen und Lycopodien, in Peradenia durch eine reiche Auswahl der intereſſanteſten Arten vertreten, von ſehr zarten mooſähnlichen Formen an bis zu robuſten ſtrauchartigen Rieſen-Arten, die faſt an die ausgeſtorbenen Baum-Lycopodien der Steinkohlen-Periode erinnern. Ueberhaupt riefen mir viele Pflanzen-Gruppen in dieſem Garten die foſſile Flora der Vorwelt in's Gedächtniß, wie ſie der geniale Unger in ſeinen Bildern aus der Urwelt ſo trefflich dargeſtellt hat. Der Botaniker kann hier faſt alle charakteriſtiſchen Familien der Tropen-Flora in ihren wichtigſten Repräſentanten lebend beobachten.

Soll ich schließlich noch zwei Erscheinungen hervorheben, die mir ganz besonders imponirten, so sind es erstens die Lianen und zweitens die Benyanen. Obgleich Kletter- und Schlingpflanzen auf der Insel überall in größter Fülle und Mannigfaltigkeit zu finden sind, so enthält doch der Peradenia-Garten einzelne Pracht-Exemplare, wie sie sonst wohl selten vorkommen; so z. B. ganz colossale Stämme von Vitis, Cissus, Purtada, Bignonia, Ficus ꝛc. Ebenso gehören einige Benyanen (Ficus indica) mit ungeheuren Luftwurzeln und einige verwandte Arten der Feigenbäume (Ficus galaxifera ꝛc.) zu den gewaltigsten und schönsten Baumgestalten, die ich in Ceylon sah.

Einer der ältesten Benyanenbäume, dessen mächtige Krone auf zahlreichen Pfeiler-Stämmen ruhte, bot einen ganz merkwürdigen Anblick; er war seines grünen Blattschmucks großentheils beraubt und seine kahlen Aeste schienen mit großen braunen Früchten behängt zu sein. Wie erstaunte ich aber, als ich mich ihm näherte und als einzelne dieser Früchte sich ablösten und flatternd davonflogen! Es waren riesige Flederfüchse (Pteropus), aus jener merkwürdigen Gruppe der früchtefressenden Fledermäuse, die auf die Tropenzone der alten Welt (Asien und Afrika) beschränkt sind. Einige wohlgezielte Schüsse brachten ein halbes Dutzend derselben herab, worauf der ganze Schwarm (einige hundert Stück) sich auflöste und unter lautem Kreischen davon flog. Diejenigen herabgefallenen Thiere, welche nicht tödtlich getroffen waren, wehrten sich auf das Heftigste mit ihrem scharfen Gebiß und den spitzen Krallen, und es kostete einige Mühe, ehe ich sie mit Hilfe meines Jagdmessers vollständig bewältigt hatte. Der Körper dieser „fliegenden Hunde" oder „fliegenden Füchse" hat in Bezug auf Gestalt, Größe und Farbe viel Aehnlichkeit mit einem Fuchse, namentlich auch der Kopf. Aber die Gliedmaßen sind, wie bei allen Fledermäusen, durch eine große Flughaut verbunden, mittelst deren sie sehr geschickt und schnell umher fliegen. Der

Flug iſt ſehr verſchieden von demjenigen unſerer Fledermäuſe und gleicht vielmehr dem der Krähen. Die Flederfüchſe nähren ſich von Früchten und werden dadurch ſehr ſchädlich; mit beſonderer Vorliebe trinken ſie den ſüßen Palmwein, und in den Gefäßen, welche die Singhaleſen zum Sammeln desſelben oben in den Palm-Kronen aufhängen, finden ſie Morgens beim Einſammeln nicht ſelten betrunkene Flederfüchſe. Dieſe Neigung erklärt ſich wohl hinlänglich aus der nahen Blutsverwandtſchaft, welche der phylogenetiſche Stammbaum der Säugethiere zwiſchen ihnen und den Affen, — alſo auch dem Menſchen — nachweiſt.

In dem fuchsrothen Pelze der Flederfüchſe fand ich große paraſitiſche Inſekten (Nycteribia) von ſeltſam ſpinnenähnlicher Form aus der Gruppe der Pupipara oder „Puppengebärer". Das ſind (gleich den Flöhen) Dipteren oder Fliegen, welche in Folge ihrer paraſitiſchen Lebensweiſe ſich das Fliegen abgewöhnt und durch Nichtgebrauch ihre Flügel eingebüßt haben. Ihre Larven (oder Maden) entwickeln ſich innerhalb des mütterlichen Körpers ſo weit, daß ſie gleich nach der Geburt ſich verpuppen und bald nachher ausſchlüpfen. Die großen Nycteribien der Flederhunde liefen ſehr behende auf dem Körper ihrer Wirthe umher, und auch auf meine Hand herüber, als ich ſie zu fangen verſuchte; ſie verkrochen ſich dann raſch in den Kleidern oder hakten ſich mit ihren großen Krallen feſt an der Haut an.

Aber auch noch eine intereſſante zoologiſche Bekanntſchaft gefährlicherer Art ſollte ich an demſelben Tage machen. Als am Nachmittag ein heftiger Regen losbrach und ich eben beſchäftigt war, einen rieſigen ſchwarzen Tauſendfuß in die Spiritus-Büchſe zu ſtecken, kroch eine große Brillenſchlange, die gefürchtete „Cobra di capello" (Naja tripudians) durch die offene Gartenthür in mein Schlafzimmer. Ich hatte ſie nicht bemerkt, obgleich ſie kaum einen Fuß von mir entfernt war, und wurde erſt aufmerkſam, als mein Diener mit dem lauten

Geſchrei: „Cobra, Cobra!“ hereinſtürzte. Mit ſeiner Hilfe wurde ich der ſtattlichen Giftſchlange (von mehr als einem Meter Länge) bald Herr; und ſie wanderte in dieſelbe Spiritus-Büchſe, in der vorher eines der merkwürdigen ſchlangenähnlichen Amphibien, die Blindwühle (Caecilia) Platz genommen hatte.

VII. Kandy.

Unter den wenigen Städten, welche Ceylon beſitzt, genießt das kleine Kandy, obwohl es kaum als „Stadt“ bezeichnet werden kann, eines beſonderen Rufes; theils als die gegenwärtige „Hauptſtadt“ der gebirgigen Central-Provinz, theils als die frühere Reſidenz der eingeborenen Kandy-Könige, theils aber — und ganz beſonders — weil ein alter Tempel in Kandy den ſogenannten „heiligen Zahn“ des Buddha enthält, eine der berühmteſten Reliquien dieſer Religion. Abgeſehen hiervon, hatte ich in dem trefflichen Hauptwerke über Ceylon von Emerſon Tennent eine überſchwengliche Beſchreibung von der unvergleichlich ſchönen Lage und Umgebung von Kandy geleſen; und auch die ſpäteren Reiſenden, welche in ihren Beſchreibungen meiſtens Tennent copiren, wiederholen dieſes enthuſiaſtiſche Lob. Ich war daher nicht wenig auf Kandy geſpannt, als ich am ſonnigen Morgen des 6. December von dem drei engliſche Meilen entfernten Peradenia aus dasſelbe zum erſten Male beſuchte.

Nun habe ich aber ſchon oft auf meinen vielen Reiſen die Erfahrung gemacht, daß weltberühmte Punkte, die ſeit langer Zeit „Mode“ ſind, und deren Lob ein Reiſender dem andern nachzuſingen ſich verpflichtet fühlt, in der That kaum des Beſuchs werth ſind; während dicht daneben oft reizend ſchöne, aber unbekannte Stellen ſich finden, an denen Jeder — ſchon weil ſie nicht im „Reiſehandbuch“ ſtehen! — ahnungslos vorübergeht. So ging es mir denn auch hier in Ceylon

mit dem hochberühmten Kandy, und ich will nur gleich gestehen, daß mir der Besuch desselben von Anfang bis zu Ende eine große Enttäuschung brachte!

Die „stolze Königsstadt" Kandy könnte eigentlich besser als ein „bescheidenes Dorf" bezeichnet werden, dessen wenige Straßen mehr singhalesische Erdhütten als europäische Bungalow's enthalten; beide sind nicht einmal auf eine „weiße Stadt" (Fort) und eine „schwarze Stadt" (Pettah) vertheilt, wie es in Colombo, Galla, Matura und den anderen Städten der Insel der Fall ist. Zwei lange parallele Hauptstraßen sind gleich den wenigen Nebenstraßen, mit denen sie sich unter rechtem Winkel kreuzen, schnurgerade; der „reizende See" aber, der vor der Stadt liegt und als ihre besondere Zierde gepriesen wird, ist ein kleiner künstlich zugeschnittener Teich, von rechteckiger Form: seine geradlinigen Ufer sind mit steifen, ebenfalls ganz geraden Baum-Alleen bepflanzt. Wenn man daher über den kleinen Thalkessel, welcher Stadt und See umschließt, sich erhebt und auf einem der vielen künstlichen Promenaden-Wege einen der umgebenden Hügel besteigt, so ist der Anblick des Ganzen steif und nüchtern, aber nichts weniger als malerisch. Ganz besonders wird die Scenerie außerdem durch ein neuerbautes großes Gefängniß mit hohen nackten Umfassungsmauern verunstaltet, viel zu groß und massig für die verhältnißmäßig kleine Umgebung. Auch die grünen, theils cultivirten, theils bewaldeten Hügel, welche den Thalkessel rings einschließen, und über welche sich auf einigen Seiten höhere Berge erheben, bieten weder in Beziehung auf schöne Form, noch auf malerische Gruppirung einen besonderen Reiz. So kam es denn, daß mein Skizzenbuch, welches ich mit den hoffnungsvollsten Absichten nach Kandy mitgenommen hatte, hier ganz leer blieb, und daß ich auch beim besten Willen hier nicht einen einzigen Punkt finden konnte, welcher eines Aquarells würdig gewesen wäre.

Das Hübscheste, was Kandy nach meinem Geschmacke auf-

zuweiſen hat, iſt der reizende Garten, welcher den modernen Palaſt des Gouverneurs umgibt. Er iſt am Abhange eines Hügels geſchmackvoll angelegt und enthält neben vielen prächtigen Bäumen eine Anzahl ſchöner Zierpflanzen, ſteht aber natürlich hinter dem Reichthum des benachbarten Peradenia weit zurück. Der Palaſt ſelbſt, in welchem ich ſpäter, einer freundlichen Einladung des Gouverneurs folgend, einen ſehr angenehmen Abend zubrachte, enthält nur wenige, aber ſehr weite und luftige, elegant ausgeſtattete Säle, umgeben von anmuthigen Säulenhallen und Veranden. Zahlreiche Schlangen, Scorpione und anderes derartiges Tropen-Geſindel, beſonders aber zahlreiche Blutegel ſollen den Aufenthalt darin jedoch etwas ungemüthlich machen.

Der ſogenannte „Palaſt der alten Kandy-Könige", welcher in einiger Entfernung vor der Stadt nahe dem See-Ufer ſteht, iſt ein ebenerdiges düſteres Gebäude, deſſen dunkle modrige Räume weder innerlich noch äußerlich irgend etwas Bemerkenswerthes darbieten, mit Ausnahme der dichten Maſſen von Pilzen und anderen Kryptogamen, welche die dicken feuchten Steinmauern innen und außen überziehen. Eine in der Nähe befindliche offene, von Säulen getragene, „Königliche Audienz-Halle" wird gegenwärtig für die öffentlichen Verhandlungen des Diſtrict-Gerichtshofes benutzt.

Auch der berühmte Buddha-Tempel von Kandy, der mit dem benachbarten Königs-Palaſte durch eine Mauer in Verbindung ſteht und von einem Waſſergraben umgeben iſt, erfüllt nicht die an ſeinen großen Ruf geknüpften Erwartungen. Er iſt von geringem Umfang, ſchlecht erhalten, ohne jeden beſonderen Kunſtwerth. Die primitiven Wandmalereien desſelben und die geſchnitzten Verzierungen aus Holz und Elfenbein ſind dieſelben, welche auch in anderen Buddha-Tempeln wiederkehren. Da Kandy erſt zu Ende des 16. Jahrhunderts zur Reſidenz der eingeborenen Könige von Ceylon erhoben und der Palaſt derſelben ſowohl als der zugehörige Tempel erſt

um das Jahr 1600 erbaut wurden, so knüpft sich daran nicht einmal das Interesse hohen Alters. Ebensowenig reales Interesse besitzt der weltberühmte „Buddha-Zahn", welcher unter einer silbernen Glocke in einem achteckigen, mit spitzem Dache gedeckten Thurme des Tempels verborgen gehalten wird. Obgleich dieser Zahn seit mehr als zwei Jahrtausenden für viele Millionen von abergläubischen Menschen Gegenstand andächtigster Verehrung und Anbetung bis auf den heutigen Tag geblieben ist, und obgleich derselbe sogar in der Geschichte von Ceylon (von Emerson Tennent ausführlich beschrieben) eine große Rolle spielt, so ist er doch in Wirklichkeit nichts Anderes, als ein einfaches, roh geschnitztes, fingerförmiges Stück Elfenbein von zwei Zoll Länge und ein Zoll Dicke. Der „echte Buddha-Zahn" existirt sogar in mehreren Exemplaren; doch thut dies seiner Heiligkeit natürlich keinen Abbruch.

Von Kandy aus unternahm ich in Gesellschaft meiner beiden botanischen Freunde Trimen und Ward einen Ausflug nach dem einige Meilen entfernten Fairyland, um dort den Vorgänger von Trimen, Dr. Thwaites, zu besuchen. Derselbe führte die Direction des botanischen Gartens von Peradenia 30 Jahre hindurch und zog sich dann vor einigen Jahren, als er in den wohlverdienten Ruhestand trat, in die stille Einsamkeit des Hochlandes zurück. Sein kleines Bungalow liegt ganz versteckt in einer hohen Gebirgsschlucht, etwa acht englische Meilen südlich von Kandy entfernt, rings umgeben von Kaffee-Pflanzungen. Es waren die ersten, welche ich betrat; da ich jedoch später im Hochlande tagelang durch Kaffee-Pflanzungen wanderte, will ich hier nicht bei ihrer Schilderung verweilen.

Dr. Thwaites ist der verdienstvolle Verfasser einer ersten Flora von Ceylon, welche unter dem Titel „Enumeratio Plantarum Zeylaniae" 1864 in London erschien. Er hat darin gegen 3000 verschiedene Gefäß-Pflanzen beschrieben, also etwa den dreißigsten Theil aller Pflanzen-Arten, die da-

mals von der ganzen Erde bekannt waren. Allein seitdem sind noch viele neue Arten auf der Insel entdeckt worden, und nach der Schätzung von Dr. Gardner dürfte dieselbe gegen 5000 Species besitzen; jedenfalls bedeutend mehr, als ganz Deutschland aufzuweisen hat.

Das Exemplar der Flora von Ceylon, welches ich selbst bei mir führte, gehörte früher einem deutschen Botaniker aus Potsdam, Nietner. Derselbe war als junger Gärtner auf die Insel gekommen, hatte sich durch fleißige und umsichtige Thätigkeit später eine bedeutende Kaffee-Plantage erworben und war während eines Viertel-Jahrhunderts auch für die Naturgeschichte von Ceylon (insbesondere durch Entdeckung neuer Insecten) vielfach thätig; leider starb er kurz vor der Rückkehr in die deutsche Heimath. Seine Wittwe, die gegenwärtig wieder in Potsdam lebt, und von der ich vor Antritt meiner Reise viele werthvolle Mittheilungen und Instructionen erhielt, hatte in freundlichster Weise mir neben anderen Büchern ihres verstorbenen Gatten auch die Flora von Thwaites zum Geschenk gemacht, welche der Verfasser selbst Letzterem dedicirt hatte. Es war nun keine geringe Freude für den trefflichen alten Herrn, als ich ihm dieses Exemplar der Flora mit seiner eigenhändigen Dedication zeigte; jedenfalls war es das erste Exemplar seines Werkes, welches ein Botaniker von Ceylon nach Deutschland gebracht hatte, und welches nun in der Hand eines Zoologen nach der Insel zurückkehrte!

VIII. IX.

Die Galla-Colombo-Straße und Punto-Galla.

VIII. Die Galla-Colombo-Straße.

Die erſten beiden Wochen in Ceylon waren mir in beſtändigem Schauen und Staunen wie ein Traum verfloſſen. Ich hatte in Colombo die wichtigſten Eigenthümlichkeiten der ſinghaleſiſchen Natur und Menſchenwelt kennen gelernt und in Peradenia die erſtaunliche Geſtaltungskraft der tropiſchen Flora bewundert. Nun mußte ich daran denken, den wiſſenſchaftlichen Hauptzweck meiner Reiſe, die Unterſuchung der vielgeſtaltigen und zum großen Theil noch ſo wenig bekannten indiſchen Seethiere, zur Ausführung zu bringen. Insbeſondere war ich höchſt geſpannt, diejenigen Thierclaſſen, mit deren Studium ich mich ſeit mehreren Decennien beſonders eingehend befaßt hatte: Moneren und Radiolarien, Spongien und Korallen, Meduſen und Siphonophoren, an den Geſtaden von Ceylon weiter zu erforſchen; ich durfte hoffen, hier ganz neue Geſtaltungsverhältniſſe zu finden, welche dieſelben unter dem Einfluſſe der Tropenſonne und der indiſchen Lebensbedingungen entwickeln.

Die Bedingungen, unter denen die genannten Seethierclaſſen zu ihrer vollen Entwickelung gelangen, ſind vielfach eigenthümlich und es iſt keineswegs gleichgültig, welchen Küſtenort wir zu ihrer Erforſchung aufſuchen. Nicht allein die verſchiedene Beſchaffenheit des Meerwaſſers — Salzgehalt, Reinheit, Temperatur, Strömung, Tiefe des Meeres, — ſondern

gleicherweise (und oft in höherem Maße) die Beschaffenheit der benachbarten Küste (ob felsig oder sandig, aus Kalk oder Schiefer gebildet, ob reich oder arm an Vegetation) wirkt vielfach und bedeutend auf die Entwickelung der marinen Fauna. Insbesondere kann der geringere oder größere Zufluß von Süßwasser, sowie die schwächere oder stärkere Brandung der Wellen, die Existenz gewisser Seethiergruppen ebenso begünstigen, wie sie diejenige von anderen Gruppen verhindert. Für die massenhafte Entwickelung derjenigen Abtheilungen von schwimmenden Seethieren, deren Untersuchung mir besonders interessant war; Radiolarien, Medusen, Siphonophoren, sind vorzüglich günstig Meeresbuchten mit tiefem, klarem und stillem Wasser, geschützt durch vorspringende felsige Landzungen, frei von größeren Süßwasser-Zuflüssen, und ausgestattet mit Strömungen, welche schwimmende Seethierscharen hineinführen. Solchen günstigen Verhältnissen verdanken z. B. im Mittelmeer das Hafenbecken von Messina, der Golf von Neapel, die Bucht von Villafranca den großen Ruf, in dem sie seit Jahrzehnten bei uns Zoologen stehen.

Ein Blick auf die Karte von Indien belehrt uns nun, daß dergleichen geschützte Buchten hier äußerst wenig entwickelt sind, viel seltener und unbedeutender, als an den reich gegliederten und vielfach ausgeschnittenen Küsten unseres unvergleichlichen Mittelmeeres. An dem Gestade von Ceylon sind überhaupt nur drei solche Buchten vorhanden: an der südwestlichen Küste die beiden schönen Hafenbecken von Galla und Belligemma, an der nordöstlichen Küste der ausgezeichnete, große und inselreiche Golf von Trinkomalie. Dieser letztere wurde schon von Nelson für einen der besten Häfen der Welt erklärt. Die englische Regierung, die in allen Erdtheilen die wichtigsten, für ihre Weltherrschaft günstigsten Stützpunkte ebenso scharfblickend erkennt als zweckentsprechend und ausgibigst benützt, säumte nach der Besitzergreifung von Ceylon nicht, Trinkomalie zu dessen Kriegshafen zu erheben und mit

allen dazu gehörigen Vertheidigungsmitteln reichlichſt auszuſtatten. Schon die Holländer hatten auf zwei vorſpringenden Landzungen zum Schutze des Hafens zwei kleine Feſtungen erbaut: Fort Frederik im Nordoſten, Fort Oſtenburg im Süden. Von den Engländern wurden dieſe Fortificationen verſtärkt und weiter ausgebaut, ſowie auch für die Hebung der kleinen Stadt Vieles gethan. Trotzdem bleibt Vieles zu thun noch übrig, beſonders wenn man bedenkt, daß Trinkomalie der mächtigſte und wichtigſte Schutzhafen für das ganze engliſche Indien iſt. In dem Kampfe, welchen das britiſche Weltreich früher oder ſpäter um den Beſitz Indiens zu führen haben wird, dürfte dieſer feſte Platz vorausſichtlich die größte Rolle ſpielen.

Der Hafen von Trinkomalie, ausgezeichnet nicht allein durch ſeine Größe und Tiefe, ſondern auch durch ſeine reiche Küſtengliederung und durch eine Anzahl bewaldeter Inſeln, die ſeinen Eingang bewachen, läßt ſchon von vorn herein eine beſonders reiche Entfaltung des Seethierlebens erwarten. Und in der That ſcheinen viele Gruppen von Seethieren, vorzüglich die auf felſigem Boden kriechenden Weichthiere und Sternthiere (Mollusken und Echimodermen) hier eine größere Fülle verſchiedener Arten zu bilden, als an den meiſten übrigen Küſtenpunkten der Inſel. Insbeſondere iſt ſein Reichthum an ſchönen Conchylien, prächtig gefärbten Schnecken und zierlich geformten Muſcheln, ſeit langer Zeit berühmt. Auch haben einzelne Zoologen, welche Trinkomalie früher beſuchten, dort viele neue Thierformen entdeckt. Es war daher natürlich, daß ich auf dieſen Punkt vor allen anderen meine Aufmerkſamkeit richtete und wenigſtens einen Monat dort zu fiſchen beſchloß. Allein als es an die Ausführung dieſes Planes ging, ſtellten ſich leider unüberſteigliche Hinderniſſe derſelben entgegen.

Die Verbindung von Trinkomalie mit den Hauptſtädten der Inſel iſt noch heutzutage ſehr unvollkommen und läßt viel zu wünſchen übrig; ebenſowohl zu Waſſer als zu Lande. Für die projectirte Eiſenbahn von Kandy nach Trinkomalie iſt noch

Nichts geschehen. Da Kandy fast in der Mitte zwischen der westlichen und östlichen Küste liegt, und mit der ersteren durch die Colombo-Eisenbahn schon seit Jahren verbunden ist, so erscheint die Fortsetzung der letzteren nach der Ostküste als eine Nothwendigkeit, besonders Angesichts der hohen strategischen Bedeutung von Trinkomalie und der Vorzüglichkeit seines Hafens, der in mercantilischer Beziehung noch sehr wenig benutzt ist. Trotzdem kann man auch gegenwärtig von Kandy nach Trinkomalie nur auf beschwerlichen Wegen gelangen, welche tagelang durch dichte unbewohnte Wälder führen. Zudem war gerade Anfang December, als ich diese Reise unternehmen wollte, der Zustand jener Wege besonders schlecht. Die heftigen Regengüsse des Südwest-Monsuns hatten mehrere Brücken weggeschwemmt und ganze Strecken der Straße unfahrbar gemacht. Ich mußte fürchten, daß die Ochsenkarren, die meine 16 Kisten mit Instrumenten ꝛc. dorthin bringen sollten, unterwegs stecken bleiben oder nur unter großen Hindernissen und Beschädigungen Trinkomalie erreichen würden.

Nicht besser aber stand es leider mit dem Seewege. Die Regierung schickt allmonatlich einen kleinen Küstendampfer, den „Serendib", zweimal um die ganze Insel herum, einmal mit der nördlichen, das andremal mit der südlichen Hälfte beginnend. Dieser kleine Dampfer vermittelt die einzige regelmäßige und directe Communication zwischen den Hauptpunkten der Küste; im Uebrigen verkehren zwischen denselben nur unsichere und mangelhafte Segelboote. Nun wollte es aber das Mißgeschick, daß gerade zu jener Zeit, als ich auf dem „Serendib" nach Trinkomalie fahren wollte, derselbe im Sturme Havarie erlitten hatte und behufs Reparatur nach Bombay geschleppt worden war. Ich mußte also zunächst auf den Besuch von Trinkomalie verzichten und ihn auf spätere Zeit verschieben. Zu meinem großen Bedauern kam aber auch später in Folge anderer Hindernisse dieser Plan nicht zur Ausführung.

Zunächst blieb mir nichts Anderes übrig, als mich nach

der Südwestküste zu wenden, und mein zoologisches Laboratorium entweder in Galla oder in Belligemma aufzuschlagen. Galla (oder Point de Galle), die bedeutendste Hafenstadt der Insel, die bis vor wenigen Jahren die Hauptstation aller Indienfahrer und der gewöhnliche Ankunftsplatz der europäischen Reisenden war, bot mir den Vortheil europäischer Civilisation, leichtere Beschaffung der nöthigsten Hilfsmittel und beständigen Verkehr mit gebildeten Engländern. Ich konnte dort sicher darauf rechnen, in den schönen großen Hafen mit europäischen Booten zu fischen, auf den berühmten Korallenbänken eine Fülle interessanter Seethiere zu finden und diese mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit und Bequemlichkeit zu untersuchen und zu verpacken. Außerdem hatte ich den Vortheil, daß schon andere Zoologen vor mir dort gearbeitet und die Bekanntschaft mit Oertlichkeit und Thierwelt erleichtert hatten; insbesondere enthält Ransonnet's schönes Werk viele wichtige Bemerkungen über die dortigen Korallenbänke.

Ganz andere Verhältnisse mußte ich in Belligemma erwarten. Die schöne und geschützte Bucht dieses Ortes, fünfzehn Meilen südlich von Galla (halbwegs zwischen diesem und Matura, der Südspitze der Insel gelegen) besaß zwar bezüglich der Korallenbänke und der sonstigen topographischen und zoologischen Verhältnisse voraussichtlich viel Aehnlichkeit mit Galla; sie hatte aber, selten besucht und wenig erforscht, den großen Reiz des Neuen und Unbekannten voraus. Die tropische Vegetation und die ganze Scenerie war nach Allem, was ich darüber gelesen und gehört, noch schöner und reicher als in Galla. Ganz besonders aber reizte mich der Umstand, daß ich hier einmal auf einige Monate dem Zwange und der Unnatur unseres Culturlebens gänzlich entfliehen konnte; ich durfte hoffen, inmitten aller Reize der üppigsten tropischen Natur mich ungestört ihrem Genusse hinzugeben, und mitten unter einfachen Naturmenschen eine Vorstellung von dem geträumten paradiesischen Urzustande unseres Geschlechts zu ge-

winnen. Denn Belligemma ist nichts weiter als ein großes, rein singhalesisches Dorf, bewohnt von Fischern, Hirten und Bauern; seine 4000 braunen Einwohner, unter denen sich kein einziger Europäer befindet, leben nur zum kleineren Theil im Dorfe selbst, am Strande der malerischen Bucht, zum größeren Theile zerstreut in Hütten, welche sich auf einen großen Flächenraum des herrlichsten Cocoswaldes vertheilen. Ganz allein in dem einsamen und stillen Rasthause von Belligemma durfte ich außerdem hoffen, meine Arbeiten zusammenhängender und ungestörter auszuführen als in dem geselligen Galla unter vielen wohlwollenden Freunden und neugierigen Bekannten. Freilich mußte ich aber auch darauf gefaßt sein, für die Einrichtung meines zoologischen Laboratoriums und die Ausführung meiner Arbeiten hier auf viel größere Schwierigkeiten zu stoßen; möglicherweise konnten unvorhergesehene und unüberwindliche Hindernisse meine Pläne viel eher vereiteln als in Galla.

Nach längerem Schwanken, und nachdem ich alle für und wider sprechenden Gründe reiflich erwogen, entschied ich mich endlich für Belligemma, und ich hatte diese Wahl nicht zu bereuen. Die sechs Wochen, welche ich dort verlebte, überreich an den wunderbarsten Eindrücken, werden mir immer unvergeßlich sein und bilden in dem Kranze meiner indischen Reiseerinnerungen eine der duftigsten und buntesten Blumengruppen. Wenn ich auch für meine speciellen zoologischen Arbeiten Vieles besser und bequemer in Galla gefunden hätte, so gewann ich doch für meine allgemeine Naturanschauung und Menschenkenntniß weit mehr in dem reizenden Belligemma.

Natürlich mußte ich für einen längeren Aufenthalt in diesem einsamen Fischerdorfe zahlreiche Vorbereitungen treffen. Da das einzige Unterkommen in demselben durch das Regierungs-Rasthaus geboten wird und da der Aufenthalt in solchen Rasthäusern nicht über drei Tage dauern darf, so erbat ich zunächst die Erlaubniß, dasselbe für mehrere Monate bewohnen zu dürfen. Der Gouverneur von Ceylon, Sir James

Longden, an den ich von der engliſchen Regierung beſonders empfohlen war, und dem ich für ſeine freundliche Aufnahme hier meinen beſten Dank abſtatte, ließ mir ein Empfehlungsſchreiben an den Präſidenten der Südprovinz ausfertigen, in welchem mir nicht nur jene Erlaubniß gewährt, ſondern auch ſämmtliche Regierungsbeamten angewieſen wurden, mir in jeder Weiſe gefällig und dienſtbar zu ſein. Bei der muſterhaften Ordnung und Disciplin des Regierungsmechanismus, die in den engliſchen Colonien ebenſo wie im Mutterlande herrſcht, iſt eine ſolche officielle Empfehlung des Gouverneurs ein unſchätzbarer und oft ein unentbehrlicher Talisman. Ganz beſonders gilt das von Ceylon, da dieſe Inſel von der Regierung Indiens unabhängig iſt und unmittelbar unter dem Colonialminiſterium in London ſteht; der Gouverneur iſt ziemlich ~~mm~~unſchränkter Alleinherrſcher und kehrt ſich an die Beſchlüſſe ſeines bloß berathenden Parlamentes ſehr wenig. Man ſchiebt dieſer abſolutiſtiſchen Regierungsform, die gar nicht nach dem Geſchmacke der conſtitutionellen Engländer iſt, den größten Theil der vielen Mängel zu, unter denen die Verwaltung der ſchönen Inſel leidet. Einer der größten iſt aber jedenfalls der, daß der Gouverneur die Zügel der Regierung nicht länger als vier Jahre führen darf — ein viel zu kurzer Zeitraum, der ~~kaum~~ ausreicht, die Inſel gehörig kennen zu lernen. Allein unter den eigenthümlichen Verhältniſſen ihrer Bevölkerung, bei dem Umſtande, daß unter den $2^1/_2$ Millionen Einwohnern ſich nur 3000 Europäer befinden, iſt die Concentration der Regierungsgewalt in einer Hand auch in vieler Beziehung vortheilhaft. Im Allgemeinen gewann ich bei näherer Bekanntſchaft mit den Verwaltungsverhältniſſen die Ueberzeugung, daß auch hier, wie in den meiſten andern Colonien, der praktiſche Sinn der Engländer regelmäßig das Richtige trifft und die Verwaltung mit größerer Umſicht und Einſicht leitet, als es der Mehrzahl der andern Culturvölker möglich ſein würde.

Nachdem ich mich auch für Galla mit Empfehlungen verſehen und noch mancherlei Einkäufe für die Ausſtattung meines Aufenthalts in Belligemma beſorgt hatte, packte ich meine 16 Kiſten auf einen großen zweiräderigen Ochſenkarren, der dieſelben innerhalb 8 Tagen bis Galla befördern ſollte. Dieſe Bullock-Cart's ſind in ganz Ceylon, ſoweit Fahrſtraßen exiſtiren, die allgemein gebräuchlichen Laſtfuhrwerke. Die größten Karren nehmen bis 40 Centner Laſt auf ihre beiden gewaltigen Räder und werden von 4 ſtarken Buckelochſen (oder Zebus) der größten Raſſe gezogen. Das Joch der Deichſel wird nicht an der Stirn befeſtigt, ſondern einfach auf den Nacken gelegt, unmittelbar vor den Fetthöcker, der als Widerhalt dient. Der ganze Karren iſt von einem tonnenförmigen Dach überwölbt, das aus gekreuzten Blattfiedern der Cocospalme gefertigt iſt und deſſen dichtes doppeltes Geflecht die darunter geborgene Fracht auch vor den heftigſten Regengüſſen ſchützt. Matten aus gleichem Geflecht werden auch vorn und hinten vor dem Eingang des Gewölbes befeſtigt. Die Laſt muß kunſtrecht ſo gleichmäßig vertheilt werden, daß der Schwerpunkt in der Mitte über der Axe des Räderpaares ruht. Der Fuhrmann ſitzt vorn auf der Deichſel unmittelbar hinter den Ochſen oder geht zwiſchen ihnen; unaufhörlich treibt er die Thiere durch Rufen oder durch Reiben des Schwanzes zwiſchen den Hinterbeinen zu raſcherem Gange an. Hunderte ſolcher Ochſenkarren, bald mit zwei, bald mit vier Zebus beſpannt, bilden die beſtändige Staffage aller Landſtraßen. Dazwiſchen bewegen ſich dann in raſcherem Gange oder ſelbſt in munterem Trabe die kleinen Ochſendroſchken: „Bullock-Bandy's“ oder „Hackery's“; das ſind leichtere zweiräderige Karren derſelben Form, die von einem niedlichen ſchnellfüßigen Laufochſen gezogen werden.

Am 9. December verließ ich das freundliche Whiſt-Bungalow, begleitet von den herzlichen Wünſchen und guten Rathſchlägen meiner lieben Gaſtfreunde. Die Fahrt von Colombo

bis Galla bildet ein ſtehendes Lieblingscapitel in allen Reiſebeſchreibungen von Ceylon. Da bis vor wenigen Jahren alle Poſtdampfer zuerſt in Galla landeten und da der erſte Ausflug der Reiſenden ſtets von dort nach der Hauptſtadt gerichtet war, ſo wurden die Ankömmlinge auf dieſer Strecke zuerſt mit den Naturſchönheiten der Inſel bekannt. Allerdings ſind dieſelben aber auch hier im Ganzen recht reich und üppig entwickelt; der Cocospark mit ſeiner unendlichen Mannigfaltigkeit von reizenden Bildern, wie ich ſie zuerſt auf der Excurſion nach Kaduwella ſah, nimmt einen breiten Küſtenſtrich in dem ganzen ſüdweſtlichen Theile der Inſel ein. Bald ſchlängelt ſich die Straße mitten durch denſelben hin, bald berührt ſie unmittelbar die felſige oder ſandige Meeresküſte, bald durchſchneidet ſie dichtere Waldpartien, oder geht auf Brücken über die zahlreichen kleinen Flüſſe, die an der Weſtküſte münden.

Während früher die ganze Strecke von Colombo bis Galla nur mit Wagen befahren wurde, iſt gegenwärtig im erſten Drittel derſelben eine Eiſenbahn an die Stelle der Fahrſtraße getreten. Die Bahn hält ſich ebenfalls ganz nahe der Küſte, durchſchneidet faſt geradlinig in ſüdlicher Richtung den Palmenwald und endet vorläufig in Caltura. Die Fortſetzung der Bahn von hier nach Galla, die für letzteren Ort von größtem Vortheil ſein würde, iſt von der Regierung nicht geſtattet worden, aus Beſorgniß, daß dadurch Galla wieder ſich heben und einen Vorſprung vor der Hauptſtadt Colombo gewinnen könnte. Da der Verkehr zwiſchen beiden Städten ſehr lebhaft und in ſtetigem Wachsthum begriffen iſt, ſo kann über die gute Rentabilität der Eiſenbahn kein Zweifel ſein. Lediglich der maßgebende Wunſch, Colombo auf Koſten von Galla immer mehr zu heben, beſtimmt die Regierung, ſelbſt der wohlfundirten Geſellſchaft, die das Capital für den Bahnbau nachgewieſen hatte, die Conceſſion zu verweigern. Es iſt das ein beſtändiges Object vieler Klagen, die man allerorten auf dieſer Strecke hört. Der Reiſende iſt daher gezwungen, ent-

weder ein sehr theures Privatfuhrwerk zu miethen oder sich dem Postomnibus anzuvertrauen, der täglich von Galla nach Caltura und zurück fährt; aber auch dieser ist theuer und dabei nichts weniger als bequem.

Allerdings führt dieser Omnibus den stolzen Titel der „Königlichen Postkutsche“ (Royal Mailcoach) und zeigt auf seiner Thüre das englische Wappen mit der stolzen Ueberschrift: „Hony soit qui mal y pense!“ Diese Warnung klingt jedoch wie die reine Ironie Angesichts der Beschaffenheit der Kutsche selbst und der Pferde, die mit deren Beförderung gequält werden. Der leicht gebaute Wagen erscheint kaum für die Aufnahme von einem halben Dutzend Passagiere ausreichend, wird aber bei günstiger Gelegenheit auch mit der doppelten Zahl vollgestopft. Sowohl die beiden schmalen Bänke im engen Innenraum als auch die hinten angebrachte Bank werden dann mit je drei Personen besetzt, obgleich sie kaum für zwei hinreichend breit sind. Die besten Sitze bleiben noch die vorn auf dem freien Bock neben dem Kutscher, unter einem weit vorspringenden Schattendach. Hier genießt man den freisten Umblick in die herrliche Scenerie nach allen Seiten, und bleibt dabei von den starken, nichts weniger als angenehmen Düften verschont, welche die schwitzenden, mit Cocosöl gesalbten Singhalesen, in dem engen Innenraum zusammengepreßt, entwickeln. Dabei beträgt der Fahrpreis der fünfstündigen Omnibusfahrt für jeden „weißen“ Europäer 15 Rupien (= 30 Mark) — mithin für jede Stunde Fahrzeit 6 Mark! Der farbige Eingeborne zahlt nur die Hälfte.

Der unangenehmste Umstand bei dieser Omnibusfahrt, wie bei allen ähnlichen Postkutschenfahrten in Ceylon ist die gräuliche Quälerei der armen Postpferde. Die guten Singhalesen scheinen nämlich seit Alters her und bis auf den heutigen Tag keine Vorstellung davon zu haben, daß Rosselenken eine Kunst ist, die gelernt sein will; und daß die Pferde für das Wagenfahren eingelernt oder „angepaßt“ werden müssen. Viel-

mehr ſcheinen ſie anzunehmen, daß ſich das Alles von ſelbſt verſteht und daß die Thiere das Wagenziehen bereits durch Vererbung kennen. Ohne ſie daher gehörig einzufahren, werden die ungelernten Pferde in ein ebenſo unbequemes als unpraktiſches Geſchirr vor den Wagen geſpannt und nun ſo lange in der verſchiedenſten Weiſe gemartert, bis ſie aus Verzweiflung davon laufen. Da gewöhnlich dazu weder die lauteſten Zurufe noch harte Peitſchenſchläge ausreichen, ſo werden die mannigfaltigſten Marterwerkzeuge angewendet: die empfindlichen Naſenlöcher werden mit Haken auseinander geriſſen; die Ohren werden an Knebel befeſtigt und mittelſt dieſer um ihre Axe gedreht, als ob ſie aus dem Kopfe ausgeſchraubt werden ſollten; an den Vorderbeinen werden lange Stricke befeſtigt, an denen ein halbes Dutzend johlender und kreiſchender Jungen die armen Thiere vorwärts ziehen; andere zerren inzwiſchen hinten aus Leibeskräften am Schwanze und ſchlagen mit Stangen auf die Hinterbeine; ja bisweilen, wenn alles das nicht ausreicht, die gequälten Geſchöpfe zur Verzweiflung zu bringen und zum Fortrennen zu veranlaſſen, wird ihnen eine brennende Fackel unter den Bauch gehalten. Kurz, es wird keine Marter geſpart, welche jemals die heilige Inquiſition zur Bekehrung ungläubiger Ketzer angewendet hat; und wenn ich oft oben auf dem Bockſitze eine Viertelſtunde lang und länger dieſe abſcheuliche Thierquälerei mit anſehen mußte, ohne ſie hindern zu können, ſtieg immer unwillkürlich der Gedanke in mir auf, für welche Sünden dieſe armen Pferde geſtraft werden ſollten. Wer weiß, ob ähnliche Vorſtellungen nicht auch in den Köpfen der ſchwarzen Kutſcher und Pferdeknechte ſpuken, welche meiſtens dem Siva-Cultus und der Lehre von der Seelenwanderung anhängen. Vielleicht denken ſie, durch dieſe Martern ſich an den wandernden Seelen der grauſamen Fürſten und Krieger zu rächen, die früher die Peiniger ihres Volkes waren.

Entweder derartige Vorſtellungen oder gänzlicher Mangel

an Mitgefühl, — vielleicht auch die ſonderbare, ſelbſt in Europa zuweilen auftauchende Vorſtellung, daß die Thiere kein Gefühl beſäßen, — erklären es, daß die Singhaleſen dieſe und ähnliche Thierquälereien als eine Art amüſanter Unterhaltung betrachten. So ſind die armen Ochſen überall mit den rieſengroßen Namenszügen ihrer Beſitzer bezeichnet, die aus dem lebendigen Fell ausgeſchnitten werden. In den Dörfern an der Landſtraße, wo die Pferde gewechſelt werden, iſt die Ankunft der Poſtkutſche ſtets das wichtigſte Ereigniß des Tages und alle Einwohner ſtrömen neugierig zuſammen, theils um die durchkommenden Reiſenden zu muſtern und zu kritiſiren, theils um dem aufregenden Schauſpiel des Pferdewechſels beizuwohnen und ſich an dem Martern der neu eingeſpannten Thiere activ zu betheiligen. Sind dieſe dann endlich in der Verzweiflung zur Flucht gebracht, ſo rennen ſie gewöhnlich, von lautem Geſchrei des johlenden Volkes begleitet, in geſtrecktem Galopp oder in voller Carriere ſo lange als ihr Athem anhält und fallen dann erſt in langſameren Trab. Schweißbedeckt, mit ſchäumendem Munde und zitternden Gliedern, kommen ſie nach einer halben Stunde auf der nächſten Station an, wo ſie von ihren Leidensgefährten abgelöſt werden. Natürlich iſt dieſe Fahrmethode für die Reiſenden, die ſich der gebrechlichen Poſtkutſche anvertrauen, weder angenehm noch gefahrlos. Häufig wird die letztere umgeworfen und zerbrochen; die verzweifelten Pferde ſpringen nicht ſelten querfeldein oder drängen rückwärts den Wagen in ein Bananengebüſch oder in einen Graben hinein; ich gebrauchte daher in kritiſchen Momenten auf meinem hohen Bockſitze ſtets die Vorſicht, mich zum Sprunge bereit zu halten. Uebrigens iſt kaum zu begreifen, wie die engliſche Regierung, die ſonſt ſo ſtreng auf Ordnung und Zucht hält, dieſem Unfug der Thierquälerei nicht längſt ein Ende gemacht und namentlich für die armen Roſſe ihrer eigenen „königlichen Poſtkutſche“ durchgreifende Schutzmaßregeln ergriffen hat.

Großer Buddha, der du ſo ſehr beſtrebt warſt, das Elend dieſes Jammerdaſeins zu mindern und die Leiden der gequälten Geſchöpfe zu lindern, welchen großen Fehler haſt du begangen! Welche Wohlthat hätteſt du der gequälten Menſchheit und Thierheit erwieſen, wenn du ſtatt des thörichten Verbotes, ein Thier zu tödten, vielmehr das ſegensreiche Gebot erlaſſen hätteſt, kein Thier zu quälen! Das erſtere Verbot wird von den buddhiſtiſchen Singhaleſen in der Regel mit großer Sorgfalt befolgt, wenn auch mit vielen Ausnahmen. Sie ſehen es zwar ſehr gern, wenn der Naturforſcher ihnen die Affen und Flederfüchſe wegſchießt, welche ihre Bananen und Mangofrüchte ſtehlen; oder wenn der Pflanzer die Elephanten tödtet, welche ihre Reisfelder verwüſten, die Leoparden, welche ihre Ziegen verzehren, die Palmenmarder, welche ihre Hühner morden. Allein ſie ſelbſt weiſen in der Regel jede derartige Zumuthung mit Abſcheu von ſich, und hüten ſich ſehr, ein Thier direct zu tödten. Aus dieſem Grunde ſind auch die Mitglieder der Fiſcherkaſte meiſt Katholiken; ſie haben den Buddha-Glauben verlaſſen, um am Tödten der Fiſche keinen Anſtoß zu nehmen.

Bei der hartnäckigen Inſubordination, welche die indiſchen Pferde ihren Peinigern entgegenſetzen, und bei ihrer Neigung zu unvermutheten Seitenſprüngen, ſowie bei der verzweifelten Schnelligkeit ihres Laufes erfordert das Amt der Roſſelenker natürlich beſondere Geſchicklichkeit. Sowohl der Kutſcher als ſein Aſſiſtent, der Pferdeknecht, muß beſtändig auf ſeiner Hut ſein. Die Ausdauer und Behendigkeit des Letzteren iſt bewunderungswürdig; ganz nackt, nur mit einer Schwimmhoſe und einem umgehängten Poſthorn bekleidet, auf dem Haupte einen weißen Turban, läuft der ſchwarze Tamil lange Strecken neben dem dahinjagenden Wagen her, zieht dabei die Stränge der Pferde bald hier, bald dorthin, und ſchwingt ſich mitten im ſchnellſten Lauf auf den Wagentritt an der Deichſel. Wenn ein anderes Fuhrwerk entgegenkommt oder der Weg eine

plötzliche Biegung macht, ergreift er raſch den Kopf der Pferde und lenkt ſie mit gewaltigem Ruck nach der freien Seite. Wenn die Kutſche eine der langen hölzernen Brücken paſſirt, welche die breiten Flüſſe überſchreiten, hemmt er plötzlich den jähen Lauf der Thiere und führt ſie in bedächtigem Schritt über die lockeren und klappernden Holzſchwellen. Wenn ein Kind, wie es oft paſſirt, mitten über den Weg läuft, oder eine alte Frau dem Wagen nicht ausweicht, ſpringt der Pferdeknecht raſch entſchloſſen vor die Pferde und ſchiebt ſie mit kräftiger Hand hinweg. Kurz er muß beſtändig aufpaſſen und bei der Hand ſein.

Obgleich der Charakter der Landſchaft auf der ganzen, ſiebenzig engliſche Meilen langen Strecke zwiſchen Colombo und Galla derſelbe bleibt, ſo wird dennoch das entzückte Auge des Reiſenden nie ermüdet. Der unendliche Reiz der Cocoswälder und die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit in der Gruppirung und Abwechſelung ihrer Staffage läßt keine Gleichgültigkeit aufkommen. Die ſtechende Gluth der Tropenſonne wird nur ſelten läſtig, da ſie ſowohl durch die kühlende Seebriſe als den Schatten der Wälder bedeutend gemildert wird. Zwar liefert das zierliche Fiederwerk der Cocospalmen, wie der meiſten übrigen Palmen, nicht den dichten und erfriſchenden Schatten unſerer nordiſchen Laubwälder; denn durch die Spalten zwiſchen den Fiedern dringen allenthalben die Sonnenſtrahlen, wenn auch gebrochen, hindurch. Allein vielfach ſind die ſchlanken Stämme der Palmen mit den zierlichen Gewinden der kletternden Pfefferrebe und anderen Schlingpflanzen bedeckt; gleich den ſchönſten künſtlichen Guirlanden ſchwingen ſich die dicht beblätterten Ranken der letzteren von Krone zu Krone; von oben hängen ſie gleich prächtigen Ampeln frei herunter. Manche von dieſen Kletterpflanzen ſind mit den herrlichſten Blüthen geſchmückt, ſo die feuerrothe Prachtlilie, die blaue Thunbergia, die roſenrothe Bougainvillea, goldgelbe Schmetterlingsblüthen aus verſchiedenen Gattungen u. ſ. w.

Ferner ſtehen unter und zwiſchen den herrſchenden Palmen vielfach andere Bäume, ſo namentlich der edle Mango und der gewaltige Brodfruchtbaum mit ſeiner dichten, dunkelgrünen Krone. Der ſchlanke, ſäulengleiche Stamm des zierlichen Melonenbaumes (Carica papaya) iſt elegant getäfelt und mit einem regelmäßigen Diadem von breiten, handförmig eingeſchnittenen Blättern geziert. Verſchiedene Arten von Jasmin, von Orangen- und Limonenbäumen ſind über und über mit duftigen, weißen Blüthen bedeckt. Und dazwiſchen ſind nun die niedlichen, weißen oder braunen Hütten der Singhaleſen mit ihrer idylliſchen Staffage überall zerſtreut; man würde glauben, durch ein einziges, ununterbrochenes Dorf mit Palmengärten zu fahren, wenn nicht hier und da eine dichtere Waldpartie dazwiſchen träte, und dann wieder ein ländlicher Bazar mit einer Reihe zuſammengedrängter Häuſer uns in ein wirkliches, dichter bevölkertes Dorf hineinführte.

Dann wendet ſich ſtreckenweiſe der Weg wieder zum Meere und führt oft unmittelbar an der felſigen Küſte hin. Hier wechſelt weicher, flacher Sandſtrand mit felſigen Hügeln, und dieſe letzteren namentlich ſind mit den ſeltſamen Pandangs oder Schraubenbäumen maleriſch bekleidet. Die Pandangs (Pandanus odoratissimus) gehören zu den merkwürdigſten Charakterpflanzen der Tropen. Sie ſind den Palmen nahe verwandt und werden auch Schraubenpalmen oder (unpaſſender) Schraubenfichten (Screw-Pines) genannt. Der niedere, cylindriſche Stamm, der meiſt zwiſchen 20 und 40 Fuß Höhe erreicht, iſt vielfach verbogen und gabelförmig oder nach Art eines Armleuchters verzweigt. Jeder Zweig trägt am Ende einen dichten Buſch von großen, ſchwertförmigen Blättern (ähnlich den Dracaenen und der Yucca). Dieſe Blätter ſind bald ſeegrün, bald dunkelgrün, zierlich umgebogen, und am Grunde dergeſtalt ſpiralig geordnet, daß der Zweig einer regelmäßig gewundenen Schraube gleicht. An der Baſis der Blätterbüſche hängen weiße, wundervoll duftende Blüthen-

trauben oder große, rothe, einer Ananas ähnliche Früchte. Das Merkwürdigste an den Pflanzen sind aber zahlreiche dünne Luftwurzeln, die an vielen Stellen vom Stamme abgehen und sich nach unten gabelförmig verzweigen; unten am Boden angelangt, schlagen sie wieder Wurzeln und dienen als Stützpfeiler für den schwachen Stamm. Es sieht aus, als ob der Baum auf Stelzen ginge. Höchst phantastisch erscheinen diese Pandangs, wenn sie sich auf ihren Stelzbeinen hoch über niederes Buschwerk erheben, wenn sie zwischen den zerklüfteten Felsen des Seestrandes sich anklammern oder schlangenartig zwischen denselben auf dem Boden fortkriechen.

Der weiße Sandboden, welcher den flachen Meeresstrand bildet und mit dunkeln, felsigen Vorgebirgen vielfach wechselt, ist belebt von munteren, rasch entweichenden Sandkrabben, deren Schnellfüßigkeit ihnen den classischen Namen Ocypode eingetragen hat. Aber auch zahlreiche Eremitenkrebse (Pagurus) wandeln bedächtiger zwischen ihren leichtfüßigen Cousinen einher und schleppen das Schneckenhaus, in dem sie ihren weichen, empfindlichen Hinterleib verbergen, mit vieler Würde. Hier und da sind Strandläufer, zierliche Reiher, Regenpfeifer und andere Strandvögel mit Fischfang am Strande beschäftigt und machen den fischenden Singhalesen erfolgreich Concurrenz. Die Letzteren treiben ihr Gewerbe theils einzeln, theils in Gesellschaften; sie fahren dann meist in mehreren Canoes mit mächtigen Netzen hinaus, welche sie gemeinschaftlich an den Strand ziehen. Die Einzelfischer hingegen fangen ihre Beute mit Vorliebe in den Wellen der schäumenden Brandung, und es gewährt ein unterhaltendes Schauspiel, wie die nackten, braunen Gestalten, nur durch einen großen breitkrämpigen Strohhut gegen den Sonnenstich geschützt, kühn in die brandenden Wogen hineinspringen und die Fische mit einem kleinen Handnetz herausfangen. Das erfrischende Seebad scheint ihnen eben so viel Vergnügen zu machen, wie ihren kleinen Kindern, die schaarenweis am Strande spielen und schon mit sechs

oder acht Jahren ſich als Meiſter in der edlen Schwimmkunſt bewähren.

Gleich einem zierlichen, ſchmalen Atlasbande zieht ſich der weiße oder gelbliche Saum des Seeſandes oft ſtundenlang längs der vielfach eingeſchnittenen oder in ſchönen, flachen Bogen ausgerandeten Küſte hin und trennt die tiefblaue Fläche des indiſchen Oceans von den lichtgrünen Cocoswäldern. Dieſer Saum erſcheint um ſo reizender, als die ſchlanken Stämme der dicht gedrängten Cocospalmen ſtark über denſelben überhängen, gleich als ſtrebten ihre zierlichen Fiederkronen, die kühlende Seebriſe voll einzuathmen und die Fülle des Sonnenlichtes ungetheilt zu genießen. Dazu iſt der Boden zu ihren Füßen mit den ſchönſten Strandblumen geziert, unter denen beſonders drei hervortreten: die Geißfußwinde mit ihren zweilappigen Blättern und violettrothen Blüthen (Ipomoea pescapri), eine zierliche, roſenroth blühende Balſamine (Impatiens) und die ſtolze Trichterlilie von Ceylon (Pancratium ceylanicum); die ſtattlichen weißen Blüthen der letzteren, mit ſchmalen, überhängenden Blumenblättern, ſtehen in Dolden auf ſchlanken Stengeln von 6 — 8 Fuß Höhe. Demnächſt ſind es dann wieder vorzugsweiſe die herrlichen Pothos- oder Callapflanzen (Aroideae), die mit ihren gewaltigen Pfeilblättern den Weg verzieren. Wird die Sonnengluth gar zu unerträglich oder kommt plötzlich ein Regenſchauer, ſo bricht der Singhaleſe zu ſeinem Schutze einfach ein ſolches Caladiumblatt ab; es ſchützt beſſer als ein baumwollener oder ſeidener Schirm und iſt noch dazu auf das Zierlichſte mit hellen Aderfiguren, oft auch mit purpurnen Flecken bemalt. So wachſen in dieſem ſonnigen Paradieſe ſogar die Paraſols am Wege — oder vielmehr die „Entout-cas“, da ſie gleichzeitig ebenſo gute Regen- als Sonnenſchirme ſind!

Beſonders ſchöne Zierden der herrlichen Galla-Colombo-Straße ſind die zahlreichen Flußmündungen, welche den Cocospark unterbrechen, und die ausgedehnten Lagunen, welche

namentlich in ihrer nördlichen Hälfte (zwischen Colombo und Caltura) die Küstenflüsse in Communication setzen. Die früheren Herren der Insel, die Holländer, fanden an diesen Wasserstraßen, als Erinnerungen an ihr Heimathland, solchen Gefallen, daß sie ein förmliches Canalnetz herstellten und darüber die Landstraßen sehr vernachlässigten. Gleich den bekannten „Treckschuiten" der Niederlande, fuhren damals zahlreiche Frachtboote auf den Küstenlagunen von Ort zu Ort und vermittelten hauptsächlich ihren Verkehr. Seitdem die Engländer nun die vorzügliche Landstraße hergestellt haben, sind jene Wasserbahnen ziemlich außer Gebrauch gekommen. Aber mit den dichten Bambus- und Palmenwäldern ihrer Ufer, mit den reizenden kleinen Inseln und Felsgruppen, die in den spiegelnden Wasserbecken reichlich zerstreut sind, gewähren sie dem vorüber eilenden Reisenden eine Fülle verlockender Bilder besonders dort, wo über den dunkelgrünen, dichten Waldmassen sich ganze Schaaren schlanker Cocospalmen erheben — wie Humboldt treffend sagt: „ein Wald über dem Walde". Dazu bilden die aufsteigenden Hügelreihen in blauer Ferne einen passenden Hintergrund; hier und da treten auch die höheren Häupter des Berglandes darüber vor, unter allen immer am meisten auffallend der stattliche Kegel des Adams-Pik.

An den Mündungen der größeren Flüsse, deren man auf dieser Strecke eine ganze Anzahl überschreitet, nimmt die heitere Landschaft einen ernsteren Charakter an; die dunklen Mangrovenwälder machen sich da vorzugsweise geltend. Meist ist hier das Ufer dicht mit solchen Manglebäumen gesäumt, deren verzweigte Luftwurzeln ein undurchdringliches Dickicht herstellen; früher waren dieselben auch bevölkert von Crocodilen; jetzt sind diese vor der unaufhaltsam vordringenden Cultur nach dem oberen Theile der Flüsse zurückgewichen. Der stattlichste unter diesen Flüssen ist der prachtvolle Kalu-Ganga, der „schwarze Fluß", den ich später im größten Theile seiner Länge befuhr; in seiner letzten Strecke ist er so breit wie der Rhein bei Cöln. An

ſeiner Mündung liegt Caltura, ein großes Dorf, an welchem vorläufig die Eiſenbahn aufhört. Am ſüdlichſten Ende von Caltura wölbt ſich ein prachtvoller Benyan- (oder Benjamin-) Baum gleich einem Triumphbogen über der Landſtraße. Dieſer rieſige Feigenſtamm (Ficus indica) hat Luftwurzeln getrieben, welche auf der entgegengeſetzten Seite der Straße Grund gefaßt haben und zu mächtigen Stämmen herangewachſen ſind; dieſe bilden jetzt zuſammen mit dem Hauptſtamme einen hochgewölbten gothiſchen Bogen, um ſo maleriſcher, als zahlreiche paraſitiſche Farne, Orchideen, wilder Wein und andere Kletterpflanzen den Stamm überwuchert haben. In der Nähe am Strande entdeckte ich bei einem ſpäteren Beſuche von Caltura ein anderes Baumwunder, einen Gummibaum, deſſen Pfeilerwurzeln, vielfach gewunden und in Geſtalt hoher Bretterzäune aufſteigend, ein wahres Labyrinth bildeten; Schaaren von munteren Kindern ſpielten in den Niſchen zwiſchen den einzelnen Wurzellatten Verſtecken.

Ein anderer reizender Punkt iſt das Raſthaus von Bentotte, an welchem die „königliche Poſtkutſche" eine Stunde anhält, um die Fahrgäſte etwas ausruhen und ſich durch ein Frühſtück ſtärken zu laſſen. Eine beſondere Delicateſſe desſelben bilden die berühmten Auſtern des Ortes; man genießt ſie entweder friſch oder gebacken, auch wohl in Eſſig eingemacht. Das Raſthaus liegt reizend auf einem Hügel zwiſchen hohen Tamarindenbäumen und gewährt einen prächtigen Blick auf das ſonnenbeglänzte Meer und auf die Brücke, welche eine Flußmündung überſchreitet. Unterhalb der Brücke ſah ich nach eingenommenem Frühſtück dem Auſterfange zu und ſchlenderte dann noch eine Viertelſtunde durch den maleriſchen Bazar des langgeſtreckten Dorfes. Der Handel und Wandel in dieſen Bazaren ſtimmt ebenſo vortrefflich zu der idylliſchen Umgebung, wie die einfache Ausſtattung der indiſchen Hütten und die primitive Kleidung ihrer halbnackten Bewohner. Den weitaus bedeutendſten Handelsartikel bilden Reis und Körry als wichtigſte Nahrungsmittel, Betel und Areca als beliebteſte Genuß-

mittel. Dieſe ſowohl als die meiſten anderen Handelsartikel liegen in den einfachen Läden, deren einzige Oeffnung Thüre und Fenſter zugleich iſt, zierlich ausgebreitet auf den friſchgrünen Bananenblättern; abwechſelnd mit Haufen von Cocosnüſſen, prächtigen Bananen-Trauben und duftenden Ananas, den ſtärkemehlreichen Wurzeln der Yams, der Colocaſia u. ſ. w. Dazwiſchen erblicken wir die rieſigen Brodfrüchte und die nahe verwandten, oft 30—40 Pfund ſchweren Yackfrüchte, ferner als beſondere Delicateſſe die edle Mango und die feine Annona (den „Custard Apple“ der Engländer). Während uns an dieſen Fruchtläden, welche die Singhaleſen oft niedlich mit Blumen und Zweigen verzieren, der Duft der edlen Früchte anzieht, werden wir dagegen an anderen abgeſtoßen durch intenſive Gerüche, die nichts weniger als duftig ſind; hier liegen in Haufen aufgeſtapelt friſche und getrocknete Seethiere, hauptſächlich Fiſche und Krebſe; von letzteren ſind beſonders große Garnelen oder „Shrimbs“ beliebt, hier „Prawns“ genannt, wichtige Ingredienzien für die Reiswürze, den Körry.

Man würde ſehr irren, wenn man auf dieſen ſinghaleſiſchen Märkten den lauten Lärm und die wogende Unruhe ſuchte, welche das bunte Marktgetreibe der meiſten Völker, insbeſondere der ſüdeuropäiſchen, charakteriſiren. Wer z. B. den lebendigen Verkehr auf der reizenden Piazza dell' erbe in Verona, oder das lebhafte Gewimmel auf der Santa Luzia in Neapel kennt, der möchte denken, daß ein tropiſcher Bazar auf Ceylon noch einen viel höheren Grad des lebendigen Marktgewühles zeigte. Nichts von alledem! Der ſtille und ſanfte Charakter des Singhaleſenvolkes zeigt ſich auch in ihrem Handelsverkehr. Das Intereſſe an demſelben erſcheint ſowohl bei den Käufern als bei den Verkäufern gering; ſo gering wie der Werth der Kupfermünzen, um die man die ſchönſten Früchte kauft. Dieſe Münzen ſind, beiläufig bemerkt, Kupferſtücke von 1 Cent und von 5 Cents, von denen 100 (beziehungsweiſe 20) auf eine Rupie (oder einen indiſchen Silbergulden = 2 Mark) gehen; ſie tragen als Ge-

präge eine Cocospalme. Sind die Singhaleſen auch gegen den Werth des Geldes keineswegs gleichgültig, ſo bedürfen ſie deſſen doch in weit geringerem Maße als die meiſten übrigen Völker der Erde. Denn an wenigen Stellen derſelben ſchüttet die gütige Mutter Natur aus ihrem reichen Füllhorne eine ſolche unerſchöpfliche Fülle der edelſten Gaben ununterbrochen aus, wie es auf dieſer bevorzugten Inſel der Fall iſt. So viel Reis, als zum Leben abſolut erforderlich iſt, kann auch der ärmſte Singhaleſe mit leichter Mühe ſich erwerben: 10—15 Cents (oder ungefähr doppelt ſo viel Pfennige) ſind für den Tag ausreichend; der Reichthum an Früchten, welchen das Land ſchenkt, die Fülle von Fiſchen, welche das Meer liefert, iſt ſo groß, daß es auch an der Körryzuthat zum Reis und an mannigfacher Abwechſelung nicht fehlt.

Warum ſollten da die Singhaleſen das Leben ſich durch Arbeit ſauer machen? Nein, dazu beſitzen ſie viel zu viel Bequemlichkeit oder „Lebensphiloſophie“. Und ſo ſieht man ſie denn allenthalben in ihren einfachen Hütten zur behaglichſten Ruhe ausgeſtreckt oder plaudernd in Gruppen auf dem Boden hockend; die wenige Arbeit, welche ihr kleines Stück Gartenland erfordert, iſt in kürzeſter Friſt gethan, und die übrige Zeit gehört dem Spiele des Lebens. Und auch dieſes iſt nichts weniger als aufregend und leidenſchaftlich. Vielmehr erſcheint über das ganze Thun und Treiben dieſer glücklichen Naturmenſchen ein Zauber des Friedens und der Ruhe ausgebreitet, der uns abgejagte Culturmenſchen des neunzehnten Jahrhunderts gar ſeltſam und verführeriſch anmuthet.

Ihr beneidenswerthen Singhaleſen! Euch plagt weder die Sorge um den nächſten Tag, noch um die ferne Zukunft. Was Ihr für Euch und Eure Kinder zum Leben braucht, das wächſt Euch von ſelbſt in den Mund; und was Ihr ſonſt noch als Luxus begehrt, könnt Ihr mit leichteſter Mühe verdienen. Ihr ſeid wahrhaft „wie die Lilien auf dem Felde“, die rings um Eure einfachen Hütten wuchern; ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht,

und die himmliſche Natur ernährt ſie doch! Euch beſeelt kein politiſcher oder militäriſcher Ehrgeiz; keine angſtvolle Betrachtung über die wachſende Geſchäfts-Concurrenz oder das Fallen und Steigen der Papier-Courſe trübt Euren Schlaf. Jene höchſten Ziele des höheren Cultur-Menſchen, der Geheimeraths-Titel und der Ordens-Stern ſind Euch unbekannt. Und trotzdem freut Ihr Euch Eures Lebens! Ja ich glaube faſt, Ihr beneidet nicht uns Europäer um unſere tauſend überflüſſigen Bedürfniſſe; Ihr begnügt Euch damit, einfache Menſchen zu ſein, Natur-Menſchen, welche im Paradieſe leben und dies Paradies genießen! Wie Ihr da träumeriſch hingeſtreckt unter dem Palmendache Eurer Hütten liegt und das Spiel der zitternden Lichter zwiſchen den Fiedern der Cocos-Wedel betrachtet; wie Ihr Euch am unvergleichlichen Genuß des Betel-Kauens erquickt und dazwiſchen mit Euren niedlichen Kindern ſpielt; wie Ihr ein erfriſchendes Bad am Flußufer auf offener Straße nehmt und bei der folgenden Toilette bloß beſtrebt ſeid, den zierlichen Schildpatt-Kamm möglichſt blendend in den kunſtgerecht gewundenen Zopf zu ſtecken! Ja, welcher ſorgenſchwere Culturmenſch ſollte Euch da nicht um Euren naiven Naturzuſtand und Euren Paradieſes-Frieden beneiden?

Solche und ähnliche Betrachtungen erfüllten meine Seele, als ich auf der letzten Station vor Galla während des Pferdewechſels die Gruppen ruhender Singhaleſen betrachtete, die im Frieden ihrer Hütten unter Bananen-Schatten ſich ihres Daſeins erfreuten! Hier ſchien fürwahr der harte „Kampf ums Daſein“ aufzuhören; wenigſtens *ſchien* es ſo. Ich wurde erſt aus dieſen Träumen geweckt, als die beiden Roſſebändiger mich aufforderten, wieder meinen hohen Bockſitz einzunehmen. Die edlen Malabaren belehrten mich dann zugleich in gebrochenem Engliſch, daß es Zeit ſei, an das landesübliche Trinkgeld zu denken; nach der Ankunft in Galla ſeien ſie zu ſehr beſchäftigt und auch die Zeit zu kurz, um dieſen wichtigen Gegenſtand gehörig zu bedenken. Da ich bemerkt hatte, daß ein vornehmer, vorher aus-

gestiegener Singhalese als Trinkgeld Jedem der Beiden eine „Doppel-Anna", ein kleines Silberstück von 25 Pfennig Werth, verabreicht hatte, glaubte ich meinen höheren Werth als „weißer Mann" hoch genug zu taxiren, wenn ich das Vierfache dieser Summe gab, nämlich Jedem einen Schilling. Indessen sowohl der Kutscher als der Pferdeknecht wiesen ihren Schilling mit Entrüstung zurück und hielten mir eine Vorlesung über die Bedeutung meiner weißen Haut, die mir höchst schmeichelhaft war. Der Grundgedanke derselben bestand darin, daß jeder weiße „Gentleman" mindestens das Doppelte (eine Rupie) Jedem von ihnen als Trinkgeld verabreichen müsse, daß aber ein so weißer Mann, wie ich, mit blonden Haaren, jedenfalls zu einer der höchsten Kasten gehöre und demnach noch einen beträchtlichen Zuschlag zahlen müsse. Obwohl mir nun eine derartig hohe Taxation meiner hellfarbigen Persönlichkeit nur angenehm sein konnte, ließ ich mich doch zu weiteren Ueberschreitungen der „Weißen-Taxe" nicht bewegen, zahlte Jedem der beiden Rosselenker eine Rupie und hatte schließlich noch die Genugthuung zu hören, daß sie mich für einen vollendeten „Gentleman" erklärten. Angesichts der kostbaren Naturgenüsse, welche diese herrliche fünfstündige Wagenfahrt mir gewährt hatte, fand ich sogar den hohen Fahrpreis von 17 Gulden noch recht billig und bedauerte es trotz der Hitze und Ermüdung sehr, als gegen 4 Uhr der Leuchtthurm von Galla sichtbar wurde. Bald darauf rollte die Postkutsche polternd über die Zugbrücke des alten Festungsgrabens, dann durch einen langen dunklen Thorweg und hielt vor dem eleganten „Oriental Hotel" von Punto-Galla.

IX. Punto-Galla.

Auf einer vorspringenden felsigen Landzunge, welche von Westen her das geräumige, nach Süden offene Hafenbecken umfaßt, liegt stolz und schön Punto-Galla oder „Point de

Galle"; ſeit grauem Alterthume eine der wichtigſten und berühmteſten Städte von Ceylon. Der ſinghaleſiſche Name Galla bedeutet „Felſen", und hat keinen Zuſammenhang mit dem lateiniſchen Gallus, wie die erſten europäiſchen Beſitzer der Inſel, die Portugieſen annahmen; als Illuſtration dieſer falſchen Deutung findet ſich noch heute an der alten Stadtmauer das bemooſte Steinbild eines Hahnes, mit der Jahreszahl 1640.

Wie aus mehreren Zeugniſſen von Autoren des claſſiſchen Alterthums hervorgeht, war Galla ſchon vor mehr als zweitauſend Jahren ein bedeutender Handelsplatz und wahrſcheinlich durch lange Zeit die größte und reichſte Stadt der ganzen Inſel. Oeſtliche und weſtliche Hälfte der alten Welt reichten ſich hier die Hand; die arabiſchen Seefahrer, die vom rothen Meere und vom perſiſchen Golfe aus ſich ſo weit nach Oſten vorgewagt hatten, traten hier in Handelsverkehr mit den Malayen des Sunda-Archipels und mit den Chineſen des fernen Oſtens. Das öſtliche Tarſis der alten Phönicier und Hebräer kann nichts Anderes als Galla geweſen ſein; die Affen und Pfauen, das Elfenbein und Gold, welches jene Seefahrer aus dem ſagenreichen Tarſis holten, werden ſogar von den alten hebräiſchen Schriftſtellern mit denſelben Namen bezeichnet, welche noch heute die Tamils auf Ceylon dafür gebrauchen; die nähere Beſchreibung aber, welche ſie von dem vielbeſuchten Handelshafen Tarſis geben, paßt von allen Häfen der Inſel nur auf die ausgezeichnete „Felſenſpitze": Punto Galla.

Die natürlichen Vortheile der geographiſchen Lage von Galla, nahe der Südſpitze von Ceylon, unter 6 Grad nördlicher Breite, ſowie der klimatiſchen und topographiſchen Verhältniſſe (— vor Allem des prächtigen, nur gegen Süden geöffneten Hafenbeckens —) ſind ſo bedeutend und fallen ſo ſehr in die Augen, daß ſie dieſer ſchönen Stadt den natürlichen Vorrang als erſten Handelsplatz vor allen anderen Hafenſtädten der Inſel zu wahren ſcheinen. Allein die fortgeſetzten Bemühungen der engliſchen Regierung, die Hauptſtadt Colombo

auf Koſten von Galla zu heben, und beſonders die beſſere Verbindung von Colombo mit dem Inneren der Inſel, ſowie die größere Nähe der centralen Kaffee-Diſtricte, haben neuerdings Galla ſehr bedeutenden Abbruch gethan. Wie ſchon früher bemerkt, hat ſich daher in den letzten Jahren der größte Theil des Handelsverkehrs von da nach Colombo herüber gezogen, und der ſchöne Hafen von Galla iſt lange nicht mehr das, was er früher geweſen. Trotzdem wird Galla als bedeutendſter Handelshafen der Inſel nächſt Colombo ſeinen Rang behaupten, und insbeſondere wird es der natürliche Ausfuhrplatz für die reichen Producte der Südprovinz bleiben. Unter dieſen ſtehen oben an die mannigfachen Erzeugniſſe der Cocos-Palme: das treffliche Cocos-Oel, der Coir, die feſte Faſer der Nußſchale, die vielfach zu Stricken und Geweben verarbeitet wird, der Palmzucker, aus deſſen gegohrenem Safte Arrak deſtillirt wird, u. ſ. w. Früher ſpielte hier auch der Handel mit Edelſteinen eine große Rolle, wie in neueſter Zeit der Handel mit Graphit oder „Plumbago". Wenn man ſich endlich entſchließen wollte, die Eiſenbahn von Caltura bis Galla fortzuführen, und die Felſen und Korallen, die einen Theil des trefflichen Hafens gefährden, mit Dynamit wegzuſprengen, ſo könnte die verlorene Blüthe von Punto-Galla auf's Neue und glänzender wieder hergeſtellt werden.

Die Lage von Punto-Galla iſt ganz reizend und es iſt natürlich, daß faſt in allen früheren Reiſebeſchreibungen dieſer Punkt, auf dem die Europäer gewöhnlich zuerſt landeten, beſonders geprieſen und ausführlich beſchrieben wird. Die europäiſche oder „weiße Stadt" — das „Fort" — nimmt den ganzen Rücken der oben erwähnten, von Nord nach Süd vorſpringenden Landzunge ein und beſteht aus einſtöckigen Steinhäuſern, die von ſäulengetragenen Veranden umgeben und durch weit vorſpringende Ziegeldächer geſchützt ſind. Niedliche Gärten zwiſchen denſelben dienen nicht weniger zum Schmucke der Stadt, als breite Alleen von ſchattenſpendenden

Suriya-Bäumen (Thespesia populnea) und Malvenbäumen (Hibiscus rosa sinensis). Die letzteren vertreten hier die Stelle der Rosen; sie sind mit glänzenden frischgrünen Blättern und prächtigen rothen Blüthen dicht bedeckt, führen aber bei den Engländern den prosaischen Namen der Schuhblumen (Shoeflower), weil ihre abgekochten Früchte zum Schwarzfärben der Schuhe verwendet werden.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die protestantische Kirche, in hübschem gothischen Stile erbaut und auf einem der höchsten Punkte des hügeligen Forts gelegen, besonders aus. Ihre dicken Steinmauern erhalten den hochgewölbten, von schönen Bäumen umgebenen Raum herrlich kühl, und es war für mich eine wahre Erquickung, als ich an einem glühend heißen Sonntag Vormittag, ermüdet von einer weiten Excursion, vor den Helios-Pfeilen in diese schattenreiche Grotte flüchten konnte.

Gegenüber dieser Kirche steht das öffentliche Gebäude von Galla, das „Haus der Königin" (Queens-House). Früher diente es als Sitz des holländischen und später des englischen Gouverneurs. Reisende von hohem Range, oder mit besonderen Empfehlungen ausgerüstet, wurden vom Gouverneur hier gastlich aufgenommen. Daher ist das Regierungs-Gebäude von Galla mit seiner nächsten Umgebung gewöhnlich das erste Stück von Ceylon, welches in älteren Reisebeschreibungen geschildert und bewundert wird Von deutschen Reisenden haben Hoffmeister und Ransonnet dasselbe bewohnt. Seit einigen Jahren ist jedoch das „Haus der Königin" in Privatbesitz übergegangen und gehört jetzt dem ersten Handlungshause der Stadt, der Firma Clark, Spence u. Co. An den jetzigen Chef dieses Hauses, Mr. A. B. Scott, war ich von Freund St. freundlichst empfohlen worden und ich fand bei ihm die gastlichste Aufnahme. Von den prächtigen geräumigen Hallen des Queens-House stellte er mir zwei der besten, nebst einer luftigen schönen Veranda zur freien Verfügung und that außerdem Alles, mir

den Aufenthalt in Galla so angenehm und nützlich, als nur möglich zu machen. Nicht allein fühlte ich mich in dem liebenswürdigen Familienkreise des Mr. Scott bald wie zu Hause, sondern ich lernte auch in ihm selbst einen englischen Kaufmann kennen, dessen hohe und vielseitige Bildung seiner hervorragenden äußeren Stellung vollkommen entspricht. Derselbe bekleidet gegenwärtig mehrere Consulate, und es ist nur zu beklagen, daß ihm nicht auch die Vertretung unseres Vaterlandes zugefallen ist. Der gegenwärtige deutsche Consul in Galla, Mr. Vanderspaar, spricht weder Deutsch, noch zeigt er für Deutschland das geringste Interesse, und ich entnehme den Berichten früherer Reisenden die Notiz, daß bereits sein Vater und Vorgänger sich durch dieselben negativen Eigenschaften auszeichnete. Daß man zu wissenschaftlichen Zwecken eine Tropen-Reise machen könne, schien er nicht zu begreifen. Mr. Scott hingegen ist mehrere Jahre in Deutschland (u. A. längere Zeit auf der Handelsschule in Bremen) gewesen, spricht vollkommen Deutsch und ist von der deuschen Litteratur und Wissenschaft mit hoher Achtung erfüllt. Da ich nun das Glück hatte, hier als derzeitiger persönlicher Vertreter der letzteren angesehen zu werden, genoß ich die Vortheile seiner reichen Mittel in vollem Maße. Ich wurde in Folge dessen selbst wieder schwankend, ob ich nicht seiner gütigen Aufforderung folgen und statt in Belligemma, mein zoologisches Laboratorium in Queens-House für mehrere Wochen aufschlagen solle. Ich würde hier jedenfalls inmitten des angenehmsten europäischen Comforts und des freundlichsten Familienverkehrs mich weit behaglicher als unter den Indiern im Rasthause von Belligemma befunden und auch viele meiner wissenschaftlichen Zwecke weit leichter und bequemer erreicht haben. Indessen blieb ich dieser verlockenden Versuchung gegenüber standhaft und wurde dafür auch reichlich dadurch belohnt, daß ich die ursprüngliche Natur von Ceylon und seinen Eingeborenen dort weit besser kennen lernte, als hier in dem civilisirten Galla.

Die wenigen Tage, welche ich jetzt in Galla blieb, sowie einige weitere Tage, welche ich auf der Rückkehr von Belligemma im Hause von Mr. Scott zubrachte, wurden mit dessen umsichtiger Hilfe so gut benutzt, daß ich trotz der kurzen Zeit eine gute Uebersicht über die herrliche Natur seiner Umgebung und über den Reichthum seiner prächtigen Korallenbänke gewann. Zu jeder Stunde stand mir eine der beiden Equipagen von Mr. Scott zur Verfügung für meine Excursionen zu Lande, ebenso sein treffliches, mit drei Malabaren bemanntes Boot für die Ausflüge zu Wasser. Außerdem machte mich Mr. Scott mit mehreren angesehenen Engländern bekannt, die für meine wissenschaftlichen Zwecke von besonderem Nutzen sein konnten; von diesen bin ich namentlich Capitain Bayley und Capitain Blyth zu großem Danke verpflichtet.

Der erste und nächste Spaziergang, den man nach der Ankunft in Galla machen kann, ist ein Rundgang auf den hohen Wällen des Forts. Diese Wälle, von den Holländern aus Backsteinen sehr solid gebaut, fallen allenthalben steil in das Meer ab und gewähren auf der östlichen Seite eine prächtige Aussicht über den ganzen Hafen und die bewaldeten Hügel, welche denselben einschließen, überragt von den blauen Bergketten des fernen Hochlandes. Auf der südlichen und westlichen Seite hingegen erblickt man zu ihren Füßen die wundervollen Korallenbänke, welche die felsige, das Fort tragende Landzunge rings umgürten, und welche während der Ebbe einen großen Theil ihres blumenähnlichen Thierschmuckes durch das seichte Wasser hindurch schimmern lassen. Besonders prächtige Korallen-Gärten sieht man da in der Nähe des Leuchtthurms, der auf der südwestlichen Ecke des Forts sich erhebt.

Zwei alte dunkle Thore, deren Steinpfeiler gleich dem größten Theile der Wälle mit Farnen und Moosen üppig bewachsen sind, führen aus dem Innern des Forts in das Freie. Durch das östliche Thor gelangt man unmittelbar an den Quai des Hafens und auf den Molo, der hier ostwärts

in denſelben vorſpringt. Durch das nördliche Thor dagegen kommt man auf die grüne Esplanade, einen flachen, ausgedehnten, mit Raſen bewachſenen Spiel- und Exercierplatz, welcher das Fort von der „Pettah“ oder der „Schwarzen Stadt“ trennt. Die letztere beſteht größtentheils aus einfachen Hütten und Bazaren der Eingeborenen; ein Theil derſelben zieht ſich oſtwärts um den Quai des ſchönen Hafens herum; ein anderer Theil längs des Strandes und der Colombo-Straße. Beide verlieren ſich ohne ſcharfe Gränze in Häuſergruppen und einzelnen Hütten, die allenthalben in den umgebenden Cocoswäldern zerſtreut ſind, theilweiſe auch in das waldige Gartenland der aufſteigenden Hügel hinaufgehen. Auf einem der nächſtgelegenen Hügel erhebt ſich in ſchönſter Lage, dem Fort gegenüber, die katholiſche Kirche. Dieſelbe iſt mit einer katholiſchen Schule und Miſſionsanſtalt verbunden; in dem Vorſtande derſelben, Padre Palla (dem Nachfolger des angeſehenen, in früheren Reiſeberichten oft erwähnten Padre Miliani), lernte ich einen angenehmen und namentlich in muſikaliſcher Beziehung ſehr gebildeten Trieſtiner kennen; es gewährte ihm großes Vergnügen, daß ich mich in ſeiner geliebten italieniſchen Mutterſprache mit ihm über Trieſt und Dalmatien unterhalten konnte. Der wohlgepflegte Garten der Miſſion iſt gleich den meiſten Gärten in der paradieſiſchen Umgebung von Galla reich an den herrlichſten Erzeugniſſen der Tropenzone; jedem Botaniker und Pflanzenfreunde geht dabei das Herz auf.

Aber der reizendſte Punkt in der ganzen Umgebung von Galla iſt meinem Geſchmacke nach die Villa marina des Capitän Bayley. Dieſer unternehmende und vielſeitig thätige Mann war früher Schiffscapitän und iſt jetzt Agent der P.- and O.-Company. Mit feinem Naturſinn hat er ſich für den Bau ſeines Daheims einen Punkt ausgeſucht, wie er hier nicht ſchöner gefunden werden kann. Ungefähr in der Mitte der weiten Bogenlinie, welche nördlich das prächtige

Hafenbecken von Punto-Galla umfaßt, ſpringen ein paar hohe Gneisfelſen weit in das Meer vor; einige kleine Felſeninſeln, dicht mit Pandangs bewachſen, ſind ihnen unmittelbar vorgelagert. Einen dieſer Felſen nun (und zwar den am meiſten nach Oſten gelegenen) hat Capitän Bayley erworben und ſich darauf mit eben ſo viel Geſchmack als praktiſcher Ausbeutung der gegebenen Localität ein kleines Schloß nebſt Garten gebaut, ein wahres „Miramare von Galla". Sowohl aus den weſtlichen Fenſtern der Villa ſelbſt, als auch beſonders von der daran gelegenen Terraſſe genießt man eine Ausſicht auf die gegenüberliegende Stadt und den dazwiſchen gelegenen Hafen, die von keinem andern Ausſichtspunkt der Umgebung übertroffen wird. Der Leuchtthurm auf der Kante und die proteſtantiſche Kirche in der Mitte des Forts nehmen ſich vortrefflich aus; beſonders wenn die Morgenſonne über dieſelbe ihren Goldglanz ausſtrahlt. Einen prächtigen Mittelgrund liefern die maleriſchen ſchwarzen Felsinſeln, die mit den üppigſten Schraubenpalmen (Pandanus) phantaſtiſch verziert ſind; an ihrem Fuße liegen mehrere ſinghaleſiſche Fiſcherhütten. Für den Vordergrund endlich geben die zerklüfteten und wild aufeinander gethürmten ſchwarzen Felſen in der nächſten Umgebung der Villa ein groteskes Motiv ab; oder will man das Bild freundlicher haben, ſo nimmt man dazu ein Stück des reizenden, mit den ſchönſten Tropenpflanzen reich ausgeſtatteten Gartens.

Unter den vielen Zierden dieſes Gartens waren mir beſonders mehrere Prachtexemplare der ägyptiſchen Dhum-Palme intereſſant (Hyphaene thebaica). Der ſtarke Stamm dieſer Palme bildet nicht, wie bei den meiſten Bäumen dieſer Familie, eine ſchlanke Säule, ſondern iſt gabelförmig verzweigt, gleich den Drachenbäumen (Dracaena); jeder Aſt trägt eine Krone von fächerförmigen Blättern. Ich hatte dieſe ausgezeichnete Palme, die hauptſächlich in Ober-Aegypten wächſt, früher in dem arabiſchen Dorfe Tur, am Fuße des Sinai,

kennen gelernt und in meinen „Arabiſchen Korallen“ eine Abbildung derſelben gegeben (1876, Taf. IV, p. 28). Wie mußte ich daher erſtaunt ſein, dieſelbe hier in einem ſo veränderten Gewande anzutreffen, daß ich ſie kaum wiedererkennen konnte. Die Anpaſſung an die gänzlich verſchiedenen Lebensbedingungen hatte aus der ägyptiſchen Dhum-Palme in Ceylon einen ganz anderen Baum gemacht. Der mächtige Stamm erſchien mindeſtens doppelt ſo ſtark, weit kräftiger als in ſeinem Vaterlande; die Gabeläſte zahlreicher, aber kürzer und gedrungener, weit enger zuſammengedrängt; die rieſigen Fächerblätter weit größer, üppiger und fetter; auch die Blumen und Früchte, ſoweit ich mich wenigſtens erinnern konnte, ſchienen an Umfang und Schönheit bedeutend gewonnen zu haben. Jedenfalls hatte ſich der ganze Habitus des ſchönen Baumes in dem Treibhausklima von Ceylon ſo ſehr verändert, daß die ererbte Phyſiognomie desſelben in weſentlichen Zügen verwiſcht erſchien. Und das alles hatten die veränderten Anpaſſungsbedingungen, vor Allem die weit größere Quantität von Feuchtigkeit bewirkt, die von früheſter Jugend an auf den nordafrikaniſchen, des trockenen Wüſtenklimas gewohnten Baum eingewirkt hatten. Die ſtattlichen Bäume waren aus ägyptiſchem Samen gezogen, und hatten im Laufe von 20 Jahren eine Höhe von mehr als 30 Fuß erreicht!

Ein großer Theil der reizenden Villa wird von einem großartigen Farngarten eingenommen. Gerade die Farne gedeihen in dem natürlichen Treibhausklima der Inſel vorzüglich gut, und Capitän Bayley hatte neben einer Auswahl der ſchönſten einheimiſchen auch eine Anzahl merkwürdiger ausländiſcher Tropenfarne hier zuſammengeſtellt. Da konnte man mit einem Blick die ganze Fülle der zierlichen und mannigfachen Formen überſchauen, welche die gefiederten Wedel dieſer ſchönen Kryptogamen entwickeln; auch an ſtattlichen Baumfarnen, an zierlichen Selaginellen und Lycopodien fehlte es nicht. Nicht minder anziehend waren prächtige Schlingpflanzen,

herabhängend aus schönen, an der Decke befestigten Ampeln, Orchideen, Bromelien, Begonien u. s. w.

Aber auch für den Zoologen besitzt das Miramare von Galla, ebenso wie für den Botaniker, ein hohes Interesse. Eine kleine Menagerie unten im Hofe enthält mancherlei seltene Säugethiere und Vögel (u. A. einen neuholländischen Strauß, mehrere Eulen und Papageien und ein einheimisches Schuppenthier, Manis). Letzteres, sowie einige seltene Fische, hatte Capitän Bayley die Güte, mir zum Geschenk zu machen; wie er mir auch später zu Weihnachten ein paar interessante Loris (Stenops) nach Belligemma sendete. Aber weit anziehender noch als diese seltenen Thiere waren für mich die prachtvollen Korallen, die rings um die umgebenden Felsen in üppigster Fülle wucherten; sogar der kleine Hafen, den der Capitän für seine Barke eingerichtet hatte, und der steinerne Molo, auf dem man landete, erschienen dicht damit verziert; und ich konnte in wenigen Stunden hier meine Korallensammlung wesentlich bereichern. Auch ist ein großer Theil des mannigfaltigen Gethiers, das die ausgedehnten Korallenbänke bei Galla belebt, hier auf engem Raum zusammengedrängt zu finden: riesige schwarze Seeigel und rothe Seesterne, zahlreiche Krebse und Fische, bunte Schnecken und Muscheln, ferner seltsame Würmer verschiedener Classen und wie all' die bunte Gesellschaft heißt, die auf den Korallenstöcken und zwischen deren Aesten ihr Wesen treibt. Es würde sich daher die Villa des Capitän Bayley, die er gegenwärtig wegen seiner Uebersiedelung nach Colombo verkaufen will, ganz vorzüglich zur Anlage einer zoologischen Station eignen, zumal die bequem gelegene Stadt nur eine halbe Stunde entfernt ist.

Wandert man längs des felsigen Seestrandes noch weiter östlich um die Bucht von Galla herum, so gelangt man aufwärts steigend zu einem höheren Aussichtspunkte, der ebenfalls einen prächtigen Blick auf die Stadt und den Hafen gewährt, und mit Recht „Bella Vista" heißt. Hier hat sich ein

proteſtantiſcher Geiſtlicher, Reverend Marx, eine hübſche Villa gebaut und eine Miſſionsanſtalt eingerichtet. Die hohe Bergwand, die von hier aus nach Süden vorſpringt und die öſtliche Umfaſſungsmauer des Hafens bildet, iſt dicht bewaldet. Sie endigt in einer ſteilen Felſenſpitze, die dem Leuchtthurme öſtlich gegenüber liegt und vor Jahren einmal befeſtigt werden ſollte. Der Plan wurde ſpäter wieder aufgegeben. Einige eiſerne Kanonen ſchauen noch jetzt aus dem Gewirre der wuchernden Schlingpflanzen hervor; eine muntere Affenherde trieb auf denſelben ihr Spiel, als ich am Sonntag Nachmittag dort umherkletterte. Ein enger Pfad, den ich von dort aus weiter verfolgte, führte mich nach Süden, längs der ſteilen Felſenküſte, in einen dichten Wald, voll der prächtigſten Pandangs und Schlingpflanzen. Derſelbe wird von einer tiefen Schlucht durchſchnitten, in deren Grunde ein munterer Bach zum nahen Meere hinabſpringt. Nahe vor ſeiner Mündung fällt der Bach in ein natürliches Felſenbecken; das iſt ein Lieblingsplatz zum Baden für die Eingeborenen. Als ich unvermuthet aus dem Dickicht hervortrat, überraſchte ich eine Gruppe von Singhaleſen beiderlei Geſchlechts, die in dieſem „Onawatty-Baſſin“ luſtig umherplätſcherten.

Ein ähnliches natürliches Felſenbaſſin, aber von weit größerem Umfang und künſtlich noch erweitert, findet ſich unterhalb der vorhergenannten Felſenſpitze, dem Leuchtthurme ſchräg gegenüber. Dasſelbe heißt „Watering place“, weil ſeine reichen Quellen die meiſten Schiffe mit einem Vorrathe des beſten Trinkwaſſers verſorgen. Die ſteilen Felſenwände, die dies Baſſin umgeben, ſind mit ſtacheligen, wilden Dattelpalmen (Phoenix sylvestris), mit weißblütigen Aselepiadeen und mit graugrünen Euphorbienbäumen bewachſen. Dieſe Euphorbia antiquorum gleicht einem rieſigen Armleuchter-Cactus und trägt ihre ſteifen Aeſte in regelmäßigen Wirteln; ſie gehört nebſt ihrem Nachbar, dem ſtelzenfüßigen Pandang, zu den ſonderbarſten Gewächſen dieſer Wälder.

Einen ganz anderen Charakter als dieſe wilden, felſigen Berge im Südoſten von Galla zeigen die ſanften Thäler, welche ſich zwiſchen bewaldeten Hügelreihen im Norden der Stadt ausdehnen. Hier macht ſich wieder ganz der idylliſche Charakter der Südweſtküſte geltend. Der beliebteſte Ausflug nach dieſer Richtung iſt der Hügel von Wackwelle, auf deſſen Höhe ein reizender Fahrweg durch Cocospark hinführt. Er wird von Picknickpartien aus der Stadt viel beſucht und ſeit Kurzem hat hier ein ſpeculativer Wirth ſogar eine Reſtauration errichtet und läßt ſich von jedem Beſucher, auch wenn er Nichts verzehrt, einen Sixpence für den Genuß der hübſchen Ausſicht zahlen. Die letztere betrifft vorzugsweiſe das waldige breite Thal des Ginduraflusſes, welcher eine halbe Stunde nordwärts von der Stadt in das Meer ſich ergießt. Gleich einem blinkenden Silberbande windet ſich der Fluß durch die friſchgrünen Reisfelder, die „Paddy-Fields", welche die breite Thalſohle einnehmen. Die Abhänge ringsum ſind mit dem ſchönſten Baumwuchs geſchmückt. Zahlreiche Affen und Papageien beleben dieſelben. Im Hintergrunde erblickt man die blauen Berge des Hochlandes. Unter dieſen macht ſich in der Landſchaft von Galla durch ſeine ſonderbare Form beſonders der ſtattliche „Haycock" bemerkbar; er gleicht einem glockenähnlichen Heuſchober und hat davon ſeinen Namen erhalten. Weithin von ferne ſichtbar, dient er als Landmarke für die nahenden Schiffe.

Aber mehr noch als dieſes reizende Gartenland in der nächſten Umgebung von Punto-Galla intereſſirten mich die unterſeeiſchen Korallen-Gärten, welche ſein Fort einſchließen; ich bedaure es noch heute lebhaft, daß ich ihrem Studium nicht mehrere Wochen, ſtatt weniger kurzer Tage widmen konnte. Der Wiener Maler Ranſonnet war in dieſer Beziehung glücklicher. Er konnte während mehrerer Wochen, unterſtützt durch die beſten Hilfsmittel und namentlich durch eine vortreffliche Taucherglocke, die Korallenbänke von Galla

genau unterſuchen und hat von denſelben in ſeinem illuſtrirten Werke über Ceylon (Braunſchweig, Weſtermann 1868) eine vortreffliche Schilderung gegeben. Auf vier Farbendrucktafeln, für welche er die Skizzen unter Meer, in der Taucherglocke aufnahm, hat er das bunte Thierleben dieſer geheimnißvollen Korallenwelt recht anſchaulich wiedergegeben.

Schon vor neun Jahren, als ich im Frühjahr 1873 die Korallenbänke des rothen Meeres bei Tur, an der Sinaiküſte, beſuchte und dort zum erſten Male einen Blick in die wundervolle Geſtaltenwelt dieſer unterſeeiſchen Zaubergärten thun konnte, hatten dieſelben mein höchſtes Intereſſe erregt, und ich hatte verſucht, in meiner populären Vorleſung über „Arabiſche Korallen" (Berlin, 1876, mit fünf Farbendrucktafeln) die Organiſation dieſer merkwürdigen Thiere und ihr Zuſammenleben mit verſchiedenen anderen Geſchöpfen in kurzen Zügen zu ſchildern. Die Korallen von Ceylon, die ich jetzt zunächſt hier in Galla, ſpäter genauer in Belligemma kennen lernte, riefen mir jene herrlichen Erinnerungen lebhaft in das Gedächtniß zurück und bereicherten mich außerdem mit einer Fülle neuer Anſchauungen. Denn die indiſche Seethier-Fauna von Ceylon iſt zwar im Ganzen mit der arabiſchen des rothen Meeres ſehr nahe verwandt und beide haben ſehr viele Gattungen und Arten gemeinſchaftlich. Aber die Zahl und Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Lebensformen iſt in dem weiten Becken des indiſchen Oceans mit ſeiner verſchiedenartigen Küſtenentwickelung bedeutend größer, als in dem abgeſchloſſenen arabiſchen Golfe mit ſeinen einförmigen Lebensbedingungen. Auch fand ich die allgemeine Phyſiognomie der Korallenbänke an beiden Orten trotz aller gemeinſamen Züge doch verſchieden. Während diejenigen von Tur ſich durch vorwiegend warme Farbentöne, Gelb, Orange, Roth, Braun auszeichnen, herrſcht dagegen auf den Korallengärten von Ceylon die grüne Farbe in den mannigfachſten Schattirungen und Tönen vor. Gelbgrüne Alcyonien ſtehen neben ſeegrünen Heteroporen, malachitgrüne

Anthophyllen neben olivengrünen Milleporen, ſmaragdgrüne Madreporen und Aſtraeen neben braungrünen Montiporen und Mäandrinen.

Schon Rauſonnet (l. c. p. 134) hat mit Recht darauf hingewieſen, wie auffallend überhaupt in Ceylon die grüne Farbe allenthalben dominirt. Nicht allein erſcheint der größte Theil dieſer „immergrünen Inſel" das ganze Jahr hindurch mit einem unverwelklichen tiefgrünen Pflanzenteppich geziert, ſondern auch die Thiere der verſchiedenſten Claſſen, welche denſelben beleben, ſind zum großen Theile ganz auffallend grün gefärbt. Namentlich prangen viele der häufigſten Vögel und Eidechſen, Schmetterlinge und Käfer im glänzendſten Grün. Nicht minder ſind aber auch zahlreiche Meeresbewohner der verſchiedenſten Claſſen grün gefärbt, ſo namentlich ſehr viele Fiſche und Krebſe, Würmer (Amphinome) und Seeroſen (Actinia); ja ſogar Thiere, die anderwärts ſelten oder nie die grüne Livree tragen, ſind hier mit derſelben geſchmückt, ſo z. B. mehrere Seeſterne (Ophiura), Seeigel, Seegurken; ferner Rieſenmuſcheln (Tridacna) und Spiralkiemer (Lingula) u. dergl. mehr. Die Erklärung dieſer merkwürdigen Erſcheinung ergibt ſich aus der Darwin'ſchen Züchtungslehre, insbeſondere aus dem Anpaſſungsgeſetz der „gleichfarbigen Zuchtwahl oder ſympathiſchen Farbenwahl", welches ich in meiner „Natürlichen Schöpfungsgeſchichte" (VII. Aufl. S. 235) erläutert habe. Je weniger die beſtimmende Färbung eines Thieres von derjenigen ſeiner Umgebung abweicht, deſto weniger wird es von ſeinen Feinden bemerkt, deſto leichter kann es ſich unbemerkt ſeiner Beute nähern, deſto mehr iſt es mithin geſchützt und im „Kampfe um's Daſein" begünſtigt. Die natürliche Züchtung wird mithin die Uebereinſtimmung in der vorherrſchenden Färbung der Thiere und ihrer Umgebung beſtändig verſtärken, weil ſie den erſteren vortheilhaft iſt. Die grünen Korallenbänke von Ceylon mit ihren vorwiegend grünen Bewohnern ſind für dieſe Theorie eben ſo lehrreich, als die grünen Landthiere, welche die immer-

grünen Walddickichte der Insel beleben. Was aber die Reinheit und Pracht der grünen Farbe betrifft, so werden die letzteren von den ersteren sogar übertroffen.

Man würde indessen irren, wenn man aus diesem überwiegenden Grün auf eine ermüdende Monotonie des Colorits schließen wollte. Vielmehr wird man nicht satt, dasselbe zu bewundern, weil einerseits die mannigfaltigsten und schönsten Abstufungen und Modificationen darin zu verfolgen sind, und weil andererseits allenthalben lebhaft und buntgefärbte Gestalten darin zerstreut sind. Wie die prächtigen rothen, gelben, violetten und blauen Farben vieler Vögel und Insecten im dunkelgrünen Walde von Ceylon doppelt schön erscheinen, so auch die gleichen lebhaften Farben vieler Seethiere auf den Korallenbänken. Ganz besonders zeichnen sich durch solche Prachtfarben, verbunden mit zierlichster und höchst sonderbarer Zeichnung, viele kleine Fischchen und Krebschen aus, die zwischen dem Astwerk der vielverzweigten Korallenbäume ihre Nahrung suchen. Aber auch einzelne stattliche Korallen sind recht bunt und auffallend gefärbt, so z. B. viele Pocilloporen rosenroth, viele Sternkorallen roth und gelb, viele Heteroporen und Madreporen violett und braun u. s. w. Leider sind nur diese herrlichen Farben meistens sehr vergänglich und verschwinden bald, nachdem man die Korallen aus dem Wasser herausgenommen hat, oft schon bei bloßer Berührung. Die empfindlichen Thiere, die mit ausgebreitetem Fühlerkranze im schönsten Farbenglanze prangen, ziehen sich dann plötzlich zusammen und werden unansehnlich, trübe oder farblos.

Wenn nun schon die Farbenpracht der Korallenbänke und ihrer bunten Bewohner das Auge entzückt, so wird dasselbe doch noch weit mehr gefesselt durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, welche diese Thiere entfalten. Wie die strahlige Gestalt der einzelnen Korallenperson einer regelmäßigen Blume gleicht, so ahmt die zusammengesetzte Form der verästelten Stöcke diejenige der verzweigten Pflanzen, der

Bäume und Sträucher nach. Wurden ja doch eben deshalb die Korallen früher allgemein für wirkliche Pflanzen gehalten, und es dauerte lange, ehe man sich von ihrer wahren Thiernatur überzeugte.

Einen entzückenden und wirklich märchenhaften Anblick gewähren diese vielgestaltigen Korallengärten, wenn man bei ruhiger See während der Ebbe im Boote über dieselben hinfährt. In der unmittelbaren Umgebung des Forts von Galla ist der Meeresboden von so geringer Tiefe, daß man dann selbst die Spitzen der steinharten Thiergebilde mit dem Kiel des Bootes streift, und durch das krystallklare Wasser hindurch selbst oben, von den Wällen des Forts, die einzelnen Korallenbäumchen unterscheidet. Eine Fülle der schönsten und merkwürdigsten Gestalten ist hier auf so engem Raume vereinigt, daß ich im Laufe von wenigen Tagen eine prächtige Sammlung zu Stande bringen konnte.

Der Garten von Mr. Scott, in welchem mein gütiger Gastfreund mir dieselben zum Trocknen aufzustellen gestattete, bot in diesen Tagen einen wunderbaren Anblick. Die herrlichen Tropengewächse desselben schienen mit den fremden Seebewohnern, die sich zwischen sie gedrängt hatten, um den Preis der Schönheit und Farbenpracht zu streiten, und der glückliche Naturforscher, der trunkenen Auges zwischen ihnen auf- und abwanderte, mußte zweifelhaft bleiben, ob er der Fauna oder der Flora den ersten Preis der Schönheit zuerkennen solle. Die Korallenthiere des Meeres ahmten hier in wunderbarer Mannigfaltigkeit die Formen der schönsten Pflanzengebilde nach; und die Orchideen und Gewürzlilien des Gartens spiegelten umgekehrt die Gestalten der Insecten vor. Die beiden großen Reiche der organischen Welt schienen hier ihre Gestalten auszutauschen.

Die Mehrzahl der Korallen, welche ich in Galla und später in Belligemma sammelte, verschaffte ich mir mit Hilfe von Tauchern. Ich fand dieselben hier eben so geschickt und

ausdauernd, wie vor neun Jahren die arabiſchen Taucher in Tur. Mit einem ſtarken Stemmeiſen bewaffnet, löſten ſie die Kalkgerüſte ſelbſt größerer Korallenſtöcke unten, wo ſie auf dem Felsboden befeſtigt ſaßen, ab und hoben ſie mit großer Geſchicklichkeit zum Boote empor. Manche derſelben wogen 50—80 Pfund und es koſtete keine geringe Mühe und Sorgfalt, ſie unverſehrt in das Boot zu heben. Einige Korallenſtöcke ſind ſo zerbrechlich, daß ſie beim Herausnehmen aus dem Waſſer durch ihr eigenes Gewicht zuſammenbrechen, und ſo iſt es leider gerade bei manchen der zierlichſten Formen unmöglich, ſie unbeſchädigt nach Hauſe zu transportiren. Das gilt z. B. von gewiſſen zarten Turbinarien, deren blattförmige Stöcke in Geſtalt einer kegelförmigen Tüte aufgerollt ſind, und von den vielzackigen Heteroporen, welche einem coloſſalen Hirſchgeweihe mit hundert Aeſten gleichen.

Die volle Schönheit der Korallenbänke erblickt man übrigens nicht bei der Anſicht von oben, auch wenn man in ſeichtem Waſſer bei Ebbe unmittelbar über dieſelben hinfährt und ihre Spitzen mit dem Boote berührt. Vielmehr iſt es dazu erforderlich, ſelbſt in das flüſſige Element hinabzutauchen. In Ermangelung einer Taucherglocke verſuchte ich ſchwimmend den Grund zu gewinnen und die Augen unter Waſſer offen zu halten; bei einiger Uebung gelingt das leicht. Ganz wunderbar erſcheint dann der myſtiſche grüne Schimmer, der über dieſer ganzen unterſeeiſchen Welt ausgebreitet liegt. Das entzückte Auge wird durch die merkwürdigſten Lichteffecte überraſcht, ganz verſchieden von denjenigen der gewohnten Oberwelt mit ihrem „roſigen Licht.“ Und doppelt ſeltſam und intereſſant erſcheinen da unten die Formen und Bewegungen all' der tauſend verſchiedenen Thiere, von denen es in den Korallengärten wimmelt. Der Taucher befindet ſich in der That in einer neuen Welt. Gibt es doch eine ganze Anzahl von merkwürdigen Fiſchen, Krebſen, Schnecken, Muſcheln, Sternthieren, Würmern u. ſ. w., deren Nahrung ausſchließlich aus dem

Fleiſche der Korallenthiere beſteht, auf welchen ſie ihre ſtändige Wohnung haben; und gerade dieſe Koralleneſſer — die man eigentlich als „Paraſiten" bezeichnen kann — haben durch Anpaſſung an ihre abſonderliche Lebensweiſe die wunderlichſten Formen erworben; ſie ſind namentlich mit Schutz- und Trutzwaffen von der ſeltſamſten Geſtalt ausgerüſtet.

Wie aber der Naturforſcher in den Tropen „nicht ungeſtraft unter Palmen wandelt", ſo ſchwimmt er auch nicht ungeahndet unter Korallenbänken. Die Oceaniden, unter deren Hut dieſe kühlen Zaubergärten des Meeres ſtehen, bedrohen den fremden Eindringling mit tauſend Gefahren. Die Feuerkorallen (Millepora) ebenſowohl als die zwiſchen ihnen ſchwimmenden Meduſen brennen bei der Berührung gleich den ſchlimmſten Brennneſſeln. Der Stich der Floſſenſtacheln von manchen Panzerfiſchen (Synanceia) iſt eben ſo ſchmerzhaft und gefährlich als derjenige des Scorpions. Viele Krabben kneipen mit ihren mächtigen Scheeren auf das Empfindlichſte. Schwarze Seeigel (Diadema) bohren ihre fußlangen Stacheln, die mit feinen Widerhaken beſetzt ſind, in das Fleiſch des Fußes, wo ſie abbrechen und ſtecken bleiben; ſie verurſachen gefährliche Wunden. Aber am ſchlimmſten wird die Haut beim Fange der Korallen ſelbſt zugerichtet. Die tauſend harten Stacheln und Kanten, mit welchen ihr Kalkgerüſt bewaffnet iſt, verurſachen beim Verſuche, ſie abzulöſen und in das Boot zu ſchleppen, unzählige kleine Wunden. In meinem ganzen Leben habe ich keine ſo zerfetzte und geſchundene Haut gehabt, wie nach mehrtägigem Tauchen und Korallenfiſchen in Punto-Galla. Noch mehrere Wochen nachher hatte ich an den Folgen zu leiden. Aber was ſind dieſe vorübergehenden Leiden für den Naturforſcher im Verhältniß zu den märchenhaften Anſchauungen und Naturgenüſſen, mit denen ihn der Beſuch dieſer wunderbaren Korallenbänke für ſein ganzes Leben bereichert!

X. XI. XII.

Belligemma. Ein zoologiſches Laboratorium in Ceylon. Sechs Wochen unter den Singhaleſen.

X. Belligemma.

Bella gemma! „Schöner Edelstein"! Wie oft gedenke ich dein! Wie oft taucht jetzt schon, wenige Monate nachdem ich von dir scheiden mußte, dein unvergeßliches Bild vor mir auf und zaubert mir eine Fülle der schönsten Erinnerungen vor! Wie herrlich wird dieses Bild mir erst später, in wachsendem Reize erscheinen, wenn der blaue Duft der geheimnißvollen Ferne mehr und mehr sich über deine lieblichen Formen legt. Fürwahr, wenn man Ceylon das Diadem von Indien nennt, dann darfst du als einer der schönsten Edelsteine in diesem Diademe gepriesen werden: Bella gemma della Taprobane!

Der geneigte Leser wird mir hoffentlich verzeihen, wenn ich hier gleich das Geständniß einschalte, daß der Name Belligemma eigentlich anders geschrieben wird und etwas ganz Anderes bedeutet als „Bella gemma". Der singhalesische Name des Dorfes heißt ursprünglich Weligama und bedeutet: Sanddorf (Weli = Sand, Gama = Dorf). Allein die Engländer sprechen den Namen beständig „Belligemm" aus und so brauchen wir bloß ein a an die Stelle des i zu setzen, um zu dem italienischen Worte zu gelangen, das die seltene Schönheit des Ortes treffend bezeichnet. In meiner Erinnerung wenigstens bleibt das Bild von „Bella-Gemma" immer mit der Vorstellung eines auserlesenen Edelsteins von Naturpracht verknüpft; während

der ſandige Strand, der „Weligama“ ſeinen Namen gegeben hat, ganz darin zurücktritt.

Natürlich hatte ich in Punto-Galla und Colombo mich möglichſt gut über die Verhältniſſe von Belligemma zu unterrichten geſucht, nachdem ich einmal den Entſchluß gefaßt hatte, dort für ein paar Monate mein zoologiſches Laboratorium aufzuſchlagen. Allein trotz vielen Umherfragens hatte ich nicht viel mehr erfahren, als daß die Lage des Dorfes mitten im Cocoswalde ſehr ſchön, das geſchützte Hafenbecken reich an Korallen und das Regierungs-Raſthaus leidlich gut ſei: in negativer Hinſicht wurde mir mitgetheilt, daß weder irgend ein Europäer, noch irgend eine Spur von europäiſchem Comfort und gewohnter Civiliſation daſelbſt exiſtire. Alles das hatte, wie ich bald erfuhr, ſeine Richtigkeit. Jedenfalls ſchwebte alſo über meiner nächſten Zukunft der myſtiſche Schleier des Abenteuerlichen und Seltſamen; und ich bekenne, daß ich nicht ohne ein gewiſſes unheimliches Gefühl der Unſicherheit und der völligen Iſolirung am 12. December in Punto-Galla der europäiſchen Cultur Valet ſagte. Ich hatte ſchon in Colombo und noch mehr in Kandy erfahren, wie merkwürdig nahe auf Ceylon die unberührte Ur-Natur der europäiſchen Firniß-Cultur auf den Leib rückt, und wie die Diſtanz weniger Meilen den dichten Urwald von der bevölkerten Stadt trennt. Hier im ſüdlichſten Theile der Inſel konnte ich das noch in erhöhtem Maße erwarten. Meine ganze Hoffnung beruhte alſo einerſeits auf der Wirkſamkeit der officiellen Regierungs-Empfehlung, andererſeits auf meinem erprobten Reiſeglück, das mich bei derlei abenteuerlichen Wagniſſen noch niemals im Stiche gelaſſen hatte.

So beſtieg ich denn voll hochgeſpannter Erwartung am Morgen des 12. December in Galla den leichten Wagen, der mich längs der Südküſte nach Belligemma bringen ſollte. Es war Morgens 5 Uhr und alſo noch ganz dunkel, als ich das Fort verließ und durch die Pettah längs des Hafens nach Süden fuhr. Sanft ſchlafend lagen die Singhaleſen, in weiße Baumwoll-

tücher gehüllt, auf den Palmenmatten in ihren dunklen Hütten. Kein Laut war zu hören. Die tiefste Stille und Einsamkeit lagerte über der schönen Landschaft. Diese verwandelte sich aber mit einem Schlage, als der Zauberstab der aufgehenden Sonne sie plötzlich berührte. Ihre ersten blinkenden Strahlen weckten Leben und Bewegung in dem schlafenden Palmenwald. Einzelne Vögel ließen ihre Stimme in den Gipfeln der Bäume ertönen; die niedlichen Palmen-Eichhörnchen verließen ihr Nest und begannen ihre Morgenpromenade an den Cocosstämmen auf- und abwärts, und die träge „Cabragoya", die grüne Rieseneidechse (Hydrosaurus) streckte am Rande der Wassergräben ihre faulen Glieder. In den Gärten draußen, entfernter von der Stadt, sprangen muntere Affen auf den Fruchtbäumen umher, von denen sie sich soeben ihr Frühstück gestohlen hatten. Nun fingen auch die Singhalesen an munter zu werden und ganze Familien nahmen ihr Morgenbad ungenirt an der offenen Landstraße.

Zu den fremdartigsten Eindrücken, welche den Europäer in der Mitte der Tropenzone, so nahe dem Aequator, überraschen, gehört der Mangel der Dämmerung, jener duftigen Uebergangsperiode zwischen Tag und Nacht, die in unserer Naturanschauung und Poesie eine so große Rolle spielt. Kaum ist Abends die strahlende Sonne, die noch soeben die ganze Landschaft vergoldet hatte, in den blauen Ocean gesunken, so breitet auch schon die schwarze Nacht ihre sanften Fittige über Land und Meer; und ebenso plötzlich weicht die letztere Morgens wieder dem anbrechenden Tage. Aurora, die rosenfingerige Eos, hat hier ihre Herrschaft verloren. Um so größer erscheint freilich auch der Glanz des jungen Tages und um so prachtvoller das frische Morgenlicht, welches tausendfach gebrochen zwischen den feinen Fiedern der Palmwedel glitzert. Die zahllosen Thautropfen hängen gleich Perlen überall an der Spitze der Blattfiedern und die glatten Flächen der breiten frischgrünen Bananen- und Pothosblätter werfen das Licht gleich tausend Spiegeln zurück. Der sanfte Morgenwind vom Meere

RADCLIFFE

her ſetzt die zierlichen Formen in lebendige Bewegung und bringt zugleich erfriſchende Kühle. Alles athmet ein friſches und junges Leben voll Glanz und Pracht.

Die fünfzehn Meilen guten Weges zwiſchen Punto-Galla und Belligemma zeigen ganz denſelben Charakter, der früher von der Galla-Colombo-Straße geſchildert wurde; ſie bilden die direkte ſüdliche Fortſetzung dieſer herrlichen Küſtenſtraße. Nur erſcheint hier, weiter gen Süden, der prachtvolle Cocoswald womöglich noch glänzender und reicher als dort; insbeſondere bilden zahlreiche Schlingpflanzen zwiſchen den Palmenſäulen reizende Guirlanden, und die Bananengruppen, die Papaya- und Brodfruchtbäume rings um die Hütten, die zierlichen Manihot- und Yamsſtauden an deren Verzäunung, die rieſenblättrigen Caladien und Colocaſien am Wege erſchienen mir großartiger und kräftiger als je vorher. Dabei wird der Cocoswald häufig durch kleine Weiher belebt, die mit Lotosblumen und anderen Waſſerpflanzen bedeckt ſind; und dann wieder von reizenden Bächen durchfloſſen, deren Ränder dicht mit den zierlichſten Farnen geſchmückt ſind. Dann kommen dazwiſchen felſige Hügel, mit Schraubenpalmen oder duftigen Pandangs bedeckt; und damit wechſelnd lachender Sandſtrand voll der ſchönſten rothen Windlinge, weißer Lilien und anderer prächtiger Blumen. An den Mündungen der kleinen Küſtenflüſſe, die unſere Straße überſchreitet, erſcheinen wiederum die herrlichen Bambuſen und die dunkeln Mangroven; auch die ſeltſame ſtammloſe Nipapalme ragt mit ihren zierlichen Fiederkämmen aus dem Waſſer.

So wird das Auge nicht müde, an den ſchönſten Geſtalten der Tropenflora ſich zu weiden, und ich bedauerte es faſt, als nach mehreren Stunden ſchneller Fahrt mein ſchwarzer Tamil-Kutſcher auf ein entferntes, im Bogen vorſpringendes Felſenvorgebirge hinwies, mit den Worten: „Dahinter Weligama.“ Bald wurden die zerſtreuten Hütten am Wege zahlreicher und gruppirten ſich zu einer Dorfſtraße; beiderſeits friſchgrüne Reis-

felder, vom schönsten Walde unterbrochen. Die Steine der Mauern bestanden großentheils aus prächtigen Korallenblöcken. An einer Biegung des Weges erschien links auf einer Anhöhe ein stattlicher Buddha-Tempel, mit Namen: Agrabuddha-Ganni, seit alten Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort. Gleich darauf zeigte sich zur Rechten des Weges, von Kittulpalmen überschattet, die colossale, in dem schwarzen Felsen ausgemeißelte Reliefstatue eines altberühmten Königs, Cutta Raja. Sein gewaltiger Leib ist mit einem Schuppenpanzer bedeckt und mit einer Mitra gekrönt. Er wird in alten Chroniken nicht nur als Eroberer, sondern auch als Wohlthäter der Insel gepriesen; namentlich soll er zuerst den Gebrauch der Cocosnuß eingeführt haben. Bald darauf fuhren wir durch einen kleinen Bazar und nach wenigen Schritten hielt mein Wagen vor dem spannungsvoll erwarteten Rasthaus von Belligemma.

Eine dichte braune Volksmenge stand voller Neugierde vor dem Thore, welches die Umzäunung des Rasthausgartens schließt, versammelt. Unter ihnen bemerkte ich eine Gruppe von vornehmen Eingeborenen im höchsten Staate. Der Präsident der Südprovinz (— oder der „Governments-Agent", wie sein bescheidener Titel lautet —) hatte dem Befehle des Gouverneurs zufolge dem Gemeindevorstand des Dorfes meine bevorstehende Ankunft angezeigt, ihn angewiesen, mich bestens zu empfangen und mir in jeder Weise behilflich zu sein. Der erste Häuptling oder der „Mudlyar", ein stattlicher Mann von etwa 60 Jahren, mit gutmüthigen, freundlichen Mienen und starkem Backenbarte, trat auf mich zu und begrüßte mich mit einer feierlichen Anrede in gebrochenem Englisch; er versicherte mir in höflichster und würdigster Form, daß sein ganzer „Korle" oder Dorfbezirk sich durch meinen Besuch hochgeehrt fühle und daß die 4000 braunen Bewohner desselben sich bemühen würden, mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen; er selbst sei jeder Zeit zu meinem Dienste bereit. Ein kräftiger Pauken- und Trommeltusch, ausgeführt von mehreren im Hintergrunde kauernden Tam-Tam-

Schlägern, bekräftigte am Schluſſe der feierlichen Empfangsrede deren officielle Bedeutung.

Nachdem ich geantwortet und gedankt hatte, folgte die Vorſtellung der Honoratioren, welche das feierliche Gefolge des Mudlyar bildeten: des zweiten Häuptlings (Aretſchi), des Zolleinnehmers oder Collectors und des Doctors; an dieſe wichtigen Regierungsbeamten ſchloſſen ſich dann noch mehrere der angeſehenſten Einwohner des Dorfes an, Alle in liebenswürdigſter Weiſe mich ihres guten Willens und ihrer hilfsbereiten Unterſtützung verſichernd. Ein Trommeltuſch der Tam-Tam-Schläger am Schluſſe jeder Rede diente dazu, ihre ſchönen Verſprechungen zu beſiegeln. Der Doctor und der Collector, die beide geläufig Engliſch ſprachen, dienten mir als Dolmetſcher zum Verſtändniß der ſinghaleſiſchen Reden. Die umgebende Volksmaſſe hörte mit ſtiller Spannung zu und muſterte meine Perſon und meine Reiſeeffecten mit größtem Intereſſe.

Die ganze Empfangsfeierlichkeit war um ſo ſeltſamer, als die Tracht der meiſten Standesperſonen von Belligemma ein komiſches Gemiſch von europäiſchem und ſinghaleſiſchem Coſtüm zeigte; das erſtere für die obere, das letztere für die untere Hälfte des Körpers beſtimmt. Fangen wir von oben an, ſo erfreut unſer Auge zunächſt ein hoher engliſcher Cylinderhut, unter allen Kopfbedeckungen unzweifelhaft die häßlichſte und unpraktiſchſte. Da die Singhaleſen aber ſehen, daß bei allen feierlichen Gelegenheiten die Europäer dieſes Cylinder-Epithel als ein unentbehrliches Emblem des höheren Gentleman betrachten, und dasſelbe ſelbſt bei der größten Hitze nicht fehlen darf, ſo würden ſie es für einen gewaltigen Etiquettefehler halten, auf dieſe ſonderbare Zierde zu verzichten. Das gutmüthige braune Geſicht, welches dieſer ſchmalkrämpige Schornſtein nur wenig beſchattet, wird von einem ſtattlichen, ſchwarzen Backenbart eingerahmt; dieſer iſt am Kinn in der Mitte ausgeſchnitten und beiderſeits von mächtigen weißen, oben ſpitz vorſpringenden „Vatermördern“ überragt; darunter ein bunt-

seidnes Halstuch in zierlicher Schleife. Endlich fehlt nicht der schwarze Frack mit schmalen Schößen, ebenso wenig wie die weiße Weste darunter, mit bunten Steinen und Goldschmuck verziert. Dagegen prangt nun an Stelle der Beinkleider die echt nationale Bedeckung der unteren Körperhälfte der Singhalesen, der rothe oder rothbunte Comboi — eine breite Schürze, die an den rothen Rock der deutschen Bauernmädchen erinnert. Die zierlichen kleinen Füße, die darunter hervorschauen, entbehren jeder Bedeckung oder sind nur durch Sandalen geschützt.

Nach dem ersten freundlichen Empfange, der alles Gute versprach, führte mich mein neuer Beschützer in feierlichem Zuge durch das Thor in den lieblichen, von einer niedrigen weißen Mauer umschlossenen Garten des Rasthauses. Der erste Anblick des letzteren übertraf meine Erwartungen: ein stattliches, einstöckiges, steinernes Gebäude, von einer Veranda umgeben, deren weiße Säulen ein weit vorspringendes rothes Ziegeldach tragen. Der weite grüne Rasenplatz vor seiner breiten Ostfront ist in der Mitte mit einem prachtvollen Tiek-Baume geziert, dessen säulengleicher runder Stamm wohl 80—90 Fuß Höhe erreicht. Die kletternden Leguminosen, die denselben umschlingen, lassen oben an den aufstrebenden Zweigen reizende Festons herabfallen. An der Südseite des Rasthauses weideten ein paar Kühe friedlich auf dem grünen Rasen, der hier von einem halben Dutzend der prachtvollsten alten Brodfruchtbäume überschattet ist; während der knorrige dicke Stamm der letzteren und die mächtige Krone mit ihren weithinragenden Aesten an die schönsten Prachtexemplare unserer deutschen Eichen erinnern, verleihen ihnen dagegen die colossalen, dunkel glänzenden und tief eingeschnittenen Blätter, sowie die gewaltigen hellgrünen Früchte, ein weit stolzeres und imposanteres Aussehen.

Zwischen den dunklen Kronen dieser herrlichen Artocarpus-Riesen öffnet sich die freundlichste Aussicht auf das sonnige, fast kreisrunde Hafenbecken von Belligemma, auf dem soeben

zahlreiche Boote mit vollen Segeln vom Fiſchfange zurückkehren; das langgeſtreckte felſige Vorgebirge gegenüber, im Süden, iſt theils mit Djungle, theils mit Cocoswald bedeckt; die Hütten des Fiſcherdorfes Miriſſa ſchimmern von ſeinem weißen Strande herüber. Unmittelbar vor dem Raſthauſe aber, kaum zwei Minuten entfernt, liegt eine liebliche kleine Felſeninſel, Gan-Duva, ganz mit den ſchönſten Cocospalmen geſchmückt.

Indem wir weiter um das Raſthaus herumgehen, treten wir in den Fruchtgarten voll lachender Bananen und Manihotſtauden, der ſich weſtwärts hinter demſelben ausdehnt und an einen dicht bewaldeten Hügel anlehnt. Ein Nebengebäude an ſeinem Fuße enthält die Küche und einige Vorrathsräume, die mir für meine Sammlungen ſehr zu Statten kamen. Der erwähnte Hügel erhebt ſich an der Nordſeite des Raſthausgartens zu einer ſteilen Lehne, über der ſich der dichteſte, von Affen und Papageien bevölkerte Waldpark ausdehnt, während ihre Gehänge mit dem üppigſten Buſchwerk verziert und von einem Teppich dichter Kletterpflanzen überwuchert ſind.

Von der reizenden Lage und der idylliſchen Umgebung des Raſthauſes gleich beim erſten Anblick entzückt, wollte ich voll Spannung über die breite Freitreppe an der Oſtfront in das Innere eintreten. Da empfing mich unten an der Treppe mit einer neuen Begrüßungsrede (— halb Engliſch, halb Pali —) der Verwalter meines neuen Wohnſitzes, der alte „Reſthaus-Keeper". Beide Arme über der Bruſt gekreuzt, den braunen Oberkörper tief übergebeugt, faſt knieend, näherte ſich mir der würdige alte Greis mit der unterwürfigſten Miene und bat mich, mit dem einfachen Unterkommen in Belligemma fürlieb zu nehmen; was das Dorf von Reis und Curry, von Früchten und Fiſchen biete, das wolle er mir reichlichſt ſpenden; an Cocosnüſſen und Bananen ſei kein Mangel. Im Uebrigen ſolle ich Alles erhalten, was überhaupt hier zu bekommen ſei; und am bereitwilligſten Dienſte ſolle es nicht fehlen. Dieſe und andere ſchöne Dinge verſprach mir der alte Mann in

wohlgefügter Rede, die ſogar mit einigen philoſophiſchen Sentenzen gewürzt war. Indem ich nun dabei in ſein gutmüthiges breites Geſicht ſah und unter den kleinen Augen die kurze, breite, aufgeſtülpte Naſe betrachtete und unter den dicken Lippen den langen wirren Silberbart, fiel mir plötzlich die bekannte Büſte des alten Sokrates ein, die in manchem Stück an einen Satyrkopf erinnert; und da ich den langen finghaleſiſchen Namen meines philoſophiſchen Wirthes nicht behalten konnte, nannte ich ihn ſchlechtweg Sokrates. Dieſe Umtaufung rechtfertigte ſich ſpäter um ſo mehr, als der weiſe Alte in der That ſich vielfach als Philoſoph erwies; auch ſtand er mit der Reinlichkeit auf ſehr geſpanntem Fuße, was — wenn ich nicht irre — nicht minder bei ſeinem griechiſchen Vorbilde der Fall war.

Nun ſchien es, als ob ich gleich beim Eintritte in mein idylliſches Daheim die vertrauten Eindrücke des claſſiſchen Alterthums nicht los werden ſollte. Denn als mich Sokrates über die Freitreppe in den offenen Mittelraum des Raſthauſes hineinführte, ſtand da mit erhobenen Armen, in einer betenden Stellung, eine reizende, nackte, braune Figur, die nichts Anderes ſein konnte, als die berühmte Statue des betenden Knaben, des „Adoranten“. Wie erſtaunte ich aber, als die zierliche Broncestatue plötzlich lebendig wurde, die Arme ſenkend vor mir niederkniete, die ſchwarzen Augen bittend zu mir aufſchlug und dann ſtumm in demüthigſter Weiſe das ſchöne Haupt neigte, ſo daß die langen ſchwarzen Locken auf den Boden herabfielen. Sokrates belehrte mich, daß dieſer Knabe ein Pariah ſei, ein Angehöriger der niederſten Kaſte, der „Rodiah“, der frühzeitig ſeine Eltern verloren, und deſſen er ſich daher aus Mitleid angenommen habe. Er ſei ausſchließlich für meinen perſönlichen Dienſt beſtimmt, habe den ganzen Tag nur auf meine Wünſche zu achten, und ſei ein guter Junge, der ſicher ſeine Pflicht ordentlich üben werde. Auf die Frage, wie ich meinen neuen Leibpagen denn zu rufen habe, antwortete mir der Alte,

daß er Gamameda (oder „Mittendorf“) heiße (Gama = Dorf, Meda = Mitte). Natürlich fiel mir dabei sofort Ganymedes ein; denn einen edleren Körperbau, ein feineres Ebenmaß der zierlichen Glieder konnte der schöne Liebling des Zeus wohl nicht besessen haben. Da nun Gamameda gerade als Mundschenk eine vorzügliche Fertigkeit entwickelte, und es sich nicht nehmen ließ, mir jede Cocosnuß selbst zu öffnen, jedes Glas Palmwein selbst einzuschenken, so war es gewiß nur gerechtfertigt, daß ich ihn Ganymedes nannte.

Unter den vielen schönen Figuren, welche in meiner Erinnerung das Paradies von Ceylon beleben, ist Ganymedes mir eine der liebsten und wertheſten geblieben. Denn nicht allein erfüllte er seine Dienstpflichten mit der größten Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit, sondern entwickelte auch bald eine besondere Anhänglichkeit und Dienstwilligkeit für meine Person, die mich wahrhaft rührte. Der arme Junge war bisher, als unglückliches Glied der Rodiah-Kaste schon von Geburt an der tiefsten Verachtung seiner Landsleute geweiht, Gegenstand vielfacher Rohheiten und selbst Mißhandlungen gewesen; mit Ausnahme des alten Sokrates (— der ihn übrigens auch ziemlich barsch behandelte —) hatte sich vielleicht noch Niemand seiner angenommen. Es war daher offenbar für ihn ebenso überraschend als beglückend, daß ich ihm von Anfang an freundlich entgegenkam. Ganz besonders dankbar aber erwies er sich für folgenden kleinen Dienst. Wenige Tage vor meiner Ankunft hatte er sich einen Dorn tief in den Fuß gestochen; beim Herausziehen desselben war ein Stück abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben. Ich entfernte denselben durch eine ziemlich mühsame Operation und behandelte die schmerzhafte Wunde mit Carbolsäure so glücklich, daß sie schon nach kurzer Zeit geheilt war. Seitdem folgte mir der dankbare Ganymed wie mein Schatten und suchte mir alle Wünsche an den Augen abzusehen. Kaum hatte ich mich früh von meinem Lager erhoben, so stand er

ſchon vor mir mit der friſch geöffneten Cocosnuß, aus der er mir den kühlen Labetrunk des Morgens kredenzte. Bei Tiſch verwendete er kein Auge von meinen Bewegungen und wußte immer ſchon im Voraus, was ich begehrte. Zur Kühlung der Hitze zog er unermüdlich die Punka. Beim Arbeiten putzte er mir die anatomiſchen Inſtrumente und die Gläſer für das Mikroſkop. Glücklich aber war Ganymed, wenn es hinaus in den Cocoswald oder an den Seeſtrand ging, zum Malen und Sammeln, zum Jagen und Fiſchen. Wenn ich ihm dann erlaubte, den Malkaſten oder die photographiſche Camera zu tragen, das Jagdgewehr oder die Botaniſirtrommel umzuhängen, dann ſchritt er mit ſtrahlendem Antlitz hinter mir her, ſtolz herabblickend auf die verwunderten Singhaleſen, die in ihm nur den unwürdigen Rodiah geſehen hatten und eine derartige Auszeichnung unbegreiflich fanden. Beſonders ärgerlich war darüber mein Dolmetſcher, der neidiſche William; er ſuchte den guten Ganymed bei jeder Gelegenheit anzuſchwärzen, überzeugte ſich aber bald, daß ich meinem Liebling kein Leid anthun laſſe. Viele hübſche und werthvolle Erwerbungen meiner Sammlung verdanke ich nur dem unermüdlichen Eifer und der Geſchicklichkeit des letzteren. Mit dem ſcharfen Auge, der geſchickten Hand und der flinken Behendigkeit der ſinghaleſiſchen Kinder wußte er ſich ebenſo des fliegenden Schmetterlings wie des ſchwimmenden Fiſches zu bemächtigen, und bewunderungswürdig war ſeine Gewandtheit, wenn er auf der Jagd katzengleich einen hohen Baum erkletterte oder in das dichte Djungle ſprang, um die Jagdbeute herauszuholen.

Die Rodiahkaſte, zu welcher Gamameda gehörte, iſt zwar rein ſinghaleſiſchen Urſprungs, wird aber von allen Bewohnern der Inſel (— trotzdem hier das Kaſtenweſen lange nicht ſo ſchroff als auf dem indiſchen Feſtlande entwickelt iſt —) als eine ſehr tief ſtehende verachtet, gleich den Pariah. Die Angehörigen derſelben treiben meiſtens nur Gewerbe, welche als verächtlich gelten; dazu gehört ſonderbarer Weiſe das Waſchen.

Kein Indier höherer Kaſte wird mit einem Rodiah in nähere Gemeinſchaft treten. Als ob aber die gütige Mutter Natur das ſchwere Unrecht, das ſo einem ihrer Kinder geſchieht, wieder gut machen wollte, hat ſie die armen verſtoßenen Rodiah nicht allein mit der großen Glücksgabe der Zufriedenheit und Genügſamkeit ausgeſtattet, ſondern ihnen auch das anmuthige Geſchenk eines beſonders ſchönen Körperbaues verliehen; und da ſie nur die nothdürftigſte Kleidung tragen, hat man ſtets Gelegenheit, denſelben zu bewundern. Sowohl die Knaben und die Jünglinge als auch die jungen Mädchen ſind durchſchnittlich von ſtattlicherem Wuchs und edlerer Geſichtsbildung, als die übrigen Singhaleſen; vielleicht iſt es gerade dieſer Umſtand, der den Neid und Haß der letzteren erregt.

Im Allgemeinen iſt auf Ceylon überhaupt das ſtarke Geſchlecht zugleich das ſchöne; und ganz beſonders zeichnen ſich die Knaben durch einen gewiſſen ſchwärmeriſchen Ausdruck der edlen ariſchen Geſichtszüge aus. Vorzüglich ſpricht ſich dieſer in dem feingeſchnittenen Munde und in dem tiefdunklen, ſeelenvollen Auge aus, welches mehr verſpricht, als das Gehirn hält; dazu iſt das ſchöne Oval des Geſichts von einer dichten Fülle langer rabenſchwarzer Locken eingerahmt. Da die Kinder beiderlei Geſchlechts (wenigſtens auf den Dörfern) bis zum achten oder neunten Jahre ganz nackt gehen oder nur einen ſchmalen Lendenſchurz tragen, ſo bilden ſie die paſſendſte Staffage zu der paradieſiſchen Landſchaft; oft meint man, lebendige griechiſche Statuen vor ſich zu haben. Ranſonnet hat auf Taf. IV ſeines Werkes über Ceylon in der Abbildung eines vierzehnjährigen Knaben Siniapu jene charakteriſtiſchen Züge ſehr gut wiedergegeben. Dieſem ganz ähnlich war auch Gamameda, nur hatten ſeine Züge noch etwas Weicheres und Mädchenhafteres, erinnernd an Mignon.

Im Alter verliert ſich der Reiz jener milden und anmuthigen Geſichtsbildung ganz, beſonders beim weiblichen Geſchlecht, und es tritt eine gewiſſe Härte oder Stumpfheit

und Ausdruckslosigkeit an deren Stelle. Oft springen auch die Knochentheile des Gesichts dann sehr unangenehm hervor. Ein auffallendes Beispiel solcher Häßlichkeit bot der alte Babua, die dritte Persönlichkeit, die sich mir im Rasthause vorstellte, und zwar als dessen Koch. Der hagere Alte mit seinen dürren Gliedern entsprach keineswegs dem behaglichen Bilde, welches wir uns gewöhnlich von einem wohlbeleibten Koch machen; vielmehr erinnerte er an die vierhändigen älteren Vorfahren des Menschengeschlechts; und wenn er den breiten Mund seines hageren, dunkel broncegelben Gesichts zu einem grinsenden Lächeln verzog, bekam er viel Aehnlichkeit mit einem alten Pavian. Es war daher ein komischer Zufall, daß der Name Babuin in der That der systematische Name einer broncefarbigen Pavianart ist (Cynocephalus Babuin). Im Uebrigen war der alte „Hundskopf" mit seinem mächtigen Unterkiefer und der niedrigen Stirn (— vielleicht mit einem Antheil Negerbluts in seinen Adern —) ein sehr harmloser und gutmüthiger Gesell. Sein Ehrgeiz war befriedigt, wenn er mir zu dem tagtäglich zweimal aufgetragenen Reis irgend eine neue Curry-Art als Würze vorsetzte und ich dieselbe lobte. Etwas mehr Reinlichkeit in seiner primitiven Küche wäre freilich bei ihm ebenso wie bei Sokrates sehr erwünscht gewesen.

Zu diesen drei ständigen Bewohnern des Rasthauses kam nun noch als vierter dienstbarer Geist mein Dolmetscher, Namens William. Ich hatte denselben (zunächst für einen Monat) in Punto-Galla engagirt. Meine englischen Freunde hatten mir dort zwar, der Landessitte entsprechend, gerathen, mehrere Diener für den Aufenthalt in Belligemma zu miethen: einen als Dolmetscher, einen zweiten als Jäger, einen dritten als Leibdiener u. s. w. Ich hatte aber schon zu viel von der Last und dem Aerger der vielen Diener in Indien kennen gelernt, um an dieser übertriebenen Arbeitstheilung Gefallen zu finden, und war daher froh, in William einen Mann zu treffen, der sich bereit erklärte, die Functionen des Dolmetschers,

des Leibdieners und des Aſſiſtenten gemeinſchaftlich auszuüben. Er war mehrere Jahre Soldat und Officiersburſche geweſen, beſaß gute Zeugniſſe darüber und war ein leidlich gewandter und gutwilliger Gehilfe. Als echter Vollblut-Singhaleſe hatte er allerdings eine ausgeſprochene Scheu vor Arbeit im Allgemeinen, und vor harter Arbeit im Beſondern; auch hielt er es für zweckmäßig, für jede Arbeitsleiſtung ſo viel Zeit und ſo wenig Kraft als möglich aufzuwenden. Das Hauptintereſſe des Tages concentrirte ſich für ihn, wie für jeden ſinghaleſiſchen Jüngling, in der kunſtgerechten Herſtellung ſeiner Friſur. Die langen ſchwarzen Haare zu waſchen und zu kämmen, dann zu trocknen und mit Cocosöl zu ſalben, darauf in einen regelrechten Zopf aufzuwinden und dieſen mit einem großen Schildpattkamm zu befeſtigen, das war für William das wichtige Drama in ſechs Acten, zu deſſen Aufführung er jeden Morgen mehrere Stunden brauchte. Um ſich von dieſer Anſtrengung zu erholen, hatte er dann wieder mehrere Stunden Ruhe nöthig. Seine Hauptaufgaben als Dolmetſcher und als Wärter der Kleider und Wäſche erfüllte er mit großer Gewiſſenhaftigkeit; hingegen wies er mit großer Indignation jede Zumuthung zu anſtrengender mechaniſcher Arbeit von ſich, indem er würdevoll verſicherte, daß er kein „Kuli" ſei. Im Uebrigen beſorgte er ſeine leichte Hausarbeit mit ziemlicher Geſchicklichkeit und half namentlich gern beim Arbeiten mit dem Mikroſkop.

Die ſchöne Leſerin wird nun vermuthlich neugierig nach den weiblichen Bewohnern des Raſthauſes von Belligemma fragen; ich muß aber bedauern, von dieſen nichts melden zu können, aus dem einfachen Grunde, weil keine vorhanden waren. Nicht allein die Köchin Babua und das Zimmermädchen William, ſondern auch die Waſchfrau, die jede Woche meine Wäſche abholte, um ſie auf Steinen im Fluſſe weiß zu klopfen, — ſie alle waren männlichen Geſchlechts, wie überhaupt faſt alle Dienſtboten in Indien. Auch ſonſt war in Weli-Gama vom ſchönen Geſchlechte faſt Nichts zu ſehen; doch darüber ſpäter!

XI. Ein zoologiſches Laboratorium in Ceylon.

Meine erſte Aufgabe in Belligemma war nun, mit Hilfe meiner vier dienſtbaren Geiſter mich in dem Raſthauſe, ſo gut es ging, häuslich einzurichten und mein zoologiſches Laboratorium aufzuſchlagen. Das Haus enthielt nur drei geräumige Zimmer, von denen das mittlere, das „Dining Room", als Speiſe- und Converſations-Saal für alle etwaigen Gäſte des Hauſes (insbeſondere auch für durchreiſende Regierungsbeamte) diente; ein großer Eßtiſch, zwei Bänke und mehrere Stühle bildeten ſeine Ausſtattung. Zu beiden Seiten desſelben war ein großes Fremdenzimmer mit einer gewaltigen indiſchen Bettſtelle, in welcher der träumende Schläfer ſich bequem rings um ſeine Achſe drehen konnte, ohne mit den Fußſpitzen den Rand zu berühren. Ein großes, darüber ausgeſpanntes Mosquitonetz mochte früher wohl gute Dienſte geleiſtet haben, war aber jetzt nur noch als Idee vorhanden; ebenſo befand ſich auch die Matratze in einem Zuſtande, welcher es mir räthlich erſcheinen ließ, auf deren Gebrauch zu verzichten und mich nach Art der Eingeborenen mit einer Palmenmatte zu begnügen. Außer der gewaltigen Bettſtatt befanden ſich in jedem der beiden Zimmer noch ein kleiner Tiſch mit Waſchgeräth und ein paar Stühle. Die großen Fenſter in den weißen Wänden waren, wie allenthalben, ohne Glasſcheiben, dagegen durch grüne hölzerne Jalouſien verſchließbar. Der Boden war mit Steinflieſen belegt. Das hellere, nach Süden gelegene Zimmer, welches ich zu meinem Gebrauch wählte, gewährte durch eine, nach Süden auf die Veranda geöffnete Thür einen prächtigen Blick auf das reizende Hafenbecken. Ich hätte ſehr gerne dieſen Raum bloß zum Arbeiten benutzt und zum zoologiſchen Laboratorium eingerichtet, dagegen das andere, nördlich gelegene Zimmer zum Wohn- und Schlafzimmer. Allein dieſes mußte für den Gebrauch durchreiſender Fremden reſervirt bleiben.

Angeſichts der primitiven Einfachheit des Ameublements mußte es natürlich meine erſte Sorge ſein, mir dasjenige Hausgeräth anzuſchaffen, ohne welches an Arbeiten in dieſen großen leeren Räumen überhaupt nicht zu denken war, vor Allem große Tiſche und Bänke, ſodann womöglich Commoden und Schränke. Aber das hatte freilich ſeine großen Schwierigkeiten, und obgleich meine neuen Freunde mich dabei nach Kräften unterſtützten, ließ das fertige Laboratorium doch mancherlei zu wünſchen übrig. Der erſte Häuptling verſorgte mich mit Brettern, welche ich über meine entleerten Kiſten legte, auf dieſe Weiſe Bänke zur Aufſtellung der Gläſer herrichtend. Vom zweiten Häuptling erhielt ich zwei große alte Tiſche. Der Steuereinnehmer (der überhaupt ſehr gefällig und gebildet war) lieh mir ein paar kleine, verſchließbare Schränke oder Almeiras, in denen ich meine koſtbaren Inſtrumente, die Chemikalien und Gifte einſchließen konnte. Der Schulmeiſter verſah mich mit einem kleinen Büchergeſtell; und ſo brachten die guten Leute mir noch mancherlei kleines Hausgeräth, mit dem ich mein Laboratorium leidlich ausſtatten konnte. Die Gegenleiſtung für dieſe kleinen Gefälligkeiten beſtand zunächſt nur in der Befriedigung ihrer Neugierde; aber freilich nahm dieſe leider bald Dimenſionen an, die mir höchſt läſtig wurden und einen großen Theil meiner koſtbaren Arbeitszeit raubten.

Abgeſehen von den angeführten nothwendigſten Mobilien (— die für die meiſten Singhaleſen bereits überflüſſige Luxusartikel ſind —), war übrigens für meine ſonſtige Ausſtattung in Belligemma ſo gut wie Nichts zu bekommen, und es war daher ein wahres Glück, daß ich mir alle Erforderniſſe meiner häuslichen Einrichtung und meiner zoologiſchen Arbeitszwecke von Europa mitgebracht hatte. Es exiſtirte zwar im Dorfe ein ſogenannter Zimmermann und eine Art Schloſſer, deren Unterſtützung ich öfter gut hätte brauchen können. Allein die primitive Beſchaffenheit ihres Handwerkszeuges bezeugte genügend den Grad ihrer Kunſtfertigkeit; nicht minder als

ihre ſtaunende Bewunderung der einfachen Geräthe, die ich ſelbſt bei mir führte. Auch ſtellte ſich bald heraus, daß ich eigentlich Alles ſelbſt thun mußte; denn ſobald ich einmal einen ſolchen ſinghaleſiſchen Handwerker zu Hilfe genommen hatte, war nach vollbrachter Arbeit in der Regel meine erſte Aufgabe, dieſelbe von vorn anzufangen. Für Reparaturen an Inſtrumenten u. ſ. w., deren leider bald viele nöthig wurden, war natürlich an Hilfe von ſolchen Leuten nicht zu denken.

Trotz dieſer Hinderniſſe gelang es mir doch, in wenigen Tagen mein Zimmer in ein leidlich gutes Laboratorium, entſprechend den Bedürfniſſen unſerer heutigen marinen Zoologie, zu verwandeln. Mikroſkope und anatomiſche Inſtrumente waren aufgeſtellt, ein Dutzend großer und ein paar hundert kleiner Gläſer auf Geſtellen vertheilt, der mitgebrachte Alkohol in Flaſchen gefüllt und mit Terpentinöl und Thymol verſetzt, um ihn vor etwaigen Trinkgelüſten meiner Diener zu bewahren. Einer der beiden Schränke enthielt meine gut ausgeſtattete Hausapotheke, ſowie die Patronen, Munitionskaſten und die Hexenküche, welche aus den verſchiedenen mikro-chemiſchen und photographiſchen Utenſilien beſtand, aus den Giften zum Präpariren und Conſerviren der Thiere u. ſ. w. Im anderen Schranke waren die ſämmtlichen Bücher und Papierſachen, ſowie die Utenſilien zum Zeichnen, zum Aquarell- und Oelmalen untergebracht, ferner eine Anzahl zerbrechlicher und delicater Inſtrumente. Die Füße dieſer beiden Schränke, ſowie die Füße der Tiſche ſtanden in waſſergefüllten Thonſchalen (ähnlich unſeren Blumenunterſetzern), um ſie vor den Angriffen der Alles zerſtörenden Termiten und Ameiſen zu ſchützen. In einer Ecke des Zimmers ſtanden die Netze und Fiſchergeräthe, in der anderen die Gewehre, die Jagdutenſilien und die Botaniſirtrommeln; in der dritten die Löthapparate und Blechkiſten; die vierte Ecke nahm die rieſige Bettſtelle ein, welche tagsüber als Präparirtiſch fungirte. An den Wänden ringsum ſtanden ein paar Dutzend leerer Kiſten zur Aufnahme der Sammlungen,

ſowie die Blechkoffer, welche Kleider und Wäſche enthielten. Darüber waren Nägel eingeſchlagen, um Barometer, Thermometer, Waagen und eine Menge verſchiedener Dinge zum alltäglichen Gebrauche aufzuhängen. So ſah es denn ſchon nach ein paar Tagen im Raſthauſe zu Belligemma faſt ſo aus, wie in den marinen Laboratorien, die ich mir für einen halbjährigen Winteraufenthalt vor 22 Jahren in Meſſina und ebenſo vor 15 Jahren auf der canariſchen Inſel Lanzarote eingerichtet hatte; nur mit dem Unterſchiede, daß meine zoologiſche und künſtleriſche Ausſtattung diesmal weit vollſtändiger und vielſeitiger war; freilich war dafür andererſeits der Comfort der Hauswirthſchaft hier viel einfacher und primitiver. Indeſſen tröſtete mich für mancherlei Mängel der Gedanke, daß ich kaum ſechs Breitengrade vom Aequator entfernt war und daß jedenfalls noch niemals zuvor in Ceylon ein ſo gut ausgerüſtetes Laboratorium für marine Zoologie beſtanden hatte. Um ſo größer war zugleich die Spannung, mit der ich nun an die Arbeit ging.

Die Schwierigkeiten, auf welche derartige Arbeiten, und ganz beſonders die ſubtilen Unterſuchungen über Körperbau und Entwickelung der niederen Seethiere, in der Tropenzone ſtoßen, ſind von allen Naturforſchern, die dergleichen in den letzten Decennien verſuchten, lebhaft empfunden und beklagt worden. Ich war daher von vornherein darauf gefaßt, mußte aber bald erfahren, daß ſie hier in Ceylon größer und mannigfaltiger ſeien, als ich gedacht hatte. Nicht allein das übermäßig heiße und feuchte Klima mit allen ſeinen verderblichen Einflüſſen, ſondern auch das Leben innerhalb eines uncultivirten Dorfes unter einer halbwilden Bevölkerung, ſowie der Mangel an vielen gewohnten Hilfsmitteln der Civiliſation bereitete den beabſichtigten Unterſuchungen und Sammlungen tauſend Hinderniſſe. Seufzend dachte ich oft an die vielen Bequemlichkeiten und Vortheile, die ich auf meinen zahlreichen zoologiſchen Reiſen an die Mittelmeerküſte ſtets genoſſen hatte und die ich hier ſchmerzlich entbehrte.

Eine der größten Schwierigkeiten bereitete ſchon von vornherein die Beſchaffung eines brauchbaren Bootes zum Fiſchen, ſowie anſtelliger Fiſcher und Bootsleute. Es ſind nämlich in Belligemma, wie überall an der Küſte von Ceylon (— mit einziger Ausnahme der Hauptſtädte —), ausſchließlich die ſonderbaren Ausleger-Canoes in Gebrauch, von denen ich früher (bei der Ankunft in Colombo) geſprochen habe. Wie dort erwähnt, ſind dieſelben bei 20—25 Fuß Länge ſo ſchmal (kaum 1½ Fuß breit), daß keine erwachſene Perſon darin beide Beine nebeneinander ſtellen kann. Man ſitzt alſo in einem Boote eingeklemmt feſt, und mein Freund, Profeſſor H. Vogel in Berlin, der ſie hier ebenfalls früher benutzte, hat ſie in ſeiner anziehenden Reiſebeſchreibung ſehr treffend als „Wadenquetſcher" bezeichnet. Von Arbeiten in einem ſolchen ausgehöhlten Baumſtamme, oder gar von Hin- und Hergehen in demſelben, ſowie von den freien Bewegungen, die zum Dredſchen, zum Hantiren mit dem Schleppnetze erforderlich ſind, kann demnach gar keine Rede ſein; ich mußte auf letzteres zunächſt überhaupt verzichten. Einen anderen Uebelſtand dieſer Canoes bilden die beiden charakteriſtiſchen „Ausleger", die zwei parallelen Stämme oder Bambusſtäbe, welche von einer Seite desſelben rechtwinklig abgehen und an ihren Außenenden durch einen ſtärkeren (dem Boote parallel laufenden) Stamm verbunden ſind; der letztere, 8—10 Fuß abſtehend, ſchwimmt flach auf dem Waſſerſpiegel und verhindert das Umſchlagen des ſchmalen und hohen Canoes. Dasſelbe gewinnt dadurch einen hohen Grad von Sicherheit, aber freilich auch zugleich von Schwerfälligkeit. Denn man kann immer nur mit einer Flanke des Bootes ſich der Küſte oder einem anderen Gegenſtande nähern und das Wenden dauert lange. Ein eigentliches Steuer fehlt ganz; dasſelbe wird durch ein gewöhnliches Ruder erſetzt, welches abwechſelnd an den beiden (ganz gleich gebauten und ſpitzauslaufenden) Enden des Canoe's zum Steuern benutzt wird. Die kleinen Boote werden von zwei, die größeren von vier oder

ſechs Ruderern in Bewegung geſetzt. Außerdem iſt aber auch ein niedriger Maſt mit einem großen viereckigen Segel vorhanden. Letzteres leiſtet bei gutem Winde vorzügliche Dienſte; das leichte Canoe, deſſen ſchmaler Boden dem Waſſer bei ſeinem geringen Tiefgange nur ſehr wenig Widerſtand bietet, gleitet dann pfeilſchnell über den Meeresſpiegel fort. Ich habe öfter darin 10—12 Seemeilen in der Stunde gemacht, wie in einem raſch fahrenden Dampfſchiffe. Drückt der Wind allzu ſtark auf das Segel, ſo daß das Boot nach einer Seite umzuſchlagen droht, ſo klettern die behenden Bootsleute mit affenartiger Geſchicklichkeit raſch nach der anderen Seite über die Ausleger auf den außen ſchwimmenden Parallelſtamm, um dieſen zu beſchweren und niederhockend als Gegengewicht zu dienen.

Natürlich war es ganz unmöglich, in einem ſolchen Ausleger-Canoe ohne Weiteres eine Kiſte mit großen Gläſern und die verſchiedenen Inſtrumente unterzubringen, die ich zum Fange der pelagiſchen Seethiere und insbeſondere der Medуſen ſtets benutze. Ich mußte mir daher in meinem Canoe erſt ein beſonderes Geſtell aus quer übergelegten und beiderſeits breit vorragenden Brettern bauen, auf dem ich bequem ſitzen und mich frei bewegen konnte. Auf beiden Enden des Geſtelles wurden mit Stricken aus Cocosfaſern die beiden Kiſten befeſtigt, in denen ich vier große und ein Dutzend kleinere Gläſer untergebracht hatte. Dergleichen Stricke dienen auch ausſchließlich zur Befeſtigung und Verbindung der verſchiedenen Canoe-Theile. Die Eingeborenen verwenden dafür keinen einzigen Nagel oder ſonſt einen Eiſentheil; Alles beſteht aus Holz und Cocosbaſt. Sogar die ſenkrecht ſtehenden Seitenbretter, welche auf beiden freien Seitenrändern des ausgehöhlten Baumſtammes ſich 3—4 Fuß hoch erheben, ſind mit Bindfaden aus Palmfaſern daran befeſtigt. Aus ſolchen feſten Coir-Faſern, aus den Schalen der Cocosnüſſe bereitet, beſtanden auch alle die Stricke und Bindfaden, die ich für meine Arbeiten verwendete.

Bei dieſer Einrichtung und der weiteren Ausſtattung

meines Bootes, sowie bei Beschaffung und Instruction der Bootsleute, war mir von größtem Nutzen die Hilfe eines Mannes, dem ich auch sonst für manche werthvolle Dienste zu großem Danke verpflichtet bin; es war dies der zweite Häuptling von Belligemma, der Aretschi Abayawira. Schon der Regierungsagent der Südprovinz hatte mir von seinen vorzüglichen Eigenschaften erzählt und mir eine besondere Empfehlung an ihn mitgegeben. Ich fand in ihm einen ungewöhnlich intelligenten und geweckten Singhalesen von ungefähr 40 Jahren, dessen Kenntnisse und dessen Interessenkreis weit über diejenigen seiner meisten Landsleute hinausragten. Von der gewöhnlichen Stumpfheit, Faulheit und Gleichgültigkeit der letzteren war an ihm Nichts zu bemerken; vielmehr zeigte er lebhaftes Interesse für Cultur und war nach Kräften bemüht, deren Vortheile in seinem Wirkungskreise geltend zu machen. Er sprach ziemlich gut Englisch und drückte sich dabei mit einem natürlichen Verstande und einem klaren Urtheile aus, das mich oft in Erstaunen setzte. Ja, der Aretschi war sogar Philosoph (— in höherem Grade als der alte Sokrates vom Rasthaus —) und ich erinnere mich mit lebhaftem Vergnügen der vielen eingehenden Gespräche, die ich mit ihm über verschiedene allgemeine Themata hatte. Frei von dem Aberglauben und der Gespensterfurcht, die seine buddhistischen Landsleute und Glaubensgenossen allgemein beherrscht, hingegen mit offenem Auge für die Wunder der Natur und für deren causale Erklärung, hatte er sich zu einem selbständigen Freidenker entwickelt und war nun glücklich, als ich ihn über so viele bis dahin ihm räthselhafte Dinge aufklären konnte. Ich sehe ihn noch vor mir, den stattlichen braunen Mann mit dem ausdrucksvollen regelmäßigen Gesichte, wie sein schwarzes Auge hell aufleuchtete, wenn ich ihn über manche Naturerscheinung unterrichtete, und wie er dann mit seiner sanften, klangreichen Stimme mich ebenso freundlich als ehrfurchtsvoll ersuchte, ihn auch noch über diese und jene verwandte Frage aufzuklären.

Ueberhaupt fand ich die guten und liebenswürdigen Seiten des ſinghaleſiſchen Volkscharakters, das ſanfte, weiche und ſtille Weſen, ſowie den natürlichen Anſtand beim Aretſchi in angenehmſter Weiſe entwickelt; und wenn ich jetzt mein grünes Paradies in der Erinnerung mit den ſchlanken braunen Geſtalten der Eingeborenen bevölkere, ſo erſcheint mir der Aretſchi neben dem Ganymed als deren idealer Typus. Auch der ſiebenzehnjährige Neffe des Aretſchi, welcher auf der Normalſchule in Colombo ſich zum Lehrer ausbildete, damals aber ſeine Ferien in Belligemma zubrachte, war ein ſehr geweckter und netter junger Mann; auch er war mir in vieler Beziehung hilfreich und nützlich.

Mittelſt des Aretſchi gewann ich für den Dienſt meines Bootes und für die Hilfe bei meinen marinen Excurſionen vier der beſten Fiſcher und Schiffer von Belligemma. Ich zahlte ihnen täglich für jede Excurſion fünf Rupien (= 10 Mark); wenn ſie indeſſen auf den Korallenbänken tauchten, oder wenn wir einen halben Tag unterwegs auf dem Meere waren, legte ich immer noch ein paar Rupien zu. In den erſten Tagen hatte ich mit ihnen große Schwierigkeiten; und als ich mit dem feinen pelagiſchen Netze an der Meeresoberfläche fiſchte, als ich ihnen zuerſt die kleinen Meduſen und Polypen, die Siphonophoren und Ktenophoren zeigte, um deren Fang es mir hauptſächlich zu thun war, merkte ich an ihren Mienen deutlich, daß ſie mich für einen Narren hielten. Allmälig indeſſen und mit einiger Geduld lernten ſie begreifen, was ich wollte, und ſuchten dann meine Sammlung eifrig zu bereichern. Beſonders geſchickt und nützlich erwieſen ſich zwei von meinen Fiſchern beim Tauchen auf den Korallenbänken, und ich verdanke ihnen einen großen Theil der prächtigen Korallen und der merkwürdigen mit dieſen zuſammenlebenden Seethiere, welche ich von Belligemma mit nach Hauſe gebracht habe.

Weit größere Schwierigkeiten aber als das Canoe und ſeine Bemannung ſtellte meiner pelagiſchen Fiſcherei das Klima von Ceylon entgegen, jener furchtbare und unüberwindliche

Feind des Europäers, welcher ſo viele ſeiner Arbeiten und Bemühungen in der Tropenzone vereitelt. Ich ſollte gleich auf meiner erſten Ausfahrt in der Bucht von Belligemma darüber belehrt werden. Ueber mancherlei Vorbereitungen und Einrichtungen war es neun Uhr Morgens geworden, ehe ich vom Strande ſtoßen konnte. Erbarmungslos brannte bereits die Tropenſonne vom tiefblauen, wolkenloſen Himmel und warf bei vollkommener Windſtille eine Strahlenfülle auf den glatten Meeresſpiegel, deren Reflex das Auge nicht ertragen konnte. Ich mußte meine blaue Brille aufſetzen, um überhaupt die Augen offen halten zu können. Sodann ließ ich das Canoe weiter hinausrudern, in der Hoffnung, dort etwas niedrigere Temperatur zu finden; allein die unerträgliche Hitze ſchien draußen eher noch zuzunehmen, und der blendende Meeresſpiegel, auf dem ſich kein Lüftchen regte, ſchien eine flüſſige Maſſe von geſchmolzenem Blei zu ſein. Ich hatte kaum eine Stunde, im Schweiße gebadet, gefiſcht, als ich völlig erſchöpft war; ich fühlte, wie meine Kräfte zuſehends ſchwanden; Ohrenſauſen und ein beſtändig zunehmendes Gefühl von Druck im Kopfe ließen mich einen Sonnenſtich befürchten. Ich griff daher zu einem Mittel, das ich ſchon früher unter ähnlichen Verhältniſſen oft angewendet. Da meine leichte Kleidung bei der unbequemen Fiſcherei ohnehin völlig durchnäßt war, goß ich mir ein paar Eimer Seewaſſer über den Kopf und bedeckte den letzteren mit einem naſſen Handtuche, über welches der breitkrämpige Solahut geſetzt wurde. Dieſes Mittel hatte die beſte Wirkung und ich bediente mich ſeiner von da an faſt täglich, ſobald Vormittags zwiſchen 10 und 11 Uhr der ſteigende Sonnenbrand jenes betäubende Druckgefühl im Kopfe zu erzeugen begann. Bei der ſtändigen Temperatur von 22—26° R., welche das Meerwaſſer faſt ebenſo wie die Atmoſphäre größtentheils zeigte, iſt die Abkühlung des Kopfes durch das verdunſtende Waſſer eine ſehr wohlthätige Erfriſchung; aber ſelbſt der mehrſtündige Aufenthalt in naſſen Kleidern,

Glasgefäße mit friſchem Seewaſſer zu vertheilen. Aber leider bemerkte ich ſofort, daß mindeſtens neun Zehntheile des ganzen Fanges ſchon unbrauchbar und verdorben waren, und darunter gerade die meiſten von denjenigen Thieren, deren neue Formen mich beſonders intereſſirt hatten. Aber auch das letzte Zehntheil war ſchon ſo erſchöpft, daß dasſelbe größtentheils bald abſtarb; nach wenigen Stunden war Alles eine große Leichenkammer! An den folgenden Tagen ſuchte ich nun zwar auf alle Weiſe und mit allen bekannten Vorſichtsmaßregeln jenem fatalen Einfluſſe der Tropenſonne zu begegnen; allein nur mit ſehr ungenügendem Erfolge. Es war eben einfach unmöglich, auf irgend eine Art die erforderliche niedrigere Temperatur des Waſſers herzuſtellen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß die erſte Bedingung für erfolgreiche Unterſuchungen über Seethiere in einem ſo heißen Lande, wie Ceylon, die Einrichtung von kühlen Räumen und gekühlten Waſſergefäßen iſt. Da gegenwärtig in Colombo das Eis, das früher von Nordamerika importirt wurde, billiger und in großartigem Maßſtabe durch Eismaſchinen künſtlich hergeſtellt wird, ſo würde dort die Einrichtung von derartigen Kältekammern und gekühlten Aquarien auch nicht ſo ſchwierig ſein. Aber es gehören dazu bedeutende Mittel, und über dieſe konnte ich nicht verfügen.

Eine zweite wichtige Bedingung für den günſtigen Erfolg ſolcher zoologiſchen Arbeiten würde ſodann die praktiſche Einrichtung des gekühlten Arbeitsraumes ſein, vor Allem ſeine Ausſtattung mit Glasfenſtern. Die letzteren fehlen in Ceylon faſt vollſtändig. Im Raſthauſe von Belligemma, wie in den meiſten Gebäuden der Inſel, finden ſich an Stelle der Glasfenſter hölzerne Läden oder Jalouſien. Darüber bleibt gewöhnlich eine breite Spalte für den Luftdurchzug offen, und außerdem finden ſich oben, am Rande der Stubendecke, ſowie über den Thüren, allenthalben breite, meiſt gar nicht verſchließbare Spalten. Dieſe Oeffnungen ſind zwar für die beſtändige Lufterneuerung

und Abkühlung der inneren Wohnräume ſehr praktiſch und angenehm, aber für den Naturforſcher, der dort mit dem Mikroſkope arbeiten ſoll, eben ſo hinderlich als nachtheilig. Denn alle möglichen fliegenden und kriechenden Thiere haben dort freien Zutritt und vor allen ſind die Scharen der Mücken und Fliegen, der Ameiſen und Termiten äußerſt läſtig. Der Luftzug weht die Papiere fort, bedeckt die Inſtrumente mit Staub und wirft oft als erſtarkender Windſtrom Alles durcheinander. Nicht minder nachtheilig ſind aber auch jene üblichen Fenſtereinrichtungen für die Gewinnung guten Lichtes, welches für das Arbeiten mit dem Mikroſkope, namentlich bei ſtärkeren Vergrößerungen eins der erſten und wichtigſten Erforderniſſe iſt. Oft war es bei dem augenblicklichen Stande der Sonne und des Windes gar nicht möglich, irgend ein paſſendes Plätzchen für meinen Arbeitstiſch zu finden, weder in dem dunklen Zimmer innen, noch in der allzuluftigen Veranda außen; bei der letzteren iſt noch dazu das allzuweit vorſpringende Schattendach nachtheilig.

Zu dieſen und anderen localen Schwierigkeiten meiner zoologiſchen Arbeiten in Belligemma kamen nun noch diejenigen, die mir aus dem Verkehre mit den Eingeborenen und namentlich aus ihrer maßloſen Neugier erwuchſen. Die guten Belligammeſen hatten natürlich von all' den Inſtrumenten und Apparaten, die ich mitgebracht, niemals etwas geſehen und wollten nun wiſſen, wozu das Alles diene; insbeſondere war aber die Art und Weiſe meiner Arbeiten, wie überhaupt Alles, was ich that oder ließ, für ſie eine unerſchöpfliche Quelle der Unterhaltung. Wie alle Naturvölker, ſo ſind auch die Singhaleſen in vieler Beziehung permanente Kinder; unter den glücklichen Verhältniſſen dieſer paradieſiſchen Inſel um ſo mehr, als ihnen die reiche Natur den Kampf um's Daſein äußerſt leicht macht und harte Arbeit ganz erſpart. Harmloſes Spielen und endloſes Klatſchen bilden ihre Hauptunterhaltung, und jeder neue Gegenſtand iſt daher eine neue Quelle des Intereſſes.

Nun wurde zwar, als ich mich über den läſtigen Andrang der Neugierigen und die allzuvielen Beſuche bei den angeſeheneren Perſonen beklagte, die Hauptmaſſe der erſteren entfernt; aber jetzt traten die letzteren an deren Stelle und blieben um ſo länger bei mir ſitzen. Den „Doctor“ intereſſirten beſonders meine Mikroſkope, den „Collector“ meine Malapparate, den „Gerichtspräſidenten“ die anatomiſchen Inſtrumente (vielleicht als Marterwerkzeuge?), den „Schulmeiſter“ meine Bücher, den „Poſtmeiſter“ meine Koffer u. ſ. w. Alle dieſe und andere Gegenſtände, vom erſten bis zum letzten, wurden tauſendmal angeſehen, befühlt und umgedreht und tauſend thörichte Fragen über deren Zweck und Beſchaffenheit geſtellt. Vollends meine wachſende Sammlung war für Alle ein Gegenſtand höchſter Neugierde. Ich glaubte nun dieſe am beſten dadurch zu befriedigen, das ich zu beſtimmten Stunden an einigen Wochentagen förmliche Demonſtrationen mit erläuternden Vorträgen hielt — ein Auskunftsmittel, das ich oft am Mittelmeere mit Erfolg angewendet. Allein erſtens glaubten mir die guten Leute das meiſte nicht, oder ſie verſtanden es nicht; und zweitens überzeugte ich mich bald, daß jene kindiſche Neugierde ſich hier noch faſt nirgends zu wahrer Wißbegierde entwickelt habe. Der urſächliche Zuſammenhang der Erſcheinungen intereſſirte die guten Kinder blutwenig!

Es würde ermüdend ſein, wollte ich hier alle die anderen Hinderniſſe noch einzeln aufführen, mit denen meine zoologiſchen Arbeiten in dem primitiven Laboratorium von Belligemma zu kämpfen hatten. Ohne die Beihilfe eines europäiſch gebildeten Aſſiſtenten, und ganz auf meine eigene Kraft angewieſen, vermochte ich viele derſelben nicht zu überwinden, und verlor einen großen Theil der koſtbaren Zeit mit Nebenarbeiten, die bei dergleichen Beobachtungen an europäiſchen Küſten überhaupt nicht in Frage kommen. Auch war die knapp zugemeſſene Zeit meines dortigen Aufenthaltes überhaupt zu kurz, um eine Reihe von zuſammenhängenden Unterſuchungen, namentlich über Ent-

wickelungsgeſchichte, ſo ausführen zu können, wie ich urſprünglich beabſichtigt hatte. So wurde mir ſchließlich zum wahren Troſte der anfangs ſehr bedauerte Umſtand, daß der Reichthum der Bucht von Belligemma an neuen oder eigenthümlichen Seethieren ſich bei Weitem nicht ſo groß erwies, als ich erwartet hatte. Schon durch die ausgedehnten Forſchungen der letzten Decennien (insbeſondere durch die Challenger-Expedition) war mehr und mehr die Erkenntniß gereift, daß die Meeresbewohner der verſchiedenen Oceane ſich lange nicht in ſo hohem Grade unterſchieden, als die Landbewohner der verſchiedenen Continente. Meine Unterſuchungen in Belligemma lieferten dafür einen neuen Beweis. Ich fand zwar daſelbſt eine große Zahl von neuen und zum Theil auch ſehr intereſſanten Thierformen, namentlich aus den niedrigſten Abtheilungen der Seethiere: Radiolarien und Infuſorien, Schwämme und Korallen, Meduſen und Siphonophoren; allein im Großen und Ganzen erwies ſich doch die marine Fauna der Meeresoberfläche ſowohl als auch der Küſte, mit der genauer bekannten Seethierwelt des tropiſch-pacifiſchen Oceans (z. B. der Philippinen und Fidſchi-Inſeln) ſehr nahe verwandt.

Andere Küſten von Indien mögen wohl reicher an mannigfaltigen und eigenthümlichen Seethierformen als Ceylon ſein. Ein ungünſtiger Umſtand ſcheinen mir für letzteres namentlich die ungeheuren Regenmaſſen zu ſein, welche tagtäglich herabſtürzen. Während die Flora der Inſel dieſen gerade ihren beſonderen Reichthum verdankt, wird die Entwickelung und das Gedeihen der Fauna umgekehrt dadurch vielfach gehindert. Die zahlreichen Flüſſe, welche große Mengen von rother Erde täglich in das Meer führen, trüben daſſelbe an den meiſten Küſtenbezirken in hohem Maße und verdünnen ſeinen Salzgehalt; ſie vernichten jene reine und klare Beſchaffenheit des Seewaſſers, welche für viele pelagiſche Seethiere eine der erſten Lebensbedingungen iſt. Noch ſchädlicher wirken Unmaſſen von kleinen röthlichen Algen (Trichodesmium).

Wenn meine zoologiſche Sammlung in Belligemma trotzdem bald anſehnlich wuchs und ich ſchließlich ein reicheres Arbeitsmaterial von dort mit nach Jena brachte, als ich in dem noch übrigen Reſte meines Lebens bewältigen kann, ſo verdanke ich das großentheils der unermüdlichen Hilfe meines treuen Ganymedes. Meine Sammlung erregte ſein höchſtes Intereſſe und er war unabläſſig bemüht, dieſelbe mit Land- und Seethieren aller Art zu bereichern. Durch ſeine Vermittelung ließen ſich auch eine Anzahl Fiſcherknaben bereit finden, für mich zu ſammeln, und der Naturalienhandel mit den kleinen Singhaleſen geſtaltete ſich bald ſehr ergötzlich. Bisweilen erſchien zu den Stunden, die ich dafür feſtgeſetzt hatte, ein ganzer Trupp von den niedlichen braunen nackten Geſellen. Der Eine brachte ein paar bunte Fiſche oder Krabben, der Andere einen ſchönen Seeſtern oder Seeigel, der Dritte einen ſchwarzen Skorpion oder Tauſendfuß, der Vierte ein paar glänzende Schmetterlinge oder Käfer u. ſ. w. Mir kamen dabei oft die unterhaltenden Scenen in Erinnerung, die ich bei ähnlichen Gelegenheiten am Mittelmeere, beſonders in Neapel und Meſſina, genoſſen hatte. Aber wie verſchieden war das Benehmen der kleinen Naturalienhändler hier und dort! Die italieniſchen Fiſcherknaben pflegten laut und lärmend ihre Waaren anzupreiſen und mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und Beredſamkeit oft ganze lange und blumenreiche Reden darüber zu halten; ſie forderten das Zehnfache des Preiſes und waren auch mit hoher Bezahlung nie zufrieden. Hingegen nahten ſich die kleinen Singhaleſen mir nur ſcheu und ehrfurchtsvoll; ſie legten ſtill ihre Beute vor mich hin und erwarteten ſchweigend, was ich ihnen dafür geben würde; in der Regel waren ſie mit einer kleinen Kupfermünze zufrieden, glücklich aber, wenn ich für beſonders erwünſchte Gegenſtände ihnen etwas von den Tauſchartikeln gab, die ich mitgebracht hatte; davon nachher.

Leider fehlte es mir an Zeit und an Hilfsmitteln, um alle die intereſſanten Naturalien, die ich auf dieſe Weiſe in Belli-

gemma ſammelte, in wünſchenswerther Qualität zu conſerviren. Auch hier traten wieder die Hinderniſſe des tropiſchen Klimas und der zerſtörenden Inſecten feindlich entgegen. Ganz beſonders gilt das von den Präparaten, die ich trocken aufzubewahren ſuchte. Das Trocknen an ſich gehört in einem ſo äußerſt feuchten und heißen Klima ſchon zu den ſchwierigſten Problemen; denn die Feuchtigkeit der Luft iſt ſo vollkommen, daß ſelbſt die bereits getrockneten Gegenſtände immer wieder ſich mit Schimmel bedecken und langſam zerſetzen. Viele Objecte können aber überhaupt nicht genügend ausgetrocknet werden. Obgleich ich die Bälge der geſchoſſenen Vögel und Säugethiere, welche ich mit vieler Mühe präparirt hatte, wochenlang täglich in der Sonne hängen ließ, wurden ſie dennoch während der Nacht ſtets vollſtändig wieder durchfeuchtet.

Noch ſchlimmere Feinde der trockenen Naturalienſammlungen ſind die Legionen zerſtörender Inſecten, vor allen die Scharen der Termiten und Ameiſen. Kein Raum iſt vor ihnen ſicher. Selbſt wenn nicht überall in den Zimmern die großen Luftlöcher exiſtirten, welche behufs der beſtändigen Ventilation nie geſchloſſen werden, und wenn nicht jederzeit alle kriechenden und fliegenden Beſtien ungehindert dadurch eindringen könnten, würde es doch unmöglich ſein, ſich gegen jene Plagegeiſter zu ſchützen. Denn den Maſſenangriffen ihrer Millionen von kräftigen Kiefern widerſteht keine Wand; ſie dringen ebenſowohl oben durch das Dach ein und ringsum durch die Seitenwände, als von unten durch den Boden, den ſie geſchickt unterminiren. Oft wird man plötzlich morgens beim Aufſtehen durch kleine kegelförmige Erdhaufen überraſcht, welche die wühlenden Termiten und Ameiſen mitten zwiſchen den Steinen des Fußbodens in der Nacht aufgeworfen haben und von denen am Abend zuvor nichts zu ſehen war. Wie raſch und energiſch jene kleinen Feinde oft in wenigen Tagen ihr großartiges Zerſtörungswerk ausführen, ſollte ich ſelbſt an meiner Sammlung von Trockenpräparaten noch vor Ablauf des erſten Monats

erfahren. Ich hatte im Laufe dieser vier Wochen eine hübsche Sammlung von trockenen Schmetterlingen und Käfern, Bälgen von Vögeln und Säugethieren, interessanten Früchten und Hölzern, Farnen und anderen getrockneten Pflanzen zusammengebracht und sie in einem Nebenraume des Rasthauses anscheinend sicher eingeschlossen. Fast täglich sah ich nach, ob nicht zerstörende Feinde eingedrungen seien und entfernte sofort die Vorposten der Ameisen- und Termiten-Colonnen, die dann und wann erschienen. Durch reichliches Einlegen von Kampher, Naphthalin und Carbolsäure glaubte ich meine Schätze hinreichend gesichert zu haben. Einige größere Excursionen, die ich am Ende der vierten Woche unternahm und dringliche Arbeiten anderer Art hatten mich ein paar Tage an der regelmäßigen Revision gehindert. Wie erschrak ich daher, als ich nach Verlauf von drei Tagen wieder in das verschlossene Museum eintrat und einen großen Theil der gesammelten Schätze in einen Haufen von Staub und Moder verwandelt fand! Mehrere Regimenter von großen rothen Ameisen hatten von oben, einige Divisionen kleiner schwarzer Ameisen durch die Seitenwand und eine Legion weißer Termiten vom Boden aus einen combinirten Angriff gemacht, dessen Wirkung entsetzlich war!

Von diesem Moment an gab ich das Sammeln trockener Präparate größtentheils auf und suchte um so mehr Naturalien in Alkohol und in Wickersheim'scher Flüssigkeit zu conserviren. Die letztere, neuerdings über Gebühr gepriesen, erwies sich sehr unbrauchbar. Aber auch mit dem Weingeiste hatte ich große Schwierigkeiten; denn die mitgenommenen Vorräthe waren bald erschöpft. Der einheimische Arrak, den die Eingeborenen bereiten, ist von sehr geringer Qualität, und der bessere Weingeist, den man in den Städten haben kann, wegen der enorm hohen Spiritussteuer so kostbar, daß ich ihn nur in kleinen Quantitäten verwenden konnte. Außerdem aber wurde mir die Freude an diesen Alkohol-Sammlungen gar sehr verleidet

durch die ſchreckliche Arbeit des Zulöthens der Blechkiſten, die ich ebenfalls ſelbſt beſorgen mußte. So einfach dieſe Kunſt in der Theorie iſt, ſo ſchwierig in der Praxis, wenigſtens unter ſo primitiven Verhältniſſen, wie ich in Belligemma fand. Bei einer beſtändigen Lufttemperatur von 22—24° R. auch noch ſtundenlang den glühenden Löthkolben vor dem ſchweißtriefenden Geſichte zu halten, gehört zu den wahren Höllenqualen, um ſo mehr, als eine ganz tüchtige mechaniſche Anſtrengung mit dem Löthen großer Blechkiſten verbunden iſt. Ich denke noch jetzt mit Entſetzen an jene ſauere Zwangsarbeit, die mich oft die ganze Sammlung verwünſchen ließ! Freilich habe ich jetzt andererſeits um ſo mehr Freude an den theuer erkauften Schätzen. Die dreißig Kiſten voll Naturalien, die ich in Belligemma ſammelte und zu denen noch zwanzig andere in Punto-Galla hinzukamen, lohnten alle jene Mühen reichlich.

Wenn nun auch viele ſpecielle Hoffnungen, die ich an mein zoologiſches Laboratorium in Belligemma geknüpft hatte, nicht in Erfüllung gingen, ſo gewann ich dagegen deſto mehr für meine allgemeine Anſchauung der Tropennatur; und die ſechs Wochen, welche ich hier allein unter den Singhaleſen zubrachte, bereicherten mich mit einem wahren Schatze der intereſſanteſten Eindrücke.

XII. Sechs Wochen unter den Singhaleſen.

Das tägliche Leben im Raſthauſe zu Belligemma geſtaltete ſich, nachdem ich einmal die vielen Schwierigkeiten der erſten Einrichtung überwunden hatte, recht befriedigend, und bot weniger Mängel, als ich von vornherein gefürchtet hatte. Meine vier dienſtbaren Geiſter erfüllten ihre Aufgaben ganz leidlich, und wenn es ja einmal an irgend Etwas fehlte, ſo war der gute Ganymed ſofort bemüht, dasſelbe herbeizuſchaffen. Bei der Maſſe verſchiedener Aufgaben, die mir einerſeits die Naturalienſammlung und die Arbeit im zoologiſchen Laboratorium, anderſeits die

maleriſche Ausbeutung der herrlichen Umgebung von Belligemma beſtändig ſtellte, war ich natürlich vor Allem darauf bedacht, die koſtbare Zeit meines hieſigen Aufenthalts ſo gut wie möglich auszunutzen. Eingedenk der vielen und großen Opfer, die ich meiner indiſchen Reiſe gebracht, ſagte ich mir jeden Morgen beim Aufſtehen, daß der beginnende Tag wenigſtens fünf Pfund Sterling werth ſei, und daß ich am Abende mindeſtens ſo viel Arbeit gethan haben müſſe, als dieſem Werthe eines „Hundert-Mark-Scheines" entſpreche. Demgemäß machte ich es mir zum feſten Geſetze, keine Stunde ungenutzt zu verlieren, und insbeſondere auf die landesübliche Sieſta während der heißen Mittagsſtunden gänzlich zu verzichten; gerade dieſe wurden meine ergiebigſte und ungeſtörteſte Arbeitszeit.

Da Belligemma noch nicht ganz ſechs Grad vom Aequator entfernt iſt, und da demnach ſelbſt am kürzeſten Tage des Jahres der Unterſchied von Tag und Nacht noch nicht eine ganze Stunde beträgt, ſo konnte ich für jeden Tag nahezu volle zwölf Arbeitsſtunden aufwenden. Ich ſtand demnach regelmäßig ſchon vor der Sonne, um 5 Uhr morgens auf, und hatte mein erſtes kühles Morgenbad bereits genommen, wenn Helios ſich über den Palmenwäldern des Miriſſa-Cap, meinem Raſthauſe gerade gegenüber erhob. Auf der Veranda des letzteren, auf der ich das plötzliche Erwachen des jungen Tages gewöhnlich beobachtete, ſtand Ganymed ſchon bereit mit einer geöffneten Cocosnuß, deren kühle Milch morgens ſtets mein erſter Labetrunk war. Inzwiſchen ſchüttelte William die Kleider aus, um die etwa hineingekrochenen Tauſendfüße, Skorpione und anderes Ungeziefer zu entfernen. Alsbald erſchien dann auch Socrates und ſervirte mit demüthigſter Miene den Thee nebſt einer Bananentraube und dem landesüblichen Maisbrote. Den altgewohnten theuren Kaffee, meinen Lieblingstrank, hatte ich mir in Ceylon abgewöhnen müſſen. Denn der edle Mokkatrank iſt auf dieſer Inſel, deren Kaffeediſtricte ihren Hauptreichthum bilden, gewöhnlich ſo ſchlecht,

daß man den weit besseren Thee allgemein vorzieht. Es soll das hauptsächlich daran liegen, daß die Kaffeebohnen auf der Insel selbst nie gehörig austrocknen, und erst in Europa jenen Grad von Trockenheit erlangen, der eine sorgfältige Zubereitung ermöglicht.

Um 7 Uhr erschienen gewöhnlich meine Bootsleute und holten meine Netze und Gläser für die tägliche Canoefahrt. Diese dauerte meistens 2—3 Stunden. Nach der Rückkehr vertheilte ich sofort die gefangene Ausbeute in eine Reihe von Glasbehältern verschiedener Größe und suchte von den wenigen, noch lebenden Seethieren zu retten, was irgend noch zu retten war. Die wichtigsten Formen wurden sofort mikroskopirt und gezeichnet. Dann nahm ich mein zweites Bad und hierauf um 11 Uhr das sogenannte „Breakfast", das zweite Frühstück. Den Hauptbestandtheil desselben bildete das nationale „Curry and Rice". Der Reis selbst erschien stets in gleicher Weise, einfach gekocht; bei der Bereitung des Cörry aber, der ragout-ähnlichen hochwichtigen Reiswürze, wendete Babua allen Scharfsinn, den die stiefmütterliche Natur in sein kleines Gehirn verpackt hatte, auf, um mich täglich durch eine Neuigkeit zu überraschen. Bald war der Cörry sweet (d. h. wenig gewürzt oder selbst süß), bald hot (d. h. scharf mit spanischem Pfeffer und dergleichen brennenden Gewürzen versetzt); bald erschien dieses undefinirbare ragoutförmige Mixtum compositum mehr vegetabilisch, in mannigfaltigster Weise aus Cocosnuß und verschiedenen Früchten oder Gemüsen zusammengesetzt; bald mehr animalisch, mit Fleisch verschiedener Art ausgestattet. Das letztere erregte meine ganz besondere Bewunderung; denn Babua schien zu ahnen, daß für mich als Zoologen alle Thierklassen ein gewisses Interesse darböten, und daß daher auch deren Verwerthbarkeit für den Cörry ein wichtiges zoologisches Problem sei. Wenn Montags die Wirbelthiere durch delicaten Fisch im Cörry vertreten waren, folgten denselben Dienstags die noch feineren Prawns oder Garnelen, kleine

Krebſe als Typen der Gliederthiere. Wenn Mittwochs Tintenfiſche oder Kalmare (Sepia und Loligo) als höchſtorganiſirte Vertreter der Mollusken erſchienen, wurden dieſelben Donnerſtags durch gekochte Schnecken, bisweilen auch durch geröſtete Auſtern überboten. Freitags folgte der merkwürdige Stamm der Sternthiere oder Echinodermen, durch die Eiermaſſen der Seeigel oder durch die zähe Lederhaut der Holothurien (Trepang) repräſentirt. Samſtags erwartete ich nun zu den Pflanzenthieren zu kommen und entweder Meduſen oder Korallen, Spongien oder Gaſträaden in der Cörry-Tunke zu finden. Dieſe Zoophyten hielt jedoch unſer Koch offenbar, an die älteren zoologiſchen Syſteme ſich anſchließend, für Pflanzen, und erſetzte ſie daher durch irgendwelche fliegende Thiere; bald waren es Fledermäuſe oder Vögel, bald dickleibige Nashornkäfer oder Nachtſchmetterlinge. Sonntags ſtand natürlich eine ganz beſondere Ueberraſchung bevor; da erſchien im Cörry erſter Claſſe entweder ein indiſches Huhn oder ſtatt deſſen eine fette Eidechſe (Iguana), bisweilen auch eine Schlange, die ich anfänglich für Aal hielt. Offenbar war demnach Babua von der nahen Stammverwandtſchaft der Vögel und Reptilien vollſtändig überzeugt und hielt es für gleichbedeutend, ob er die jüngere oder ältere Sauropſiden-Form für den Tiſch verwende. Zum großen Glück für meine europäiſchen Vorurtheile wurde ich mit dieſer zoologiſchen Mannigfaltigkeit des Cörry erſt allmälig bekannt; gewöhnlich erſt nachdem ich ihn mit ſtiller Reſignation verſchluckt hatte. Außerdem waren eine ſolche Maſſe von Gewürzen, ſowie Fragmente von Wurzeln, Blättern und Früchten in der dicken Sauce des Cörry vertheilt, daß erſt genauere anatomiſche Unterſuchung über die eigentlichen Grundbeſtandtheile aufklärte; vor dieſer hütete ich mich natürlich wohl!

In den erſten Wochen blieb ich einigermaßen zweifelhaft, ob ich es bei dieſer nationalen „Curry and Rice“-Koſt ein paar Monate aushalten würde. Es ging mir aber damit ebenſo, wie es Goethe in Leipzig mit dem dicken Merſeburger

Bier ging; anfangs konnte ich es kaum genießen, und nachher konnte ich mich nur schwer davon trennen. Schon im Laufe der zweiten Woche machte ich aus der Nothwendigkeit eine Tugend und nahm mir vor, den Geschmack des Cörry recht schön oder wenigstens recht interessant zu finden; und nach Verlauf eines Monats war ich durch gastronomische Anpassung schon so sehr zum Indier geworden, daß ich nach neuen Cörry-Arten begehrte und den Ertrag meiner eigenen Jagdbeute zur Erfindung solcher verwerthete; es traten nun Cörry-Formen aus Affen- und Flederfuchsfleisch auf, die selbst Babua in Erstaunen setzten!

Ein großer Trost blieben mir unter allen Umständen die wundervollen Früchte, die tagtäglich auf dem Tische des Rasthauses prangten und mich für alle Cörry-Qualen reichlich entschädigten. Vor Allem muß ich dankbarst der herrlichen Bananen oder Pisangs gedenken, jener edelsten Tropengabe, die ihren Namen „Paradiesfeigen" mit Recht verdient (Musa sapientum). Wenn diese unvergleichliche Frucht überall in der Tropenzone zu den dankbarsten Culturpflanzen gehört und ihrem Besitzer die geringe auf sie verwendete Pflege tausendfach lohnt, so ist das doch in Ceylon ganz besonders der Fall. Denn wir sind ja hier im „Paradiese von Lemurien"! Die possirlichen Halbaffen oder Lemuren, die ich mir lebend im Rasthause hielt (Stenops gracilis), ließen darüber keinen Zweifel aufkommen; sie zogen ihre süßen „Paradiesfeigen" aller anderen Kost vor. Viele verschiedene Spielarten werden von den Singhalesen cultivirt. Als die feinsten gelten die kleinen, goldgelben „Ladies-Finger", die in der That nicht viel größer sind, als der Finger einer wohlgebildeten Dame und sich durch besondere Süßigkeit auszeichnen. Dagegen besitzen die riesigen Wasserbananen die Gestalt, Größe und Farbe einer stattlichen Gurke, und sind besonders erquickend durch ihren kühlen durststillenden Saft. Die dicken Kartoffelbananen umgekehrt sind geschätzt wegen ihres Mehlreichthums und ihrer

Nahrhaftigkeit; 3—4 Stück genügen, den Hunger zu ſtillen. Die Ananasbananen zeichnen ſich durch ihr feines Arom aus, die Zimmtbananen durch den gewürzigen Geſchmack u. ſ. w. Gewöhnlich wird die edle Frucht roh verzehrt, aber auch gekocht und geröſtet, eingemacht und mit Fett gebraten, ſchmeckt ſie vortrefflich. Wohl keine andere Frucht der Erde iſt gleichzeitig in ſo hohem Maße wohlſchmeckend und nahrhaft, geſund und ergiebig. Ein einziger Bananenbaum trägt eine Fruchttraube, die mehrere hundert Früchte zuſammengepackt enthält, und ein ſolcher prächtiger Baum, mit der herrlichen Krone ſeiner friſchgrünen überhängenden Rieſenblätter von zehn Fuß Länge iſt eine einjährige Pflanze! Dabei wetteifert die landſchaftliche Schönheit der Paradiesfeige mit ihrem unſchätzbaren Nutzen. Für alle indiſchen Hütten liefert ſie den reizendſten Schmuck. Wenn ich nur eine einzige edle Tropenpflanze in meinen europäiſchen Garten verpflanzen könnte, ſo würde ich der herrlichen „Musa sapientum“ vor allen anderen den Vorzug geben. Dieſe „Muſe der Weiſen“ iſt von Werth ein vegetabiliſcher „Stein der Weiſen“.

Nächſt den Bananen, deren ich täglich dreimal mehrere Stück in Belligemma verzehrte, bildeten die Hauptzierde der dortigen Tafel prächtige Ananas (ein paar Pfennige werth!); ferner die edle Mango (Mangifera indica), eiförmige grüne Früchte von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Fuß Länge; ihr crême-artiges goldgelbes Fruchtfleiſch zeichnet ſich durch ein feines, jedoch etwas an Terpentin erinnerndes Arom aus. Sehr angenehm fand ich die Früchte der Paſſionsblume (Passiflora); ſie erinnern an Stachelbeeren. Weniger entzückt war ich von den berühmten Cuſtardäpfeln, den ſchuppigen Früchten der Annona squamosa und von den indiſchen Mandeln, den harten Nüſſen der Terminalia catappa. Auffallend gering iſt in Ceylon die Qualität der Aepfel und der Orangen; letztere bleiben grün, ſind faſerig und ſaftlos; die geringe Güte dieſer und anderer Früchte iſt jedoch wohl vorzugsweiſe auf den Mangel ſorgfältiger Pflege

zu setzen; die Singhalesen sind viel zu bequem, um sich mit der Züchtung ihrer Culturpflanzen viel Mühe zu geben.

Nachdem ich mich an den Früchten meines bescheidenen Frühstücks im Rasthause von Belligemma gelabt hatte, verwendete ich die heißen Mittagsstunden, von 12—4 Uhr, gewöhnlich zur anatomischen und mikroskopischen Arbeit, zum Beobachten und Zeichnen, sowie zum Einmachen und Verpacken des gesammelten Materials. Die folgenden Abendstunden, von 4—6 Uhr, wurden dann in der Regel zu einer Excursion in die reizende Umgebung verwendet; bald nahm ich einige Aquarellskizzen derselben auf, bald suchte ich sie in Photographie zu verewigen. Dazwischen wurden im Walde Affen und Vögel geschossen, Insecten und Schnecken gesammelt, oder am Strande die Korallenriffe abgesucht und die wachsende Sammlung mit deren mannigfaltigen Producten vermehrt. Reich beladen mit Schätzen kehrte ich gewöhnlich eine halbe Stunde oder eine Stunde nach Sonnenuntergang in das Rasthaus zurück. Eine Stunde kostete in der Regel dann noch die Verpackung der eben gesammelten Sachen, das Abbalgen und Präpariren der geschossenen Thiere, das Pressen der Pflanzen u. s. w.

So wurde es meistens 8 Uhr, ehe ich zu meiner zweiten Hauptmahlzeit, zu dem sogenannten „Dinner“ gelangte. Auch bei diesem war wieder die wichtigste Schüssel der ewige „Curry and Rice“. Indessen kam dazu gewöhnlich noch ein Fisch oder Krebs, den ich mir vortrefflich schmecken ließ, nachher auch wohl noch eine Eierspeise oder Mehlspeise, und zum Schlusse wieder die köstlichen Früchte. An Fischen war in Belligemma natürlich kein Mangel. Unter allen als der feinste galt mit Recht der köstliche Seir-Fisch (Cybium guttatum), ein großer platter Stachelflosser aus der Familie der Makrelen oder Scomberoiden. Aber auch die Familien der Panzerwangen (Cataphracti), der Schuppenflosser (Squamipennes), der Lippfische (Labroides) lieferten recht wohlschmeckende Vertreter. Weniger zu rühmen waren die abenteuerlich gestalteten Rochen

und Haifiſche, die täglich in Rieſenexemplaren auf dem Fiſchmarkte erſchienen. Indem Babua mir dieſelben mit einer ſcharfgewürzten Pfefferſauce ſchmackhaft zu machen ſuchte, rechnete er vermuthlich auf das beſondere phylogenetiſche Intereſſe, das dieſe alten „Urfiſche", die Vorfahren der höheren Wirbelthiere (mit Inbegriff des Menſchen) für mich beſitzen.

Wie der geneigte Leſer aus dieſem Menu von Belligemma erſieht, war ich auf dem beſten Wege, dort vollſtändiger Vegetarianer zu werden. Zwar machte Socrates einige Male den Verſuch, mich durch die außerordentliche Leckerei von Beefſteak und Mutton-Chop zu erfreuen; allein ich unterlaſſe, dem Leſer meine Muthmaßungen über die wahre Natur der Thiere, denen ich dieſe Gerichte verdankte, mitzutheilen.

Dagegen muß ich nun das Geſtändniß ablegen, daß ich den Mangel der europäiſchen Fleiſchkoſt mir bisweilen durch die Erträgniſſe meiner Jagd zu erſetzen ſuchte. Obenan unter den Delicateſſen, die ich mir durch meine Flinte verſchaffte, ſtand Affenbraten; ich fand dieſes edle Hochwild ſowohl friſch geröſtet als in Eſſig gelegt ganz vorzüglich und lernte ahnen, daß der „Cannibalismus" eigentlich zur raffinirten Gourmandie gehört! Weniger appetitlich fand ich das Fleiſch der Flederfüchſe (Pteropus), welchem ein eigenthümlicher Moſchusgeruch anhaftet. Dagegen näherte ſich der Geſchmack der großen Eidechſen (Monitor dracaena) ziemlich dem des Kalbfleiſches; und die Schlangenſuppe erinnerte einigermaßen an Aalſuppe. Unter den verſchiedenen Vögeln wurden insbeſondere wilde Tauben und Krähen, ferner wilde Enten und Reiher als Surrogate der Hühner verwendet. Rechne ich dazu nun noch alle die verſchiedenen „Frutti di mare", die pikanten Seefrüchte: Muſcheln, Schnecken, Seeigel, Holothurien u. ſ. w., ſo gewinnt der Küchenzettel von Belligemma eine weit größere Mannigfaltigkeit, als es zuerſt den Anſchein haben mochte. Zum Ueberfluß hatte mich mein lieber Gaſtfreund von Punto-Galla, Mr. Scott, auch noch mit verſchiedenen europäiſchen Conſerven, Schottiſcher

Marmelade, Liebig's Fleisch-Extract ꝛc. ausgestattet, wie er auch für die nöthigen Getränke Sorge getragen hatte.

Was diese wichtige Frage des Getränkes betrifft, so schien sie anfangs sehr bedenklich. Denn das gewöhnliche Trinkwasser gilt fast allenthalben im Flachlande von Ceylon als sehr schlecht und ungesund, während das Hochland überreich am schönsten und frischesten Quellwasser ist. Die großen Regenmengen, die täglich auf die Insel herabstürzen, schwemmen beständig eine Masse Erdreich und vegetabilische Reste mit sich fort in die Flüsse; auch das stagnirende Wasser der Lagunen steht mit diesen vielfach in Communication. Allgemeine Regel ist es daher, das Wasser nur abgekocht zu trinken, als schwachen Thee, oder versetzt mit etwas Claret oder Whisky. Von Letzterem hatte mir Freund Scott eine mehr als ausreichende Quantität geschickt. Mein Lieblingsgetränk wurde jedoch bald die Milch der Cocosnuß, die ich eben so angenehm und erfrischend, als gesund fand.

War abends das frugale Dinner glücklich vorüber, so machte ich in der Regel noch einen kurzen Spaziergang am einsamen Meeresstrande, oder ich ergötzte mich an der Illumination des Cocoswaldes durch Tausende von prächtigen Leuchtkäfern und Feuerfliegen. Dann schrieb ich noch einige Notizen oder versuchte beim Scheine meiner Cocosöllampe zu lesen. Indessen wurde ich gewöhnlich bald so sehr von Müdigkeit übermannt, daß ich mich schon um 9 Uhr zu Bett verfügte, nachdem durch sorgfältiges Schütteln, wie morgens aus meinen Kleidern, die Scorpione und Tausendfüße daraus entfernt worden waren. Die großen schwarzen Scorpione (von 6 Zoll Länge) sind hier so häufig, daß ich einmal im Laufe einer Stunde ein halbes Dutzend derselben sammelte. Auch Schlangen finden sich in großer Zahl. Die zierlichen grünen Peitschenschlangen hängen überall von den Zweigen der Bäume herab und auf den Dächern der Hütten jagt bei Nacht die große Rattenschlange (Coryphodon Blumenbachii) Ratten und

Mäuſe. Obgleich ſie harmlos und nicht giftig iſt, bleibt es doch immer eine unangenehme Ueberraſchung, wenn dieſe fünf Fuß lange Natter plötzlich bei allzueifriger Jagd durch die Dachluken in das Zimmer und gelegentlich in das Bett hineinfällt.

Im Uebrigen wurde meine Nachtruhe durch die mannigfaltigen Beſtien von Belligemma nur wenig geſtört, abgeſehen von dem Geheul des Schakals und dem unheimlichen Ruf des Teufelsvogels (einer Eule, Syrnium Indrani), ſowie einiger anderer Nachtvögel. Die glockenartigen Stimmen der kleinen niedlichen Laubfröſche, die ihre Wohnung in großen Blumenkelchen aufſchlagen, wirkten eher wie ein Schlummerlied. Dagegen ließ mich oft das Spiel der eigenen Gedanken nicht zur Ruhe kommen; die Erinnerung an die vielen Erlebniſſe des vergangenen Tages, und die Spannung auf diejenigen des kommenden. In langer glänzender Reihe zogen da alle die bunten Bilder an mir vorüber, mit denen mich die letzten Ausflüge und Beobachtungen bereichert hatten, und neue Pläne für den nächſten Tag wurden entworfen.

Mit der braunen Bevölkerung von Belligemma, die zum größten Theile rein ſinghaleſiſches Blut beſitzt, kam ich durch die mannigfaltigen Arbeiten im zoologiſchen Laboratorium, wie durch meine Verſuche im Aquarelliren und Photographiren, bald vielfach in nähere Berührung. Gleich anfangs hatte mich der „Native Doctor" gebeten, ihm bei einigen chirurgiſchen Operationen behilflich zu ſein, und dadurch hatte ſich auch mein ärztlicher Ruf in einem Maße übertrieben verbreitet, daß ich manchen lieben Collegen in Deutſchland die glänzende (wenn auch nicht einträgliche) Praxis gegönnt hätte. Bald kam ich ſogar in den Ruf eines Tauſendkünſtlers und Hexenmeiſters, der aus Pflanzen Zaubertränke und aus Seethieren Gold machen könne. Die wunderlichſten Anforderungen an meine ſchwarze Kunſt wurden geſtellt. Alt und Jung begleitete mich ſcharenweis auf meinen Wanderungen durch das

Dorf und deſſen Umgebung. Alles, was ich that und unternahm, war für ſie intereſſant, und hinter Allem vermutheten ſie beſondere Geheimniſſe.

Sehr unterhaltend und zum Theil auch recht ergiebig geſtaltete ſich bald der Naturalienhandel mit den Eingeborenen, und ich verdanke ihm manches ſchöne Stück für meine Sammlung. Insbeſondere erwies ſich der ſchon erwähnte Tauſchhandel bald ſehr vortheilhaft. Unter den verſchiedenen Tauſchwaaren, die ich zu dieſem Zwecke mitgebracht, waren namentlich eiſerne Inſtrumente: Meſſer, Scheren, Zangen, Hammer u. ſ. w. ſehr begehrt; aber auch Glasperlen, bunte Steine oder dergleichen Schmuck. Den höchſten Werth beſaßen jedoch — und es ſpricht das für den Kunſtſinn der Singhaleſen — bunte Bilderbogen, von denen ich ein paar Hundert mitgenommen hatte. Dieſe Kunſtwerke, die allbekannten Lieblinge unſerer Kinder, die berühmten: „Bilderbogen aus Neu-Ruppin, Schön zu haben bei Guſtav Kühn" (—Stück für Stück fünf Pfennig! —) fanden in Belligemma den höchſten Beifall und ich bedauerte nur, nicht noch mehr mitgenommen zu haben. Auch als Gaſtgeſchenk wurden ſie außerordentlich geſchätzt; und ich konnte mit nichts Beſſerem mich erkenntlich zeigen für die Haufen von Cocosnüſſen, Bananen, Mango und anderen edlen Früchten, welche mir meine braunen Freunde, und beſonders die beiden Häuptlinge, täglich in das Raſthaus ſendeten. Bald fand ich alle vornehmeren Hütten des Dorfes mit dieſen feinen Erzeugniſſen der deutſchen Malerei geſchmückt; und elbſt aus benachbarten Dörfern kamen einzelne Häuptlinge und verehrten mir Früchte und Blumen, um ſich dadurch in den erſehnten Beſitz von Neu-Ruppiner Bilderbogen zu ſetzen. Obenan im Range ſtanden die Militaria: Preußiſche Ulanen, Oeſterreichiſche Huſaren, Franzöſiſche Artillerie, Engliſche Marine-Soldaten u. ſ. w. Ihnen folgten zunächſt Theater-Figuren, die bekannten Phantaſiegeſtalten von Oberon und Titania, von der weißen Dame, der Nachtwandlerin und Wagner's Nibelungen-Ring.

Daran ſchloſſen ſich die Hausthiere: Pferde, Rinder, Schafe. Dann erſt kamen die Bilderbogen mit Genrebildern, Landſchaften u. ſ. w. Je bunter und greller, deſto ſchöner!

Durch dieſe gegenſeitigen Geſchenke und durch jenen Tauſchhandel kam ich bald zu der Bevölkerung von Belligemma in ſehr freundſchaftliches Verhältniß; und wenn ich zu Fuß durch das Dorf wanderte oder auf dem Ochſenkarren hindurchfuhr, hatte ich nur immer rechts und links zu grüßen, um die ehrerbietigen Verbeugungen meiner braunen Freunde, die ſie mit auf der Bruſt gekreuzten Armen ausführten, zu erwidern. Bei dieſen Dorfpromenaden fiel mir, ebenſo wie bei den ſpäteren Beſuchen anderer ſinghaleſiſcher Dörfer, nichts ſo ſehr auf wie die Seltenheit des ſchönen Geſchlechts, namentlich der jungen Mädchen im Alter zwiſchen 12 und 20 Jahren; ſelbſt unter den ſpielenden Kindern ſind die Knaben weit überwiegend. Die Mädchen werden früh daran gewöhnt, im Innern der Hütten zu bleiben und dort häusliche Arbeiten zu verrichten. Dazu verblühen ſie ſehr bald. Oft ſchon mit 10 oder 12 Jahren verheirathet, werden ſie bereits mit 20—30 Jahren alte Frauen. Großmütter von 25—30 Jahren kommen häufig vor. Ein wichtiger Umſtand iſt ferner das permanente Mißverhältniß der männlichen und weiblichen Geburten unter den Singhaleſen. Auf je 10 Knaben ſollen durchſchnittlich nur 8—9 Mädchen geboren werden. Das ſchöne Geſchlecht iſt hier zugleich das ſeltene! Selten freilich iſt es auch wirklich ſchön.

In urſächlichem Zuſammenhange damit, wenigſtens theilweiſe, ſteht wohl auch das merkwürdige Verhältniß der Polyandrie. Trotzdem die engliſche Regierung ſeit langem eifrig bemüht iſt, dasſelbe zu unterdrücken, beſteht es dennoch fort, wahrſcheinlich noch ſehr verbreitet, beſonders in den entlegeneren Theilen der Inſel. Nicht ſelten haben zwei oder drei Brüder eine Frau gemeinſchaftlich; es ſoll jedoch auch Damen geben, die ſich des Beſitzes von 8—12 anerkannten Männern erfreuen. Ueber dieſe verwickelten Familien-Beziehungen und

ihre Consequenzen werden eine Menge von merkwürdigen Geschichten erzählt; doch ist es wohl sehr schwer, das Wahre daran von zugefügten Fabeln zu sondern.

Der alte Socrates, mit dem ich einmal über diese Polyandrie mich ausführlich unterhielt, überraschte mich dabei durch eine neue Vererbungs-Theorie, die zu merkwürdig ist, als daß ich sie hier nicht mittheilen sollte. Sie fehlte bisher unter den verschiedenen Vererbungsgesetzen im neunten Capitel meiner „Natürlichen Schöpfungs-Geschichte" und ist so originell, daß sie für jeden Darwinisten von hohem Interesse sein muß. Ich muß vorausschicken, daß Socrates ein Sohn des Hochlandes von Kandy und nach seiner Angabe aus einer hohen Kaste gebürtig war. Nur mit stiller Verachtung bewegte er sich daher unter den Bewohnern von Belligemma, unter denen er erst seit einigen Jahren weilte und mit denen er offenbar nicht auf dem freundlichsten Fuße stand. Er warnte mich gleich anfangs vor deren Schlechtigkeit im Allgemeinen und redete ihnen manch' einzelnes Uebles nach. „Freilich ist diese verdorbene Gesinnung nicht wunderbar," sagte er dann plötzlich achselzuckend mit einer sehr ernsten Miene: „Denn, Herr, Ihr müßt wissen, jeder dieser Leute im Tieflande hat von Anfang an mehrere Väter, und da er von allen seinen Vätern immer so viel schlechte Eigenschaften erbt, ist es ganz natürlich, daß diese Rasse immer verdorbener wird!"

Als Socrates mir zum ersten Male (gleich am ersten Tage in Belligemma!) eine Warnung vor dem schlechten Charakter seiner Landsleute zukommen ließ, wurde ich dadurch in der That etwas besorgt, und es beruhigte mich einigermaßen, als er treuherzig versicherte, daß er selbst dafür der beste Mensch sei und daß ich mich in allen Dingen unbedingt auf ihn verlassen könne. Wie erstaunte ich aber, als gleich darauf der erste Häuptling mich wieder mit seinem Besuche beehrte und mir im Stillen ungefähr ganz dasselbe versicherte — und als an den folgenden Tagen noch ein halbes

Dutzend Honoratioren des Dorfes mich beſuchten und dasſelbe Thema in anderen Tonarten variirten! Jeder bat mich, nur ja vor ſeinen Mitbürgern mich in Acht zu nehmen; denn es ſeien meiſtens ſchlechte Kerle, Lügner, Diebe, Verleumder u. ſ. w. Nur der Redner ſelbſt ſei eine Ausnahme und ich könne mich unbedingt auf ſeine Freundſchaft verlaſſen.

Wenn ſchon durch dieſe merkwürdigen Mittheilungen ein dunkler Schatten auf die geträumte Paradiesunſchuld der Singhaleſen fiel, ſo erſchien dieſe in noch trüberem Lichte durch die Mittheilungen des Richters (— oder, wie er ſich nannte, des „Gerichts-Präſidenten" —). Derſelbe verſicherte mir ſeufzend, daß er am meiſten im ganzen Dorfe zu thun habe und daß er den ganzen Tag nicht mit ſeiner juriſtiſchen Thätigkeit fertig werde. In der That fand ich die Gerichtshalle (— gleich der Schule ein offener Schuppen —) faſt immer mit ein paar Dutzend, und bisweilen mehr als hundert Dorfbewohnern gefüllt, die dort ihr Recht ſuchten. Indeſſen erfuhr ich zu meiner Beruhigung, daß die Mehrzahl der Proceſſe ſich um Beleidigungen und Verleumdungen, um Betrügereien und beſonders um Gartendiebſtahl drehe. Denn die Singhaleſen ſind im Allgemeinen zu Liſt und Betrug ſehr geneigt, ganz beſonders aber Lügner erſter Claſſe. Hingegen ſind ſie keine Freunde von Gewaltthaten; Körperverletzungen und Todtſchlag ſind ſelten, Raub und Mordthaten große Ausnahmen. Ueberhaupt kommen lebhafte Leidenſchaften ſelten zur Erſcheinung; ihr Temperament iſt im Ganzen entſchieden phlegmatiſch.

Große Liebhaber ſind die Singhaleſen von Tanz und Muſik, Beides allerdings in Formen, die wenig nach unſerem Geſchmacke ſein würden. Die wichtigſten Inſtrumente ſind Pauke und Tam-Tam, deren Kalbsfell aus Leibeskräften mit hölzernen Keulen bearbeitet wird, außerdem Rohrpfeifen und ein ſehr primitives Streichinſtrument mit einer einzigen Saite (Monochord). Wenn ich abends in der Nähe des Raſthauſes den Lärm dieſer ohrenzerreißenden Werkzeuge vernahm und

denselben nachging, traf ich in der Regel vor einem Feuer unter einer Palmengruppe einen Trupp von einem halben oder ganzen Dutzend brauner nackter Kerle, die sich mit weißen, gelben und rothen Strichen phantastisch bemalt hatten und in den wunderlichsten Capriolen umhersprangen. In weitem Kreise hockte eine andächtige Volksmenge dicht gedrängt umher und verfolgte diese grotesken Kunstleistungen mit Aufmerksamkeit. Um die Weihnachtszeit (welche auch für die Buddhisten das Fest der Jahreswende ist) wurden diese abendlichen „Teufelstänze" häufiger und erhielten besondere religiöse Bedeutung. Die Hauptkünstler waren dann mit bunten Federn abenteuerlich verziert, trugen ein paar Hörner auf dem Kopfe und hatten einen langen Schwanz angebunden, ein besonderes Vergnügen der lieben Jugend. Springend und johlend zog jetzt öfter ein ganzer Trupp solcher Dämonen unter Musikbegleitung auch bei Tage durch das Dorf; während die nächtlichen Trinkgelage manches Mal zu etwas bedenklichen Orgien ausarteten.

Eine besondere buddhistische Feierlichkeit hatte am 19. December der Häuptling des benachbarten Dorfes Dena-Pitya veranstaltet. Ich war als Ehrengast eingeladen und wurde nachmittags in feierlichem Aufzuge abgeholt. Ein ganzes Dutzend alter kahlgeschorener Buddhapriester in gelbem Talar empfing mich unter den Wipfeln eines ungeheuren heiligen Feigenbaumes und führte mich unter wunderlichem Gesange in den Tempel, der mit Guirlanden zierlich decorirt war. Hier wurde mir das große Buddhabild, reich mit duftenden Blumen geschmückt, gezeigt und die Bedeutung der Wandmalereien (Scenen aus der Lebensgeschichte des Gottes) erklärt. Dann wurde ich auf einen Thronsessel geführt, der dem Tempel gegenüber unter einer schattigen Bananengruppe errichtet war, und nun begann die eigentliche Vorstellung. Ein Musikchor von 5 Tam-Tam-Schlägern und ebenso vielen Flötisten begannen einen Lärm auszuführen, der „Steine erweichen" konnte. Zugleich erschienen auf 12 Fuß hohen Stelzen 2 Tänzer, die eine Reihe der wunder-

lichſten Evolutionen ausführten. Dazwiſchen trugen die Töchter des Häuptlings, üppige ſchwarzlockige Mädchen von 12—20 Jahren, mit ſehr zierlichen Gliedmaßen, Toddy oder Palmwein in Cocosſchalen und Zuckerbackwerk nebſt Früchten zur Erfriſchung umher. Von einer längeren Rede, die der Häuptling dann an mich hielt, verſtand ich leider kein Wort; doch merkte ich, daß ſie vorzugsweiſe die hohe Ehre betonte, die ihm heute durch meinen Beſuch widerfuhr. Pantomimiſch wurde dieſelbe Idee durch eine Bande von 10 nackten, bunt bemalten und geſchmückten Teufelstänzern ausgedrückt, welche rings um meinen Thron die tollſten Sprünge ausführten. Als ich endlich gegen Sonnenuntergang aufbrach und meinen Ochſenkarren aufſuchte, fand ich ihn ganz gefüllt mit den ſchönſten Bananen und Cocosnüſſen, die die freundlichen Leute mir noch als Gaſtgeſchenk mit auf den Weg gegeben hatten.

Kaum hatte ich hier als Ehrenpräſident eines echt ſinghaleſiſchen buddhiſtiſchen Zauberfeſtes fungirt, ſo mußte ich — ſchon am nächſten Tage! — eine entſprechende Function bei der Jahresfeier der Wesleyaniſchen Miſſion ausüben! Am folgenden Morgen (den 20. December) erſchien unvermuthet in einem Wagen aus Punto-Galla der Präſident der dortigen Wesleyaniſchen Miſſion (einer Religionsgeſellſchaft, die unſeren Herrenhutern ziemlich nahe ſteht.) Er theilte mir mit, daß in der hieſigen Schule derſelben heute zum Schluſſe des Jahresunterrichts eine feierliche Preisvertheilung ſtattfinde und daß ich ihrer guten Sache keinen größeren Dienſt erweiſen könne, als wenn ich ſelbſt die Prämien an die Kinder vertheile. Trotz allen Sträubens mußte ich mich doch ſchließlich fügen. Hatte ich geſtern dem großen Buddha gehuldigt, ſo mußte ich heute dem guten Herrn Wesley einen Gefallen thun. Ich wanderte alſo nachmittags in das kleine offene Schulhaus, wo etwa 150 Kinder in weißen Kleidern (theils aus Belligemma, theils aus benachbarten Dörfern) verſammelt waren. Zuerſt wurden mehrere Geſänge aufgeführt, die jedoch für die muſikaliſche

Bildungsſtufe des braunen Schulmeiſters kein beſonders erfreuliches Zeugniß ablegten; es kam mir vor, als ob die 150 Kinder (etwa 90 Knaben und 60 Mädchen) mindeſtens 50 verſchiedene Melodien gleichzeitig executirten. Die mangelnde Harmonie ſuchten ſie offenbar durch Stärke und Höhe der Stimme zu erſetzen. Dagegen fiel das folgende Examen in bibliſcher Geſchichte und engliſcher Grammatik recht befriedigend aus. Auch die aufgelegten Schreib- und Zeichenhefte waren nicht übel, wenigſtens in Anbetracht des Umſtandes, daß ſie im Paradieſe von Ceylon unter 6 Grad nördlicher Breite entſtanden waren. Nun hielt der Reverend N. eine feierliche Rede, an deren Schluſſe er mich aufforderte, die dreißig ausgeſetzten Prämien an die fleißigſten Schulkinder zu vertheilen. Ich rief die Namen derſelben, einer Liſte folgend, auf, und jedesmal kam der kleine Singhaleſe mit ſtrahlendem Antlitze vor und empfing mit tiefer Verbeugung aus meiner Hand ſeine Belohnung; ein engliſches Buch oder eine Bilderfibel. Zum Schluſſe wurde Alles mit Kaffee und Kuchen tractirt. Meine Freunde in Galla und Colombo, welche durch die Zeitung von dieſen meinen außerordentlichen Leiſtungen erfuhren, hatten darüber großen Spaß.

Die merkwürdigſte Feier jedoch, welcher ich während meines Aufenthaltes in Belligemma beiwohnte, war das Begräbniß eines alten Buddhaprieſters am 13. Januar. Während die gewöhnlichen Menſchen hier einfach begraben werden (und zwar im Garten hinter dem Wohnhaus oder im nahen Cocospark), ſo werden die Prieſter allein der Ehre der Verbrennung theilhaftig. Diesmal handelte es ſich um den älteſten und angeſehenſten Prieſter des Dorfes, und demgemäß war in der Nähe des Haupttempels ein gewaltiger Scheiterhaufen, mitten im Cocoswalde, aus Palmenſtämmen aufgeſchichtet. Nachdem die Leiche auf einer hohen, blumengeſchmückten Bahre unter feierlichen Geſängen durch das Dorf getragen worden war, zog eine Schar von jungen Buddhaprieſtern in gelber Toga ſie auf den Scheiter-

haufen hinauf, der eine Höhe von ungefähr dreißig Fuß hatte. Die vier Ecken desſelben wurden durch vier hohe, im Boden wurzelnde Cocosſtämme geſtützt, zwiſchen welchen baldachinartig ein großes weißes Tuch ausgeſpannt war. Nach Ausführung verſchiedener Ceremonien, feierlicher Geſänge und Gebete, wurde um 5 Uhr abends unter lautem Tam-Tam-Lärm der Scheiterhaufen angezündet. Die ringsverſammelte braune Volksmenge, mehrere Tauſend Köpfe ſtark, die den umgebenden Cocoswald erfüllte, folgte nun mit größter Spannung der Verbrennung der Leiche, beſonders aber dem Momente, in welchem der Baldachin von den Flammen ergriffen wurde. Die aufſteigende heiße Luft blähte dieſes horizontal ausgeſpannte weiße Tuch gleich einem gewaltigen Segel hoch empor und es war ſchon die Dunkelheit eingebrochen, ehe dasſelbe von der hoch auflodernden Flamme ergriffen und verzehrt wurde. In dieſem Augenblicke durchtobte tauſendſtimmiger lauter Jubel den ſtillen Wald; die Seele des brennenden Oberprieſters war jetzt gen Himmel geflogen. Zugleich gab dieſer feierliche Moment das Signal für den Beginn des heiteren Feſttheiles. Reiskuchen und Palmenwein wurde herumgereicht und es begann eine laute und luſtige Zecherei, die den größten Theil der Nacht hindurch rings um den noch immer brennenden Scheiterhaufen fortdauerte.

Abgeſehen von dieſen Feierlichkeiten und einigen weiteren Excurſionen in die Umgegend erlitt mein einſames Stillleben im Raſthauſe von Belligemma nur ſelten eine Unterbrechung. Dann und wann kam auf ſeiner Inſpectionsreiſe durch die Provinz ein engliſcher Regierungsbeamter, der ein paar Stunden im Raſthauſe verweilte, auch wohl den Abend mit mir ſpeiſte und dann weiter fuhr. Unbequemere Beſuche waren einige ſinghaleſiſche Schulmeiſter, die, durch den Ruf meines Laboratoriums angezogen, aus weiterer Entfernung angereiſt kamen, ſich mir als Collegen vorſtellten und alles Mögliche wiſſen oder ſehen wollten. Nun bin ich zwar allerdings in der Hauptſache auch nur ein Schulmeiſter und habe demgemäß vor meiner

Kaſte natürlich den größten Reſpect. Allein die beſondere Species des Praeceptor singhalensis, die ich hier näher kennen lernte, war doch wenig nach meinem Geſchmacke und ich war froh, wenn ich dieſe zudringlichen und eingebildeten, dabei aber doch ſehr unwiſſenden Geſellen glücklich abgeſchüttelt hatte. Daneben lernte ich übrigens ſpäter einige angenehmere und beſſer unterrichtete Exemplare derſelben Gattung kennen.

Der merkwürdigſte unter den vielen neugierigen Beſuchen, welche ich während meines dortigen Aufenthalts empfing, überraſchte mich jedoch zur Weihnachtszeit. Ich kam abends ſpät ſehr ermüdet von einer weiten Excurſion nach Boralu zurück, als ſchon vor dem Raſthauſe Socrates mir entgegenkam und mit geheimnißvoller Miene mir zuflüſterte, daß vier fremde „Ladies" ſeit einer Stunde ſchon auf mich warteten. In der That erblickte ich bei meinem Eintritte in das dunkle Raſthaus auf der Bank ſitzend vier Damen in europäiſcher, aber höchſt geſchmackloſer Kleidung. Wie erſchrak ich aber, als der flackernde Schein der Cocoslampe auf vier alte Hexengeſichter fiel, von denen eins immer häßlicher und runzeliger war als das andere. Wären es drei geweſen, ſo würde ich ſie für die drei Phorkyaden aus der claſſiſchen Walpurgisnacht gehalten und ihnen nach dem Muſter des Mephiſtopheles einiges Angenehme geſagt haben. Glücklicherweiſe wurde mir dies erſpart; denn die älteſte der vier braunen Huldinnen (— ſie mochte wohl über fünfzig Jahre zählen —) begann mir ebenſo höflich als würdevoll in leidlich gutem Engliſch mitzutheilen, daß ſie die wißbegierigen Töchter des Häuptlings aus einem benachbarten Dorfe ſeien, und daß der Großvater ihrer Mutter ein Holländer geweſen ſei; da ſie wiſſenſchaftliche Intereſſen beſäßen, wünſchten ſie meine Sammlung zu ſehen und photographirt zu werden. Ich bat ſie am andern Morgen wieder zu kommen. Zur Photographie konnte ich mich freilich nicht entſchließen; aber durch Demonſtration des Laboratoriums konnte ich doch ihren Wiſſenstrieb befriedigen.

XIII. XIV. XV.

Basamuna und Mirissa. Kogalla und Boralu. Matura und Dondera.

XIII. Baſamuna und Miriſſa.

Die nächſte Umgebung von Belligemma ſowohl als auch die weitere Hügellandſchaft, die ſich daran anſchließt, bietet eine Fülle der ſchönſten Bilder und zeigt den idylliſchen und zugleich großartigen Tropencharakter von Südweſt-Ceylon in ſeiner höchſten Vollendung. Die zahlreichen Excurſionen, die ich nach verſchiedenen Richtungen in dieſelbe unternahm, meiſtens von Ganymedes und William begleitet, gehören zu meinen liebſten Reiſeerinnerungen.

Der reizende Buſen von Belligemma wiederholt in Lage, Größe und Form faſt genau denjenigen von Punto-Galla; nur iſt erſterer um ein Drittel größer. Beide bilden nahezu einen Halbkreis, der nach Süden ſich öffnet und an deſſen Oeffnung ſowohl öſtlich als weſtlich ein ſchützendes Vorgebirge vorſpringt. Der Radius dieſes Halbkreiſes beträgt bei Belligemma etwas mehr als eine Seemeile, bei Galla etwas weniger; der Mündungsdurchmeſſer dort $1^1/_2$, hier nur 1 Seemeile. Der weſtliche Vorſprung des Hafens, welcher in Galla das Fort trägt, wird in Belligemma von der Baſamuna-Spitze gebildet, einer äußerſt maleriſchen Hügelgruppe, deren dunkelrothes Geſtein mit den ſeltſamſten Pandanusbäumen geſchmückt iſt. Das öſtliche Vorgebirge hingegen, an beiden Orten höher und weiter vorſpringend, trägt in Galla das Fort von Watering-Point, in Belligemma den ſchönen Wald von Miriſſa.

Die überraſchende Aehnlichkeit zwiſchen den beiden prächtigen Meeresbuchten wird dadurch noch größer, daß ihr weißer Sandſtrand größtentheils vom herrlichſten Cocospark überſchattet wird und daß die rothen und braunen Felſen dazwiſchen mit grotesken Pandanusbüſchen verziert ſind. Hier und dort erheben ſich in blauer Ferne darüber die Bergketten des Hochlandes, unter denen Hay-Cock und Adams-Pik als Landmarken am meiſten vorſpringen. Ja, dieſe Aehnlichkeit wiederholt ſich in den wundervollen Korallenbildungen beider Hafenbecken. Wie die größten und reichſten Korallenbänke von Galla rings um das Fort ſich finden, am Fuße des weſtlichen Vorgebirges, ebenſo auch in Belligemma, rings um den Klippenfuß von Baſamuna. Uebrigens ſind die Korallenbänke des letzteren weniger ausgedehnt als die des erſteren und der Hafen iſt tiefer und weniger klippenreich als dort. Es iſt daher ſchwer zu begreifen, daß der prächtige Hafen von Belligemma nicht längſt für die Schiffahrt größere Bedeutung gewonnen hat und daß nicht längſt an der Stelle des armen und beſcheidenen Fiſcherdorfes eine reiche und ſtolze Handelsſtadt blüht. Hätte ich in Indien eine Colonie zu gründen, ich würde nirgends anders hingehen als nach Belligemma!

Baſamuna, das Weſt-Cap von Belligemma, war mein bevorzugter Lieblingsſpaziergang während meines dortigen Aufenthaltes. Wenn ich Nachmittags zwiſchen 4 und 5 Uhr meine zoologiſchen Arbeiten beendet und die Beute der marinen Morgenexcurſion in den Weingeiſtgläſern ſicher untergebracht hatte, packte ich raſch die Mikroſkope und Inſtrumente in die Almeira und hing Ganymedes die Patrontaſche und die Botaniſirtrommel um. William nahm das Gewehr und das Schmetterlingsnetz und ich ſelbſt das Aquarellgeräth und Skizzenbuch. Die Baſamunaklippe iſt nur eine halbe Stunde vom Raſthauſe entfernt, welches am Südende des Dorfes, mitten an der Weſtſeite der Belligemma-Bai liegt. Der nächſte Weg dorthin führt längs des Strandes an einzelnen

Fischerhütten vorbei und dann am Rande des Cocoswaldes hin. Das ewig wogende Meer hat hier das lehmige Ufer stark unterwühlt und bringt alljährlich eine Anzahl der edlen Cocosstämme zum Fall; ihre weißen Leichen ragen zum Theil aus dem Wasser hervor, während der braune Wurzelschopf, ausgehoben und rein abgespült, wie ein behaarter Kopf an ihrem Ende sitzt. Eine Menge bunter Strandkrabben (Ocypode) und Einsiedlerkrebse (Pagurus) beleben den Strand; letztere verbergen hier ihren weichen Hinterleib nicht wie gewöhnlich in dem Gehäuse einer Seeschnecke, sondern mit Vorliebe in dem stattlichen rothmündigen Hause der großen landbewohnenden Palmenschnecke (Helix haemastoma). Wenn die Ebbe sehr tief ist, kann man unten um den Felsenfuß des steilen West-Caps herumklettern, über die entblößten Korallenfelsen, auf denen oft viele interessante Seethiere, bunte Schnecken und Muscheln, stachelige Seeigel und Seesterne zurückgeblieben sind. Bei Hochwasser muß man aber hinter dem Cap herum durch den Palmenwald gehen, in dem allenthalben einzelne Hütten mit Brotfruchtbäumen und Bananenschmuck zerstreut liegen.

Ganz überraschend ist dann der Anblick, wenn man plötzlich aus dem Cocoshain heraustritt und inmitten der tiefsten Einsamkeit die dunkelrothen Porphyrfelsen von Basamuna vor sich sieht, wild zerklüftete Klippen, an deren Fuß die tobende Brandung hoch emporspritzt. Ihr Rücken ist fast ganz mit Schraubenpalmen oder Pandangs bedeckt, von so phantastischen Formen und so grotesker Gruppirung, wie sie nur die wildeste Phantasie eines Gustav Doré ausdenken könnte. Gleich gewaltigen Riesenschlangen winden sich die verbogenen cylindrischen Stämme durch einander, unten auf zahlreiche, lange und dünne Luftwurzeln, wie auf Stelzen sich stützend, oben armleuchterartig verzweigt, ihre sparrigen Aeste gleich drohenden Armen gen Himmel streckend, am Ende jedes Armes ein schraubenförmig gewundener Blätterschopf. Beim Vollmondscheine gewährt diese gespensterhafte Gesellschaft mit ihren

langen und wirren Schatten einen ganz tollen Anblick und es ist begreiflich, daß die abergläubischen Singhalesen nicht zu bewegen sind, sich bei Nacht hineinzuwagen. Ich muß bekennen, daß mir selbst, trotz Doppelflinte und Revolver, ganz unheimlich zu Muthe wurde, als ich einmal beim Vollmond zwischen 10 und 11 Uhr ganz allein in diesem hexenmäßigen Pandanusdickicht herumkletterte; um so mehr, als der treue Ganymed vorher mit den rührendsten Blicken mich gebeten hatte, davon abzustehen. Ein scharfer Westwind warf den silbernen Schaum der Brandung mit Donnergetöse an den schwarzen Klippen haushoch empor, während er oben ein ganzes Heer von gethürmten Haufwolken mit fliegender Eile über das dunkle Firmament jagte. Der rasche Wechsel der schwarzen Wolkenschatten und des zauberhaften Vollmondglanzes gab auf den schimmernden Blätterköpfen und dem verschlungenen Stammgewirr Effecte, wie man sie unheimlicher sich nicht denken kann.

Wenn man sich durch das Pandanusdickicht von Basamuna hindurch gearbeitet hat und auf die frei vorspringende Felsenspitze hinaustritt, erblickt man zur Linken den Eingang in die Belligemma-Bai, im Süden fern gegenüber die Cocospalmen der Mirissaspitze; zur Rechten hingegen eine fein geschwungene Ausbuchtung des Strandes, der dicht mit Cocospalmen gesäumt ist; und über dem letzten nördlichen Vorsprung desselben eine allerliebste Insel mit Gebüsch bewachsen. Von dem Dorfe, von dem uns bewaldete Hügel trennen, ist hinten im Rücken (ostwärts) Nichts zu sehen, und keine Spur menschlicher Existenz stört den Eindruck der absoluten Einsamkeit, der diese zauberhafte Meereswarte umwebt. Frei und ungehemmt fliegt der Blick hier über den unermeßlichen blauen Spiegel des indischen Oceans und würde erst 30 Längengrade weiter westwärts wieder auf Land stoßen, auf ein Land, das in jeder Beziehung das Widerspiel unserer üppigen Umgebung ist, auf die trockene und pflanzenlose Sandküste der

abyſſiniſchen Somali-Neger. Unſere Gedanken aber fliegen noch viel weiter nach Nordweſten; denn die ſtrahlende Sonne ſinkt immer tiefer gegen den violetten Meereshorizont, und es naht die bezaubernde Abendſtunde; „die hehre Stunde, da mit ſtillem Sehnen der ferne Schiffer an die theure Heimath denkt". Heimwärts fliegen unſere Gedanken zu dem lieben Thüringen und zu all den treuen Herzen, die jetzt vielleicht im traulichen Zimmer um die Lampe ſitzen und am wärmenden Ofen von dem fernen Indienfahrer ſprechen, während tiefer Schnee draußen Berg und Thal in weißen Mantel hüllt. Welcher Gegenſatz zu unſerer Umgebung! Die rothglühende Sonnenkugel ſinkt jetzt wirklich in den Ocean und taucht die rothen Felſen, auf denen wir ſitzen, in ein wahres Flammenmeer. Wie zart und luftig erſcheinen darüber die roſigen Abendwolken und wie prachtvoll der vergoldete Strand mit ſeinem Palmenſaum! Aber kaum finden wir Zeit, das reizende Farbenſpiel in raſchem Wechſel ſeiner Töne zu verfolgen, ſo iſt es auch ſchon vorbei, und die kurze Abenddämmerung eilt mit ſolcher Schnelligkeit vorüber, daß es ſchon ganz dunkel iſt, ehe wir durch den Palmenwald vorſichtig taſtend unſeren Rückweg zum Raſthaus ſuchen.

Aehnliche und doch verſchiedene Reize als Baſamuna beſitzt das gegenüber liegende Oſtcap der Belligemma-Bai, das herrliche Miriſſa. Um dieſes im Segelboot zu erreichen, braucht man bei günſtigem Winde vom Raſthauſe aus kaum eine Viertelſtunde; hingegen mehrere Stunden, wenn man zu Fuß längs des Strandes die ganze Bucht umkreiſt; man muß dann auch die Mündung des Polwattafluſſes überſchreiten, der an der Nordoſtecke der Bai in dieſelbe mündet. Es war ein wundervoller friſcher Morgen, als ich (am 6. Januar) zum erſten Male mich nach Miriſſa überſetzen ließ, ausgerüſtet mit Proviant für den ganzen Tag, weil ich von dort aus mehrere Excurſionen unternehmen wollte. Das kleine Fiſcherdorf Miriſſa, das „Muſcheldorf", welches unmittelbar am Fuße des gleich-

namigen Vorgebirges liegt, hat seinen Namen von den zahlreichen Muscheln (sowohl Miesmuscheln als echten Austern) erhalten, welche die Felsen seines Strandes bedecken. Ein großer Zug von sardellenartigen Fischchen beschäftigte gerade die Bewohner, als wir uns dem Dorfe näherten; alle disponiblen Canoes waren längs des Zuges vertheilt und Jung und Alt eifrigst beschäftigt, mit kleinen Handnetzen so viel davon zu erbeuten als möglich. Wir umschifften das malerische Cap, an dessen mächtigen braunen Quaderblöcken sich eine wilde Brandung bricht, segelten noch eine Meile weiter und landeten auf der anderen Seite des Caps in einer kleinen geschützten Bucht. Dann kletterte ich mit Ganymed auf die Höhe des Vorgebirges, den frei vorspringenden „Mirissa-Point", und durchstrich den schönen Wald, der außen mit Pandanusbüschen gesäumt ist und dessen stattliche Bäume (meist Cedrelen und Terminalien) mit prächtigen Guirlanden von Schlingpflanzen behangen sind. Zahlreiche Affen und Papageien belebten dieselben, waren jedoch sehr scheu und ließen mich nicht zum Schuß kommen. Als wir gegen Mittag an den Strand zurückkehrten, bemerkten wir in der Nähe unseres Bootes eine Gruppe von Eingeborenen; der stattliche, an ihrer Spitze befindliche Häuptling, ein hübscher Mann von etwa 40 Jahren, mit sehr sanfter und einnehmender Miene, näherte sich mir in ehrerbietigster Weise und überreichte mir ein hübsches Fruchtkörbchen, mit Mango, Ananas, Orangen und anderen edlen Früchten seines Gartens gefüllt, und mit duftigen Jasmin-, Plumiera- und Oleanderblüthen rings verziert. Mit ebenso freundlichen als bescheidenen Worten bat er mich, das Mittagsmahl, welches ich eigentlich am Strande im Cocosschatten hatte verzehren wollen, in seiner Hütte einzunehmen. Nachdem ich dies dankend angenommen, schickte er einige seiner Leute voraus, um noch Vorbereitungen zu treffen, während ich William und zwei meiner Bootsleute anwies, ihm mit dem Korbe, der unsere kalte Küche enthielt, zu

folgen. Ich selbst erquickte mich inzwischen an einem herrlichen Seebade.

Nach Verlauf einer Stunde erschien der Häuptling wieder, gefolgt von einer Schar allerliebster Kinder, die mit Blumen geschmückt waren. Auf einem gewundenen Pfade durch Cocoswald führte er mich in einen Theil des Dorfes, der von letzterem rings umschlossen ist und den ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Durch einen niedlichen Garten, dessen Weg mit Blumen bestreut war, gelangten wir zu der stattlichen Hütte des Häuptlings, ganz aus Bambusrohr gebaut und mit Palmenblättern gedeckt. Der Eingang war in der zierlichen Weise, auf welche sich die Singhalesen so gut verstehen, mit Ornamenten aus gespaltenen und geflochtenen Palmenblättern verziert. Unter dem breiten Rohrdache, welches vor der Hütte eine schattige Veranda bildete, war aus Palmstämmen und Brettern ein großer Tisch improvisirt und mit den schönsten frischgrünen Bananenblättern bedeckt. Das mitgenommene Mittagbrod war darauf servirt, außerdem aber auch eine große Schüssel voll Reis und Cörry, sodann frische Austern, süße Bananen und Cocosnüsse, das gütige Gastgeschenk unseres braunen Wirthes. Der herrliche Appetit, mit dem ich dieselben verzehrte, durch die vorhergehende heiße Wanderung und das folgende Seebad geschärft, wurde dadurch nicht beeinträchtigt, daß die ganze zahlreiche Familie des Häuptlings den Tisch umstand und mit größter Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen verfolgte, während außerhalb des Gartens die braunen Dorfbewohner versammelt standen und aus der Entfernung zuschauten.

Nach Vollendung dieses originellen Mahles, das mir wie Nektar und Ambrosia schmeckte, bat mich mein freundlicher Wirth, meinen Namen und den meines Vaterlandes auf ein Palmenblatt zu schreiben, das er über der Thür seiner Hütte befestigt hatte. Sodann stellte er mir seine ganze Familie vor, nicht weniger als 16 Kinder (9 Knaben und 7 Mädchen),

eins immer hübſcher als das andere. Nur die älteren, etwa von 12 Jahren an, waren halb bekleidet, während bei den jüngeren ein um die Hüften geſchlungener Bindfaden, an dem vorn in der Mitte eine Silbermünze hing, die Kleidung ſymboliſch andeutete. Arme und Beine waren mit ſilbernen Ringen geſchmückt. Da hatte ich denn die ſchönſte Entwickelungsgeſchichte der ſinghaleſiſchen Körperform in einer Reihe vollendeter Typen vor Augen, um ſo intereſſanter, als gerade dieſer Theil der Küſtenbevölkerung wegen ſeines reinen Singhaleſenblutes berühmt iſt und in der That wohl ſehr wenig fremde Beimiſchung enthält. Die zierliche und bei den älteren Mädchen ungewöhnlich üppige Körperform, mit auffallend kleinen Händen und Füßen, mochte wohl den größten Theil der zweiunddreißig Eigenſchaften aufweiſen, welche nach den ſinghaleſiſchen Dichtern zur Schönheit erforderlich ſind, vor Allem das lange ſchwarzlockige Haar, die mandelförmigen Augen, ſchwellenden Lippen, Buſen gleich der jungen Cocosnuß u. ſ. w. Die Hautfarbe war zimmtbraun in verſchiedenen Abſtufungen, bei den kleinen Kindern heller. Die glückliche Mutter dieſer ſechzehn hübſchen Kinder (eine freundliche dicke Matrone von 40 Jahren) war offenbar nicht wenig erbaut, als ich ihr durch William meine äſthetiſche Befriedigung über ihr Familienglück ausſprechen ließ.

Nachmittags ließ ich mich von dem Häuptling und ſeinen älteren Söhnen nach einer kleinen, etwa eine Stunde entfernten Buddha-Capelle führen, neben der ein ſehr alter heiliger Feigenbaum oder „Boga“ (Ficus religiosa) ſtehen ſollte. Ich fand in der That ein Prachtexemplar, neben dem die anderen alten Bäume des Waldes wie ſchlanke Jünglinge ausſahen. Sein mächtiger Rieſenleib ging oben in zwei gewaltige Arme auseinander, von deren Schultern ganze Büſche langer Lianen, gleich einem prächtigen grünen Mantel herabhingen. Andere dichtverſchlungene Kletterpflanzen bedeckten das Wurzelwerk des mächtigen Fußes; die weiße Kuppel einer Dagoba und

die benachbarte kleine Buddha-Capelle nahmen ſich daneben ganz winzig, wie Zwerghütten aus. Der Boden rings umher war mit den ſchönſten Pothospflanzen geſchmückt, unter denen der ſonderbare Amorphophallus ſich durch ſeine hohen rothen Fruchtkolben und mächtigen fiederſpaltigen Blattwedel auszeichnete.

Es wurde ſpäter Nachmittag, ehe ich zum Dorfe zurückkehrte. Hier fanden wir vor der Hütte des Häuptlings wieder Cocosmilch und Bananen zu unſerer Erfriſchung bereit. Die ganze Bevölkerung gab uns das Geleite, als wir zum Boote an den Strand hinabgingen. Der Abſchied von unſeren gütigen Wirthen, welche die liebenswürdigſten Seiten des ſinghaleſiſchen Volkscharakters in ihrem vollen Lichte gezeigt hatten, wurde mir ordentlich ſchwer; und ich bedauerte, nicht einige Neu-Ruppiner Bilderbogen bei mir zu haben, um meiner Dankbarkeit vollen Ausdruck geben zu können. In deren Ermangelung ſchenkte ich meinem freundlichen Wirthe mein Taſchenmeſſer und eines von den großen Gläſern, die ich zum Fangen der Seethiere mitgebracht hatte.

Kurz vor Sonnenuntergang umſchifften wir wieder das Miriſſa-Cap und wurden hier am Eingange der Belligemma-Bai von einem Anblick überraſcht, den ich nie vergeſſen werde. An dem öſtlichen Ufer derſelben, oberhalb Miriſſa, ſpringt baſteiartig eine Reihe von ſenkrecht abfallenden, ſchön geformten, hohen Felſen hervor, deren rothe Farbe ſchon bei gewöhnlichem Tageslichte mit derjenigen friſch gebrannter Ziegelſteine wetteifert. Von ihnen rührt jedenfalls der Ortsname der Bucht her, die „Red-Bay" der älteren Karten. Jetzt im Lichte der untergehenden Sonne leuchteten ſie wie glühende Kohlen, während ihre Schlagſchatten in reinem Kobaltblau prangten. Ich begriff, warum die Miriſſa-Leute ſie „Ratu-Pana" nannten, die „rothen Lampen". Der öſtliche Himmel über dieſen Feuerfelſen war blaßgrün, während eine Reihe von geballten Haufwolken in den zarteſten Roſen- und Aurorafarben

ſchimmerten. Dazu nun eine warme braungrüne Färbung des Cocos- und Pandanuswaldes, die tiefſten dunkelgrünen und violetten Töne auf der ſpiegelnden Meeresfläche — das Alles gab ein tropiſches Farbenconcert erſten Ranges, wie ich es nie vorher geſehen habe und auch nie wieder ſehen werde.

Eine Farbenſkizze, die ich davon an Ort und Stelle im Boote entwarf, kann nur als bloßer Anhalt der Erinnerung dienen. Und doch, was würden die Kritiker der Berliner Kunſtausſtellung dazu ſagen? Jene weiſen Leute, die alle effectvollen Landſchaften verurtheilen, ſobald deren Farbenkraft und Formenfülle nicht mehr dem dürftigen Maßſtabe unſeres armen Norddeutſchland entſpricht! Haben ſie doch einſtimmig das prachtvolle Bild von Ernſt Körner verworfen, in welchem dieſer kühne Landſchafter einen Sonnenuntergang in Alexandrien ebenſo glänzend als wahr darſtellte! Und doch verhält ſich der Letztere zu dem Zauberbilde von Miriſſa, wie die dürftige Vegetation von Egypten zu der üppigen von Ceylon! Aber freilich, was an der Spree nicht blüht, das darf auch nicht in Indien exiſtiren. Hat man doch vielfach die Farbeneffecte von Eduard Hildebrand „übertrieben“ genannt, obwohl ſie viel eher zu ſchwach, als zu ſtark ſind. Doch ſolche Zauberpracht der Natur muß man geſehen haben, um ſie zu glauben!

XIV. Kogalla und Boralu.

Unter den weiteren Ausflügen, welche ich von Belligemma in deſſen entferntere Umgegend unternahm, ſind namentlich diejenigen von Kogalla und Boralu mir in der angenehmſten Erinnerung geblieben und wohl werth, daß ich ihrer hier kurz gedenke. Kogalla-Wewa, der „Felſen-See“, zeichnet ſich durch beſondere Größe und Schönheit unter den vielen ausgedehnten Lagunen aus, welche zwiſchen Colombo und Matura ſich längs der Südweſtküſte von Ceylon hin-

ziehen und viele der hier mündenden Küstenflüsse in Verbindung setzen. Der See liegt halbwegs zwischen Punto-Galla und Belligemma, und erreicht eine beträchtliche Ausdehnung, da er viele Arme nach verschiedenen Seiten hin ausschickt. Die Ufer bilden allenthalben dicht bewaldete Hügel, über welchen die Kronen zahlloser Cocospalmen sich wiegen. Viele kleine Inseln, theils nackte Felsen, theils mit Palmenpflanzung oder Buschwald bedeckt, verleihen der mannigfaltigen Scenerie besonderen Reiz, ebenso wie die idyllischen Hütten der Singhalesen, die in großer Zahl, aber einzeln zerstreut, aus dem grünen Dickicht hervorschauen. Die Vegetation ist überall von einer Frische und Pracht, die nicht übertroffen werden kann.

Es war ein herrlicher Sonntag-Morgen (am 18. December), als ich schon vor Sonnenaufgang von Belligemma aufbrach, um recht frühzeitig Kogalla zu erreichen. Mein lieber Gastfreund von Punto-Galla, Mr. Scott, mit dem ich dort zusammen treffen wollte, hatte mir schon Tags zuvor seinen leichten Einspänner mit dem munteren Pony und einen seiner Diener geschickt. Rasch rollten wir durch die idyllischen Dörfer an der Galla-Straße, deren Bewohner sich soeben von ihrem Lager erhoben und das übliche Morgenbad an der Straße verrichteten. Sobald die jungen Sonnenstrahlen den thaublinkenden Palmenwald durchdrangen, fing es darin an lebendig zu werden und ich genoß von Neuem dieses reizend frische Morgenleben der Tropen, das mich schon so oft entzückt hatte. Da ich eine Stunde früher, als verabredet war, an dem Orte unserer Zusammenkunft eintraf, hatte ich noch Zeit genug, den herrlichen Wald mit Muße zu durchstreichen.

In Begleitung von Mr. Scott kam auch noch ein deutscher Landsmann mit, ein Hamburger, gegenwärtig in Singapore ansässiger Kaufmann, Herr Reimers. Er hatte zur Erholung einen Ausflug nach Ceylon und Bombay unternommen, und es traf sich recht hübsch, daß er noch am Tage vor

ſeiner Rückreiſe uns Geſellſchaft leiſten konnte. Zu Dreien fuhren wir noch eine kurze Strecke durch Palmengärten und hielten dann vor einer Hütte am Ufer des Kogalla-Sees. Hier erwartete uns bereits ein Doppelcanoe, das die ſinghaleſiſche Bemannung auf das Zierlichſte mit Blumenguirlanden und Arcaden aus Cocosgeflecht decorirt hatte. Dieſe Doppelcanoes, die auf den Landſeen ſowohl als auf den größeren Flüſſen von Ceylon ſehr beliebt ſind, beſtehen aus zwei ausgehöhlten parallelen Baumſtämmen von 16–20 Fuß Länge, die 4–6 Fuß auseinander ſtehen und durch Querhaken feſt verbunden ſind. Ueber Letztere ſind Bretter gelegt. Rechts und Links erheben ſich die ſchlanken Stämmchen von einem halben Dutzend junger Arecapalmen, die oben ein breites Schattendach aus Pandangmatten tragen. In den Zwiſchenräumen zwiſchen den Stämmchen bilden ausgeſpannte Blätter der Fächerpalme (Boraſſus) ein zierliches Gerüſt. Die Bänke, welche in dieſem kleinen ſchwimmenden Gartenhäuschen beiderſeits ſtehen, gewähren den angenehmſten ſchattigen Sitz, von dem aus man frei nach allen Seiten ſieht. Sechs oder acht kräftige Ruderer finden entweder in dem vorderen oder in dem hinteren Theil der hohlen Baumſtämme, der beiderſeits frei vorragt, ihren Platz.

Der ſchmale Arm des Sees, von dem wir ausfuhren, öffnet ſich in das weitere Hauptbecken durch ein Thor, welches durch drei mächtige nackte Felsblöcke halb geſperrt erſcheint. Dieſe Granitblöcke heißen „die drei Brüder" (Tunamalaja) und ſind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher großer Krokodile, die ſich hier mit weit aufgeſperrtem Rachen ſonnen. Kein Schwimmer würde ungeſtraft zwiſchen dieſen furchtbaren Thorwächtern hindurch kommen. Das Hauptbecken des Sees iſt ringsum von dichten Waldmaſſen eingerahmt, über denen ſich freundliche Hügel mit Palmen erheben. Einen beſonderen Reiz desſelben aber bilden die niedlichen Inſeln, die zum großen Theil ebenfalls mit Cocospark geziert ſind. Die edlen Palmen

bilden gewöhnlich auf jeder solchen kleinen Insel ein prachtvolles Riesenbouquet, da ihre gewaltigen Fiederkronen möglichst viel Licht und Sonne zu gewinnen trachten. Die schlanken und zierlich gebogenen weißen Stämme streben daher nach allen Richtungen auseinander, so daß die außen stehenden fast horizontal sich über den Wasserspiegel neigen, während die mittleren vertical zum blauen Himmel emporragen. Ein wahres Muster einer solchen Cocosstrauß-Insel war das reizende kleine Gan-Duwa, welches unmittelbar vor dem Rasthause von Belligemma die größte Zierde in dessen nächster Umgebung bildete.

Wir landeten an einer solchen kleinen Cocosinsel, um der glücklichen Familie, die mitten im Palmenbouquet ihre einsame Hütte aufgeschlagen hatte, einen Besuch abzustatten. Drei kleine nackte Kinder, die munter zwischen den Felsen des Strandes mit Muscheln gespielt hatten, flohen bei unserer Annäherung erschreckt unter lautem Geschrei zu ihrer Mutter. Diese, ein hübsches junges Weib, mit einem vierten Kinde an der Brust, schien ebenfalls über den seltenen Besuch bestürzt und lief eilends mit ihren Kleinen zur Bambushütte. Hinter dieser trat jetzt ihr Mann hervor, der eben im Garten süße Pataten ausgegraben hatte: ein kräftiger junger Singhalese, ganz nackt, und nur mit einem schmalen Schurz um die Hüften. Mit natürlichem Anstande begrüßte er uns und frug, ob er uns nicht mit einigen Curumba (jungen Cocosnüssen) erfrischen könne. Als wir diese Frage dankend bejahten, kletterte er sofort auf einen der größten Stämme hinauf und warf uns ein halbes Dutzend der schönsten goldgelben Früchte herunter, von jener feinen Spielart, die hier „Königs-Cocosnuß" heißt. Der kühle, limonadenartige Trank wirkte bei der brennenden Sonnenglut wunderbar erfrischend. Dann präsentirte er uns auf einem großen Caladiumblatt eine Traube von herrlichen süßen Bananen, und führte uns in seinen kleinen Garten, in welchem eine Auswahl der edelsten Tropen-

gewächſe cultivirt war. Auf unſere Frage, ob dieſe zum Unterhalte ſeiner Familie für das ganze Jahr ausreiche, erwiderte er, daß er außerdem auch noch Fiſche und Krebſe aus dem See fange; und daß er von dieſen und von dem Ueberſchuß der Früchte noch eine hübſche Summe Geldes einlöſe, für welche er Reis kaufe und einiges Hausgeräthe für ſeine Familie; mehr aber habe er niemals nöthig. Beneidenswerthe Familie! Auf Eurer kleinen Cocosinſel lebt Ihr wirklich im Paradieſe, und kein feindlicher Nachbar ſtört Euch in Eurem ſtillen friedlichen Glücke!

Wir ruderten nun noch weiter in den See hinaus und auf einen vorſpringenden Felſen zu, über welchem die weiße Dagoba-Kuppel eines Buddhatempels aus dem dichten Gebüſch hervorragte. Eine ſteinerne Treppe führte durch letzteres zu dem Tempel hinauf, auf deſſen Altar fromme Hände Jasmin und andere duftige Blumen geopfert hatten. Die rohe Malerei an den Tempelwänden und die große ruhende Buddhaſtatue in gelbem Gewande unterſchied ſich nicht von der gewöhnlichen Form. Die Wohnungen der Prieſter hinter dem Tempel lagen ganz idylliſch unter dem Schatten eines gewaltigen Boga und genoſſen den ſchönſten Blick auf den See; der ſenkrecht abfallende rothe Felſen bildete eine natürliche Terraſſe. Ein paar große Kittulpalmen (Caryota) ſowie eine ſchöne Gruppe von Areca- und Talipot-Palmen dienten nicht minder zum Schmucke des anmuthigen Bildes, als die dichten Gehänge von Schlingpflanzen aller Art, die von den Kronen einiger mächtiger Kadſchubäume (Anacardium) herabfloſſen.

Es war glühend heiß geworden, als wir gegen Mittag zur Hütte des Häuptlings von Kogalla zurückruderten, und der unbewegliche Seeſpiegel warf die ſenkrechten Sonnenſtrahlen wie eine polirte Metallplatte zurück. Wir wurden daher auf das Angenehmſte durch die Kühle überraſcht, die wir in dem dämmerigen Raume der dichtbeſchatteten Hütte vorfanden; und das opulente Diner, welches der gütige Mr. Scott in-

zwiſchen durch ſeinen Diener hatte herrichten laſſen, mundete uns unvergleichlich. Nach demſelben unternahm ich, während meine Freunde eine Sieſta hielten, noch allein eine Excurſion nach der anderen Seite des Sees. Ich beſuchte dort einen zweiten größeren Buddhatempel und ſammelte einige von den prächtigen Erdorchideen und Gewürzlilien (Marantaceen), mit denen die Ufer hier geſchmückt waren. Auch dieſe Seite des Sees bereicherte mein Skizzenbuch mit einigen reizenden Motiven. Leider mußte ich dieſen Genuß wieder mit meinem Blute bezahlen, da die läſtigen Blutegel im Graſe des Seeufers überaus häufig waren.

Nicht minder prächtig, wenn auch weniger großartig als dieſer Felſenſee, der „Kogalla-Wewa", war ein anderer See, den ich von Belligemma aus mehrmals beſuchte, der „Kieſelſee", Boralu-Wewa. Ich verdanke die herrlichen Tage, die ich dort verlebte, dem zweiten Häuptling von Belligemma, dem trefflichen Aretſchi. Derſelbe beſaß in der Nähe des Sees ein ausgedehntes Stück Feldland, das er theilweiſe mit verſchiedenen Früchten, theilweiſe mit Limongras bepflanzt hatte, und auf welchem er 30—40 Arbeiter beſchäftigte. Der Weg dahin führt von Belligemma nach Oſten tief in das üppige Hügelland hinein, das ſich viele Meilen weit bis zum Fuße des Gebirges hinzieht.

Das erſte Naturwunder, das man auf dieſem Wege findet, iſt eine gewaltige Cocospalme, eine Meile von Belligemma entfernt, deren Stamm oben gabelförmig in drei Aeſte geſpalten iſt und ſomit drei Kronen trägt — eine ſehr ſeltene Abnormität. Das zweite Wunder findet ſich eine Meile weiter, am Polwattafluſſe. Diesſeits der Brücke, die über denſelben führt, ſteht neben einem Buddhatempel ein prächtiger alter Banyanenbaum (Ficus indica) mit Lianen-Guirlanden phantaſtiſch behangen; jenſeits der Brücke aber, vor dem kleinen Dorfe Dena-Pitya (d. h. Rinderfeld) erhebt ſich noch ein weit größerer Baum derſelben Art, ein wahrer Rieſe ſeines Ge-

ſchlechts, ja vielleicht einer der größten dieſer Wunderbäume, die überhaupt exiſtiren. Seine ungeheure Krone, unter der ein ganzes Dorf mit mehr als hundert Hütten Platz und Schatten finden würde, ſtützt ſich auf zahlreiche ſtarke Stämme, von denen jeder einzelne für ſich allein als mächtiger Baum Bewunderung verdient. Alle dieſe rieſigen ſäulengleichen Stämme ſind nichts als Luftwurzeln, herabgeſenkt von horizontalen Seitenäſten des mittleren Hauptſtammes. Zwiſchen ihnen hängen viele kleinere Luftwurzeln herab, welche noch nicht den Boden erreicht haben und die Entſtehung des vielſtämmigen Baumrieſen erläutern. Tiefe Dämmerung herrſcht beſtändig unter dem Schattendache der ungeheuren Krone, deren dichte Blättermaſſen keinen Lichtſtrahl durchfallen laſſen; es iſt begreiflich, daß die buddhiſtiſchen Dorfbewohner nur mit ſcheuer Ehrfurcht ſich dem heiligen Baume nahen.

Ein Naturwunder ganz anderer Art beſitzt das Dorf Dena-Pitya in einer Frau von ungefähr 50 Jahren, welcher die Oberſchenkel vollſtändig fehlen. Der Oberkörper iſt kräftig und wohlgebildet; er ruht aber unmittelbar auf den Unterſchenkeln, die am Hüftgelenke eingefügt ſind. Dieſe ſeltene Mißbildung iſt um ſo merkwürdiger, als die Frau drei wohlgebildete Kinder beſitzt, welche gleich der Mutter an jedem Fuße nur vier Zehen haben. Leider wurde eine nähere Unterſuchung nicht geſtattet.

Wenn man die Straße von Dena-Pitya weiter oſtwärts verfolgt, gelangt man nach ein paar Meilen zu einer der berühmten Edelſteingruben, die im vorigen Jahrhundert noch ſehr ergibig geweſen ſein ſollen. Jetzt ſcheinen ſie ziemlich erſchöpft zu ſein. Doch wurde während meiner Anweſenheit daſelbſt ein Diamant gefunden, den der glückliche Finder nachher für 400 £ (= 8000 M.) verkaufte. In Folge deſſen ſtrömten zahlreiche neue Arbeiter in dieſe „Gem-Pits“. Als ich dieſelben beſuchte, waren etwa 160—180 Arbeiter in 30—40 tiefen Gruben mit Schlämmen und Sieben der Erde beſchäftigt.

Der Weg nach Boralu führt schon vor Dena-Pitya ab, in nordöstlicher Richtung; bald durch den schönsten Palmenwald, bald durch üppiges Djungle, bald über hellgrüne Paddyfelder oder über Sumpfwiesen, auf denen schwarze Büffel im Schlamme liegen, bedeckt mit zierlich weißen Reihern. Nach einigen Meilen kommt man an den reizenden Boralusee, dessen Ufer der Weg theils in weiten Bogen umzieht, theils unmittelbar verfolgt. Die Ufer sind ringsum mit der üppigsten Vegetation geschmückt; dahinter erheben sich allenthalben dicht bewaldete Hügel. Eine kleine Insel, ebenfalls völlig mit Wald bedeckt, liegt einsam mitten im See. Die mannigfachen Landzungen, die vom Ufer in den See vorspringen, verleihen ihm besondere Anmuth. Sein größter Reiz aber liegt in der vollkommenen Waldeinsamkeit und in der Abwesenheit aller menschlichen Cultur. Selbst der Fahrweg am Ufer verräth letztere nicht, da er ganz von hohem Gebüsch eingeschlossen wird.

Sowohl der See selbst, als seine Umgebung ist reich an Thieren. So oft ich ihn besuchte, traf ich am Ufer gesonnt die großen grünen Rieseneidechsen von 6—7 Fuß Länge (Hydrosaurus salvator). Einmal wurde ich auch durch eine Riesenschlange von ungefähr 20 Fuß Länge überrascht (Python molurus). Leider flüchtete das Ungeheuer sofort vom Felsen herabgleitend in das Wasser, ehe ich noch mein Gewehr darauf richten konnte. Um so interessanter war die Jagd auf Affen, deren grunzende Stimme man überall hört. Sowohl von dem gelbbraunen „Rilawa" (Macacus sinicus), als von dem großen schwarzen „Wanderu" (Presbytis cephalopterus) schoß ich hier mehrere schöne Exemplare. Am ergibigsten war jedoch die Jagd auf Schwimmvögel; besonders verschiedene Arten von Wasserhühnern, Reihern, Ibis, Flamingos, Pelekane u. s. w. Diese kommen abends bei Sonnenuntergang in großen Schwärmen über den See geflogen, um ihre Nachtquartiere aufzusuchen; ich erlegte einmal in einer Viertelstunde ein halbes Dutzend. Auch das Ufergebüsch, mit den prächtigen

goldgelben Blüthenkolben der Caſſia und den purpurnen Roſen der Melaſtoma üppig geſchmückt, iſt reich an kleineren Vögeln.

Nicht weit vom nördlichen Ende des Sees entfernt, durch ein paar bewaldete Hügel getrennt, liegt der Waldgarten des Aretſchi, ein ganz reizender Ort, an dem ich vier Tage zubrachte. Die einfache Rohrhütte, in der ich mich aufhielt, iſt von der üppigſten Bananenpflanzung verſteckt und liegt am Abhange eines ſteilen Hügels, der die herrlichſte Ausſicht über die grünen Wieſen, die dunkeln Waldmaſſen und die blauen Gewäſſer der umgebenden Hügellandſchaft gewährt; den entfernten Hintergrund der letzteren bilden die blauen Bergketten des Hochlandes. Von den einzelnen Hütten der Waldbewohner, die allenthalben zerſtreut liegen, iſt Nichts zu ſehen, und der berauſchende Eindruck der abſoluten Waldeinſamkeit wird dadurch noch geſteigert, daß das Thierleben des Waldes in dieſer abgelegenen Gegend ſehr reich entwickelt iſt. Ich ſchoß hier zahlreiche ſchöne Vögel, Affen, Flederfüchſe, Rieſeneidechſen u. ſ. w., einmal auch ein großes Stachelſchwein von mehr als 3 Fuß Länge (Hystrix leucura). Auch an prächtigen Schmetterlingen und Käfern war kein Mangel. Die ſumpfigen Wieſenflecken in der Nähe des Sees ſind oft ganz bedeckt mit Rieſenexemplaren der merkwürdigen inſectenfreſſenden Kannenpflanze (Nepenthes distillatoria). Die zierlichen, 6 Zoll langen Kannen, die an den Enden der Blätter hängen und durch einen niedlichen Deckel geſchloſſen werden, fand ich oft mit zahlreichen gefangenen Inſecten gefüllt. Glänzende Prachtvögel (Ampelidae) und reizende Honigvögel (Nectariniae) ſpielen gleich den ähnlichen Colibris in Menge um die Blumenkelche.

Den Wald ſelbſt fand ich in keinem von mir beſuchten Theile des Tieflandes von Ceylon ſo prachtvoll, großartig und mannigfaltig entwickelt, wie in der Umgegend von Boralu. Eine Wanderung rings um den blanken Kieſelſee führt durch den ſchönſten Theil desſelben. An einigen Stellen bildet der Urwald ein ſo undurchdringliches Gewirr von Schlingpflanzen,

welche die modernden, übereinander gehäuften Riesenstämme umschlingen und umspinnen, daß man selbst mit Hilfe der Axt keinen Schritt weit in dieses vegetabilische Chaos vordringen kann. Aristolochien, Piperaceen, wilde Wein- und Pfefferreben, Bauhinien und Bignonien schlingen sich überall zwischen dem Astwerke der Bäume so durcheinander, daß nur einzelne gebrochene Lichtstrahlen zwischen ihnen zum Boden gelangen. Die Stämme selbst sind mit parasitischen Farnen, Orchideen u. s. w. dicht bedeckt. Ich saß hier oft glückliche Stunden lang ganz allein mit meinem Skizzenbuche, in der Absicht, eins dieser Waldbilder zu fixiren; gewöhnlich aber kam ich zu keinem Resultate, weil ich nicht wußte, wo ich anfangen sollte; oder wenn ich angefangen hatte, nicht wie ich diese Zauberpracht annähernd wiedergeben sollte. Auch die photographische Camera half hier nicht. Denn die grünen Massen der verschlungenen und umsponnenen Baumgeflechte sind so undurchdringlich, daß sie in der Photographie nur ein unauflösliches Wirrwarr von Aesten, Luftwurzeln, Blattmassen u. s. w. zeigen, während ihr unmittelbarer Anblick das Auge unendlich erfreut.

Auf den abgerundeten Hügeln, die unmittelbar seinen Garten umgeben, hatte der Aretschi Limongras cultivirt, ein sehr trockenes Gras, aus dem er durch einfache Destillation das duftende Limonöl gewann, ein sehr geschätztes Parfüm. Der citronenartige Duft erfüllte die ganze Umgebung. Die Arbeiter, die mit der Destillation und mit der Besorgung der schönen Bananenpflanzung beschäftigt waren, wohnten in einem Dutzend zerstreuter Hütten, die in tiefem Waldschatten, unter dem schützenden Dache mächtiger Brodfrucht- und Jackbäume ganz idyllisch gelegen sind; Gruppen von schlanken Areca- und Cocospalmen, hier und da auch Kittul- und Talipotpalmen, deren Fiederkronen hoch über die Laubmasse des Waldes sich erheben, verrathen die Lage der ganz versteckten Bambushütten. Die Besuche in den letzteren und der Verkehr mit ihren harm-

losen Bewohnern lehrte mich die glückliche Existenz dieser einfachen guten und genügsamen Naturmenschen beinahe beneiden. Alle waren reine Singhalesen, von schön zimmtbrauner Hautfarbe und zartem Gliederbau; die Kleidung beschränkte sich auf einen schmalen, weißen Lendenschurz. Die munteren hübschen Knaben waren mir beim Sammeln der Pflanzen und Insecten eifrig behilflich, während die schwarzäugigen zierlichen Mädchen Blumenkränze flochten und meinen kleinen Ochsenkarren mit den schönsten Guirlanden schmückten. Wurde dann spät abends der schnellfüßige Laufochse eingespannt und setzte sich der zweiräderige Karren, in dem ich neben dem Aretschi kaum Platz hatte, in rasche Bewegung, so machte es den munteren Kindern besonderes Vergnügen, uns noch eine Strecke weit zu begleiten. Während wir an den reizenden Ufern des Boralusees hinrollten, folgte oft ein Schwarm von 20 — 30 dieser anmuthigen Gestalten, unermüdlich, laut rufend und Palmenblätter schwingend. Ich konnte die Ausdauer und Schnelligkeit ihres Laufes nicht genug bewundern.

Traten wir dann in den dunkeln Wald ein, so zündeten die Knaben Palmfackeln an, mit denen sie dem Wagen vorausliefen und den Weg erleuchteten. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges wurden wir bisweilen von einem duftenden Blumenregen überschüttet, und ein helles Kichern aus dem dichten Gebüsche verrieth uns die Neckerei der kleinen Dryaden, die sich dahinter versteckt hatten. Unter den letzteren war ein Mädchen von ungefähr 16 Jahren, eine Nichte des Aretschi, deren vollendet schöne Körperform jedem Bildhauer hätte als Modell dienen können. Von den Knaben konnten mehrere mit Ganymed an Schönheit wetteifern. Einer von diesen schwang sich immer während des Fahrens auf die Deichsel des Karrens und sprang dann gewandt über den Zebu hinweg. Mit diesen und anderen Spielen begleiteten uns die munteren Kinder noch eine lange Strecke, bis eins nach dem anderen im Dunkel der Nacht verschwand. An die Stelle der

Fackeln traten jetzt unzählige prachtvolle Leuchtkäfer und Feuerfliegen; der herrliche Palmenwald erschien vollständig illuminirt, während ich mit dem Aretschi, voll der angenehmsten Erinnerungen, dem stillen Rasthause von Belligemma zueilte.

XV. Matura und Dondera.

Der weiteste Ausflug, den ich von Belligemma aus unternahm, am Schlusse meines dortigen Aufenthaltes, führte mich nach der Südspitze von Ceylon, nach dem altberühmten Donner-Cap, Dondera-Head. In der Nähe desselben, nur ein paar Meilen westlich davon, liegt die Stadt Matura, am Ufer des „blauen Sandflusses" (Nilwella-Ganga). Der Weg von Belligemma nach Matura, den ich in einer leichten Kutsche am 18. Januar morgens in drei Stunden zurücklegte, ist die Fortsetzung der herrlichen Palmenstraße von Galla nach Belligemma und bietet denselben Reichthum der üppigsten, anmuthig wechselnden Scenerie.

Die Stadt Matura, die südlichste von allen Städten Ceylons, war unter der Herrschaft der Holländer im siebzehnten Jahrhundert ein reicher und wichtiger Handelsplatz; insbesondere der Hauptsitz des Zimmthandels der Südprovinz. Die meisten und ansehnlichsten Gebäude der Stadt sind noch jetzt holländischen Ursprungs, so auch das ausgedehnte „Fort", welches nahe der Flußmündung auf dessen linkem (östlichem) Ufer liegt. Der stattliche Fluß ist hier ungefähr so breit wie die Elbe bei Dresden; eine hübsche, neue, eiserne Gitterbrücke verbindet beide Ufer. Am westlichen Ende derselben, auf dem rechten Ufer, liegt die alte holländische Sternschanze („Star-Fort"). In den winkeligen Kasematten derselben nahm ich, der freundlichen Einladung einiger englischer Beamten folgend, für einige Tage Wohnung. Die drei munteren Junggesellen hatten es sich in den niederen vieleckigen Räumen des alten Forts, dessen mächtige Steinmauern die angenehmste Kühlung be-

wahrten, recht behaglich gemacht und ihre Wände theils mit Holzschnitten aus illustrirten europäischen Zeitungen, theils mit singhalesischen Waffen, Geräthschaften und Thierfellen recht malerisch ausstaffirt. Durch den alten holländischen Thorweg, über dessen Bogen noch die Inschrift „Redoute van Eck“ prangte, tritt man in einen niedlichen Blumengarten; die einschließenden Innenseiten der Kasematten sind mit den schönsten Schlingpflanzen reich decorirt, ebenso der Ziehbrunnen in der Mitte des Gartens. Ein paar zahme Affen und ein sehr komischer alter Pelekan, sowie mehrere kleine Vögel sorgten beständig für Unterhaltung.

Ein erquickendes kühles Bad und ein vortreffliches englisches Frühstück bei meinen freundlichen Wirthen, das mir nach der Vegetarianerkost von Belligemma doppelt mundete, hatten mich schon in ein paar Stunden nach meiner Ankunft so restaurirt, daß ich beschloß, noch denselben Tag zu einer Excursion nach Dondera zu benutzen. Ich unternahm dieselbe im Wagen und in Begleitung des Häuptlings Jlangakuhn, der vornehmsten singhalesischen Persönlichkeit, welche die Insel gegenwärtig noch besitzt. Er ist nämlich der letzte männliche Sprosse aus dem erlauchten Geschlechte der alten Kandy-Könige und hat seine Residenz in einem hübschen, verhältnißmäßig sogar prächtigen Palaste in Matura, nahe der Flußmündung aufgeschlagen. Schon eine Woche zuvor hatte er mich in Belligemma aufgesucht, mit mehreren seltenen und schönen Vögeln beschenkt und eingeladen, ihn in Matura zu besuchen. Die Aufnahme, die ich hier bei ihm fand, war ebenso liebenswürdig als glänzend. Er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst nach Dondera zu führen. Seine Equipage, ein zierlicher Phaeton aus England, wurde von zwei schönen australischen Hengsten gezogen. Voraus lief als schneller Vorläufer und Ausrufer ein stattlicher schwarzer Tamil in silbergestickter Uniform mit rothem Turban.

Der reizende Weg von Matura nach dem fünf Meilen entfernten Dondera-Cap führt ostwärts zunächst eine Strecke

am linken Ufer des Nilwellaflusses hin, durch die Pettah oder die malerische „schwarze Stadt", die sich hier östlich vom Fort hinzieht. Die bewaldeten Hügel zwischen Fluß und Seeufer sind mit den blühendsten Gärten und mit Villen geschmückt, die theils vornehmen Singhalesen, theils englischen Beamten angehören. Weiterhin fuhren wir wieder längs des Seeufers hin, abwechselnd durch Dschungel und durch Cocoswald. Der letztere erreicht hier bald seine östliche Grenze. Denn wenige Meilen weiter beginnen die öden, heißen und dürren Küstenstriche mit Salzsümpfen, die sich über Hambangtotte längs der Ostküste bis gegen Batticaloa hinziehen.

Dondera-Head, oder das Donner-Cap, erblickt man als weit vorspringende blaue Landzunge, mit Cocoswald geschmückt, schon lange, ehe man dasselbe erreicht. Es ist der südlichste Punkt von Ceylon und liegt unter 5° 56′ nördlicher Breite. Seit mehr als zweitausend Jahren sind die Tempel, welche diese südlichste Landmarke zieren, ein vielbesuchter Wallfahrtsort gewesen, der berühmteste nächst dem Adams-Pik. Tausende von Pilgern bezeigen ihm alljährlich ihre Andacht. Abwechselnd, je nachdem die einheimischen Singhalesen oder die malabarischen Eroberer die Herrschaft behaupteten, waren die Tempel dem Buddha oder dem Wischnu geweiht. Noch vor dreihundert Jahren war der Haupttempel ein indischer Prachtbau ersten Ranges, so groß, daß er vom Meere aus gesehen, wie eine ansehnliche Stadt erschien, mit tausenden von Säulen und Statuen geschmückt, mit Gold und Edelsteinen aller Art reich verziert. Im Jahre 1587 wurde alle diese Herrlichkeit von den portugiesischen Barbaren zerstört, die unermeßliche Beute davon nach Hause schleppten. Noch jetzt läßt sich an den zahlreichen Säulenresten, die aus dem Boden der Ruinen hervorragen, der ungeheure Umfang des früheren Riesentempels ermessen. In einer Ecke desselben steht noch jetzt eine sehr große Dagoba, und in deren Nähe mehrere uralte colossale Bogaha oder heilige Feigenbäume.

Ueberreſte eines kleineren Tempels finden ſich auf der Spitze der ſchmalen Landzunge, die den äußerſten ſüdlichen Vorſprung des Dondera-Caps bildet. Es ſind achteckige rothe Porphyrſäulen, die einſam und verlaſſen auf den nackten Granitfelſen ſich erheben, umtoſt von der Brandung, die mit gewaltigem Wogenſchwalle ringsum ſchäumt. In den natürlichen Baſſins zwiſchen dieſen Felſen ſammelte ich während der Ebbe viele hübſche Seethiere; allenthalben liegen ſchöne Korallen umher. Weſtwärts ſtreift der Blick von dieſer iſolirten Felſenwarte aus längs des Cocos-geſäumten Strandes bis in die Nähe von Matura, oſtwärts gegen Tangalla hin; im Norden wird er durch dichte grüne Waldmaſſen gehemmt; im Süden hingegen ſchweift er frei und ungehindert über ungeheure Meeresräume. Das Phantaſie-Schiffchen, das wir von hier aus mit vollen Segeln nach dem Südpole entſenden, ſtößt nirgends auf bekanntes Land, und es hat einen weiten, weiten Weg zu machen, ehe es jenſeits desſelben überhaupt wieder Land ſieht. Es würde ungehemmt um die ganze ſüdliche Halbkugel der Erde herumfahren, wenn nicht die ungeheuren Eismaſſen des Südpols ihm den Weg verlegten, und erſt auf der nördlichen Halbkugel, in der Nähe von Acapulco in Mexico, würde es den erſten Hafen wieder erreichen. Lange ſaß ich in Gedanken verſunken auf dieſer äußerſten Südſpitze von Ceylon, zugleich auf dem ſüdlichſten Landpunkte, den ich jemals in meinem Leben erreicht habe. Ich wurde aus meinen Träumen erſt wieder durch eine Schaar von Buddhaprieſtern in gelber Toga geweckt, welche kamen, um den Häuptling und mich zum Beſuche des feſtlich geſchmückten Tempels einzuladen. Nachher beſuchten wir noch eine ſeltſame uralte Ruine, die weiter oben mitten im Walde liegt, cyklopiſch aus gewaltigen Quadern gefügt. Erſt ſpät am Abende fuhren wir wieder nach Matura zurück.

Der folgende Tag (der 19. Januar) wurde durch eine weite marine Excurſion ausgefüllt. Der Häuptling Jlangakuhn hatte mir ein tüchtiges großes Segelboot mit acht Ruderern

geſtellt, und mit dieſem fuhr ich ein gutes Stück gen Süden, weit über das Donner-Cap hinaus. Es war herrliches Sommerwetter und der kräftige Nordoſt-Monſun blähte das große viereckige Segel des Bootes ſo gewaltig, daß ein paar Bootsleute außerhalb auf dem Auslegerſtamm hocken mußten, um das Umſchlagen des Canoes zu verhindern. Die Geſchwindigkeit, mit der wir ſüdwärts ſteuerten, kam derjenigen eines ſchnell laufenden Dampfſchiffes gleich; ich ſchätzte ſie auf 10—12 Seemeilen in der Stunde. Die Leichtigkeit, mit welcher dieſe ſchmalen ſinghaleſiſchen Canoes die Wellen durchſchneiden, oder vielmehr über deren Kämme hinweggleiten, zeigte ſich jetzt in glänzendem Lichte. Je weiter wir uns von der Inſel entfernten, deſto ſchöner traten die blauen Bergmaſſen des Hochlandes über den Cocoswäldern des flachen Küſtenlandes hervor, alle wiederum überragend der ſtolze Adams-Pik.

Pfeilſchnell über die ſchäumenden Wogen hinwegſchießend, mochten wir nach vierſtündiger Fahrt ungefähr 40—50 Seemeilen vom Süd-Cap Ceylons entfernt ſein, als mitten im Oceane ein breiter, glatter Streifen ſichtbar wurde, der ſich ungefähr in der Richtung des Monſuns von Nordoſt nach Südweſt meilenweit hinzog. Ich hielt denſelben für einen pelagiſchen Strom oder Corrente, eine jener glatten, ſchmalen Waſſerſtraßen, die im Mittelmeere wie im Oceane häufig mitten durch den bewegten Waſſerſpiegel hindurchziehen und der geſelligen Anhäufung ungeheurer Seethier-Schwärme ihren Urſprung verdanken. Als das Canoe ſich demſelben näherte, beſtätigte ſich dieſe Vermuthung und ich wurde durch einen außerordentlich reichen und intereſſanten Fang belohnt. Eine dichte Maſſe der ſchönſten pelagiſchen Thiere, Meduſen und Siphonophoren, Ktenophoren und Salpen, Sagitten und Pteropoden, außerdem unzählige Larven von Würmern, Sternthieren, Krebſen, Mollusken u. ſ. w. ſchwammen da in dichtem Gewimmel durcheinander und füllten in kurzer Zeit alle mitgenommenen Glasgefäße vollſtändig aus. Ich bedauerte nur,

deren nicht mehr mit zu haben, um alle dieſe zoologiſchen Schätze (— darunter viele neue bisher noch nicht beſchriebene Thierformen —) in genügender Menge einpacken zu können.

Reich beladen mit dieſem wundervollen Fang, der mir intereſſante Arbeit auf Jahre hinaus verſprach, kehrte ich erſt gegen Abend nach Matura zurück. Es war ein ſchönes Andenken an den fünften Grad nördlicher Breite. Meine Singhaleſen wußten den günſtigen Nordoſt-Monſun ſo geſchickt zu benutzen, daß wir faſt eben ſo raſch zurück gelangten und an der Mündung des Nilwellafluſſes landeten. Der Anblick dieſer Mündung von der See aus iſt ſehr maleriſch, da derſelben unmittelbar eine Felſeninſel vorgelagert iſt, auf der ſich zwei einzelne Cocospalmen erheben, die eine ſenkrecht, die andere weit übergeneigt. Die beiderſeitigen Ufer des Fluſſes ſind dicht mit Wald bedeckt. Am folgenden Tage unternahm ich noch eine Bootsfahrt auf demſelben, auf der ich die unvergleichliche Ueppigkeit dieſer Urwaldmaſſen auf's Neue bewunderte.

Nach Belligemma zurückgekehrt, ſtand mir noch eine der ſchwerſten Aufgaben bevor, die ich während meines Aufenthaltes auf Ceylon zu löſen hatte: der Abſchied von dieſem reizenden Erdenflecke, auf dem ich ſechs der intereſſanteſten und glücklichſten Wochen meines Lebens zugebracht hatte. Noch jetzt wiegt in der Nacherinnerung der Gedanke daran ſo ſchwer, als ob ich von Neuem ſcheiden müßte. Der traute Raum, der mir während dieſer Zeit als Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer, als Laboratorium, Muſeum und Maleratelier gedient hatte, in dem ich eine Fülle der ſchönſten und wunderbarſten Eindrücke geſammelt hatte, war öde und leer. Vorn im Garten unter dem rieſigen Tiekbaume ſtanden ſchwer und vollbeladen die beiden mächtigen Ochſenkarren, die meine dreißig Kiſten mit Sammlungen nach Punto-Galla bringen ſollten. Draußen vor dem Thore harrte wieder dicht gedrängt die braune Bevölkerung des Dorfes, für die ich während dieſer vierzig Tage ein Gegenſtand ſtets wachſender Neugier und Bewunderung

geblieben war. Von allen angeſehenen Bewohnern des Dorfes, an ihrer Spitze den beiden Häuptlingen, mußte ich perſönlich Abſchied nehmen. Mit betrübter Miene brachte mir der gute Socrates zum letzten Male die beſten ſeiner Bananen und Mango, Ananas und Kadſchunüſſe. Zum letzten Male kletterte Babua auf meine Lieblingspalme, um mir noch einmal die ſüße Cocos herabzuholen. Am ſchwerſten aber wurde mir der Abſchied von dem treuen Ganymedes. Der gute Junge weinte bitterlich und bat mich, ich ſolle ihn mit nach Europa nehmen. Vergebens hatte ich ihm ſchon vorher dieſen Wunſch mehrmals abgeſchlagen und ihm von dem eiſigen Klima und dem grauen Himmel unſeres öden Nordens erzählt. Er hielt meine Kniee feſt umſchlungen und verſicherte mir, daß er mir überallhin ohne Wanken folgen wolle. Faſt mit Gewalt mußte ich mich endlich losreißen und den harrenden Wagen beſteigen, und als ich den lieben braunen Freunden den letzten Abſchied mit dem Taſchentuche zuwinkte, hatte ich faſt das Gefühl des verlorenen Paradieſes: „Schöner Edelſtein! Bella Gemma!“

XVI.

Die Kaffee-Districte des Hochlandes.

XVI. Die Kaffee-Districte des Hochlandes.

Den letzten Monat meines Aufenthaltes auf Ceylon hatte ich beschlossen, einem Besuche des Hochlandes zu widmen. Die Flora und Fauna desselben, wie sein Klima und sein gesammter Naturcharakter, ist von demjenigen des Tieflandes so verschieden, daß beide zwei weit entfernten Erdtheilen angehören könnten. Wenn man in einer einzigen Tagereise die sechstausend Fuß aus den Palmengärten des Unterlandes in die Urwälder des Oberlandes emporsteigt, so ist der Unterschied im Klima und Scenerie nicht geringer, als wenn man plötzlich aus den Urwäldern Brasiliens auf die Hochebenen von Peru, oder aus den Dattelhainen Egyptens auf die blumenreichen Matten unserer Alpen versetzt würde.

Das Hochland von Ceylon nimmt ungefähr den vierten Theil seines gesammten Flächeninhaltes ein und hat eine durchschnittliche Höhe von 4—6000 Fuß über dem Meeresspiegel; nur die höchsten Erhebungen steigen bis 7000 und 8000 Fuß empor. Die nördliche Hälfte der Insel ist ganz flach. In der südlichen Hälfte erhebt sich das Oberland ziemlich steil und abgeschlossen als ein zusammenhängendes Bollwerk von Urgebirge, dessen östliche und südliche Gehänge weit schroffer sind als die westlichen und nördlichen. Der flache Ring des Unterlandes, welcher dasselbe umgibt und vom Meere trennt, ist auf der östlichen Seite doppelt so breit

als auf der westlichen. Eine Senkung der Insel um wenige hundert Fuß würde genügen, drei Viertel derselben unter Wasser zu setzen; das Hochland allein würde als letztes Viertel steil aus dem Spiegel des Oceans sich erheben. Der gewaltige Felsenleib desselben besteht fast ausschließlich aus krystallinischen Gesteinen, ganz vorwiegend Gneis. An einzelnen Stellen ist dieser von Granit, an anderen von Trachyt und Basalt durchbrochen.

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts war das Hochland von Ceylon zum größten Theile ganz unbekannt. Auf der Karte, welche 1813 der Regierungs-Ingenieur Schneider veröffentlichte, sind nicht weniger als zwei Drittel vom ganzen Königreiche Kandy durch einen weißen Fleck bezeichnet. Als im Jahre 1817 Doctor Davy (der Bruder des berühmten Physikers) die erste gründlichere Durchforschung desselben unternahm, stieß er auf unsägliche Schwierigkeiten. Der größte Theil des Gebirges war noch ganz unwegsam, mit einem zusammenhängenden und undurchdringlichen Mantel von ungeheuren Urwäldern bedeckt, welche noch keines Europäers Fuß betreten hatte. Scharen von Elephanten, Bären, Leoparden, Wildschweinen, Hirschen u. s. w. waren die Beherrscher dieser Wälder; die Spuren menschlicher Existenz beschränkten sich auf die wilden Horden der Veddahs, die gegenwärtig ihrem Aussterben entgegen gehen. Keinerlei gebahnte Wege führten durch diese Urwälder hindurch; keine Brücken überwölbten die wilden Bäche und Ströme, die in den unzugänglichen Schluchten des Gebirges zahllose Wasserfälle bildeten.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit, im Verlaufe von weniger als fünfzig Jahren, hat sich dieser Charakter des Hochlandes völlig verändert. Im Jahre 1825 legte der verdienstvolle Gouverneur Sir Edward Barnes die erste Kaffeepflanzung im Hochlande, in der Nähe von Peradenia an und wies nach, daß Boden und Klima daselbst für die Kaffeecultur außerordentlich günstig seien. Ermuntert durch sein Beispiel, angespornt theils durch die lockende Aussicht auf hohen Gewinn,

theils durch die eigenthümliche Romantik des Hochland-Lebens, drang jetzt ein ganzes Invasionsheer von Kaffeepflanzern in die Urwälder des Gebirges ein und verwandelte in weniger als zwanzig Jahren mit Hilfe von Axt und Feuer den größten Theil derselben in einträgliche Kaffeepflanzungen. An den steilen Abhängen der Berge wurden ganze Wälder dadurch niedergelegt, daß die obersten Reihen der uralten Baumriesen mit der Axt gefällt und auf die darunter stehenden an einer Seite eingeschnittenen Bäume gestürzt wurden. Der ungeheure Druck jener gewaltigen, durch Schlingpflanzen dicht verketteten Baummassen brachte auch diese letzteren zu Fall und so setzte sich lawinenartig der Zusammensturz von oben nach unten bis zur Thalsohle fort. Dann wurde der ganze niedergelegte Urwald angezündet und so der fruchtbarste Boden für die neuen Kaffeepflanzungen gewonnen. Der Ertrag derselben war so reichlich und die ganze Kaffeecultur wurde durch zufälliges Zusammentreffen von glücklichen handels-politischen und commerciellen Verhältnissen so ausnehmend begünstigt, daß schon zwanzig Jahre nach dem ersten Anfang, 1845, die Kaffeespeculationen eine schwindelhafte Höhe erstiegen hatten.

Natürlich blieben die Rückschläge, die stets auf solche übertriebenen Speculationen folgen, nicht aus. Wie bei den australischen und californischen Goldminen, oder bei den Diamantenfeldern von Südafrika, verlockten die glänzenden Erfolge einzelner Glücklicher auch eine große Anzahl von Unternehmern, die weder Capital noch Verstand und Kenntnisse genug hatten. Und so sollen in den fünf Jahren zwischen 1845 und 1850 mehr als fünf Millionen Pfund Sterling an Privatvermögen durch verunglückte Kaffee-Unternehmungen verloren worden sein. Auch machten sich, wie es bei allen Culturpflanzen früher oder später geschieht, bald zahlreiche und gefährliche Feinde geltend, welche den Kaffeepflanzungen großen Schaden brachten, theils Thiere, theils Pflanzen und Protisten: so namentlich die gefräßigen Golunda-Ratten (Golunda Elliotti)

und die gefährlichen Kaffee-Schildläuse (Lecanium Coffeae), ferner verschiedene vegetabilische Parasiten. In den letzten zehn Jahren wuchsen zunehmend die Verwüstungen durch den weitaus gefährlichsten Feind, einen mikroskopischen Pilz, die Hemileja vastatrix; die durch ihn bewirkte Krankheit der Kaffeeblätter hatte gegenwärtig solche Dimensionen angenommen und hatte sich als so unheilbar erwiesen, daß in vielen Pflanzungen die Kaffeecultur ganz aufgegeben worden war; der Theestrauch und der Chininbaum (Cinchona) waren jetzt an die Stelle des Kaffeebaumes getreten, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge.

Mag nun in Zukunft mehr der Kaffee oder mehr der Thee oder mehr die Cinchona das Hauptobject der Pflanzungen in diesen sogenannten „Kaffee-Districten" der Insel bilden, so kann doch darüber kein Zweifel mehr bestehen, daß die klimatischen und Bodenverhältnisse des Hochlandes von Ceylon für die Cultur der genannten und vielleicht auch noch anderer höchst werthvoller Nutzpflanzen überaus günstig sind. Nicht lange mehr wird es dauern und das ganze Hochland mit Ausnahme sehr weniger Stellen wird ein Culturland ersten Ranges sein. Schon jetzt dehnt sich das Netz der Kaffeedistricte alljährlich mehr bis in die entlegensten Theile des Gebirges aus, und ich mußte schon ziemlich weit wandern, um noch ein größeres Stück desselben in seiner ursprünglichen jungfräulichen Beschaffenheit kennen zu lernen. Aber selbst dort begegnete ich fast allenthalben in nächster Nachbarschaft der unberührten Urwälder jungen Rodungen, die soeben mit Feuer und Axt urbar gemacht wurden.

Daß mein sehnlichster Wunsch, einen der wildesten und ursprünglichsten Theile des Hochlandes zu besuchen, in Erfüllung ging, verdanke ich hauptsächlich der freundschaftlichen Unterstützung von Dr. Trimen, des Directors des botanischen Gartens von Peradenia. Bei meiner Anwesenheit daselbst verabredeten wir uns, Mitte Februar in Nurellia, der berühmten „Sommerfrische" des Hochlandes, zusammen zu treffen und von

da aus gemeinschaftlich einen Ausflug nach Horton-Plain's zu unternehmen. Es ist dies der wilde und selten besuchte südöstliche Theil des Plateau's, von welchem dasselbe am sogenannten „Ende der Welt" überaus steil, fast 5000 Fuß hinabstürzt; hier wollten wir in das Hügelland von Billahuloya hinuntersteigen, von da westwärts nach Ratnapura, der „Stadt der Edelsteine" wandern und endlich von hier auf dem malerischen „schwarzen Flusse", dem Kalu-Ganga, bis zu dessen Mündung an der Westküste, bis Caltura, zu Boot fahren. Mein Freund Trimen übernahm es gütigst, alle nöthigen Vorbereitungen zu dieser Expedition zu treffen. Da wir über eine Woche in völlig menschenleeren Gegenden zu campiren hatten, und zwar in dem kältesten und wildesten Theile des Hochgebirges, so mußte zum Tragen der Lebensmittel, Decken, Betten, Zelte u. s. w. ein Transport von mindestens zwanzig Kuli's eingerichtet werden. Ich selbst beschloß inzwischen, die erste Hälfte des Februar für den Besuch des westlichen Gebirgstheiles und insbesondere des weltberühmten Adams-Pik zu verwenden.

Nachdem ich Ende Januar von Punto-Galla nach Colombo zurückgekehrt war, traf ich in Whist-Bungalow die nöthigen Vorbereitungen für diese Unternehmung. Indessen wurde fast die ganze erste Woche des Februar durch die Theilnahme an einem seltenen und höchst merkwürdigen Schauspiele weggenommen, das man gegenwärtig wohl nur noch in Ceylon — und auch da nur noch sehr selten — sehen kann, durch einen „Elephanten-Korral". Man versteht darunter den Fang und die Zähmung einer ganzen Herde wilder Elephanten, welche durch gezähmte Elephanten bethört und gefesselt werden. Früher, als die wilden Elephantenherden in Ceylon noch sehr zahlreich und lästig waren, und als die zahmen Elephanten noch vielfach zum Wegebau und zu anderen Arbeiten verwendet wurden, fanden solche Korrals ziemlich häufig statt. Gegenwärtig hat ihre Zahl und Bedeutung sehr stark abgenommen;

und da jetzt ein solcher Korral nur mit großen Kosten und Schwierigkeiten herzustellen ist, kommt er nur noch selten, bei besonders feierlichen Gelegenheiten zu Stande. Diesmal wurde die Veranlassung dazu durch den Besuch der beiden Söhne des Prinzen von Wales gegeben, die gelegentlich der Rückkehr von ihrer Weltumsegelung ein paar Wochen in Ceylon zubrachten. Nicht weniger als 3000 Treiber waren volle drei Monate hindurch beschäftigt, die wilden Elephanten aus den Urwäldern zusammen zu treiben und nach dem Korral von Lambugama hinzutreiben; hier war ein besonderes Dorf aus Blockhäusern, ein „Korral-Town", für die zahlreichen Gäste dieses interessanten Schauspieles erbaut worden; in den ersten drei Tagen des Februar fand der merkwürdige Fang und die Fesselung der wilden Elephanten statt. Ich verspare jedoch die Beschreibung desselben auf eine spätere Gelegenheit, da sie mich hier zu weit von meinem eigentlichen Gegenstand hinwegführen würde.

Aus demselben Grunde übergehe ich hier auch den ersten Theil meiner Hochlandsreise, von Peradenia über Gampola und Nawala-Pitya nach Dickoya. Ich wanderte von Dickoya über Blair-Athol, wo ich bei Mr. Lane gastfreundliche Aufnahme fand, nach St. Andrews, der höchst gelegenen Kaffeepflanzung in der südwestlichen Ecke des Hochlandes, unmittelbar am Fuße des Adams-Pik. Die gelungene Besteigung dieses merkwürdigsten Berggipfels der Insel werde ich im nächsten Capitel schildern.

In St. Andrews verlebte ich ein paar sehr interessante Tage bei dem freundlichen Besitzer dieser schönen Pflanzung, Mr. Christie, und lernte durch ihn die schwierigen Verhältnisse der Cinchona- und Kaffee-Cultur kennen. Von hier wendete ich mich in nordöstlicher Richtung gegen den Mittelpunkt des Hochlandes, um einige Tage in Nurellia zuzubringen, dem beliebten und vielbesuchten Sanitarium der Engländer. Der Weg von St. Andrews bis Nurellia beträgt 45—50 englische Meilen. Noch vor wenigen Jahren führte

der größere Theil desſelben durch dichte Wälder; jetzt ſind dagegen meiſtens Kaffee- und Cinchonapflanzungen an deren Stelle getreten. Ich legte dieſen Weg, von ſchönem und nicht allzuheißem Wetter begünſtigt, in zwei ſtarken Tagemärſchen zurück, nur von zwei ſchwarzen Tamil-Kuli's begleitet, die mein Gepäck trugen. Am erſten Tage (am 13. Februar) wanderte ich 24 engliſche Meilen, von Morgens ſechs bis Abends acht Uhr; am zweiten Tage 20 Meilen. Da die genannte Jahreszeit in dieſem Theile der Inſel die kühlſte iſt, und die Temperatur Mittags im Schatten nur 24—26° R. betrug, konnte ich auch die Mittagsſtunden mit Unterbrechung durch eine einſtündige Raſt, zum Marſchiren benutzen. Als beſtes Erfriſchungsmittel benutzte ich dabei wieder naſſe Tücher, die ich unter dem breitkrämpigen Sola-Hut über Kopf und Nacken trug und in den allenthalben reichlich fließenden Bächen jede Viertelſtunde auffriſchte.

Da ausgedehnte Pflanzungen, die nur aus Maſſen einer einzigen Culturpflanze beſtehen, meiſtens in den Tropen kaum weniger langweilig ſind als unſere einförmigen Kornfelder und Weinberge, ſo hatte ich mich vor dieſer tagelangen Wanderung durch die Kaffeeplantagen etwas gefürchtet. Indeſſen erwies ſich dieſelbe weit unterhaltender, als ich gedacht hatte. Das Terrain des Hochplateau's wird vielfach von tiefen Schluchten eingeſchnitten, in denen ſchäumende Bäche, oft in ſchönen Waſſerfällen und von prächtigſter Farn- und Djungle-Vegetation bekränzt, herabſtürzen. Viele dieſer Schluchten ſind bereits von guten neuen Brücken überwölbt. An anderen hingegen wird deren Stelle einfach durch einen Baumſtamm vertreten, der von einem Ufer zum anderen hinübergelegt iſt. Bisweilen iſt daneben eine Liane ſeilartig ausgeſpannt, die als Geländer zum Feſthalten dient. Bisweilen iſt man gezwungen, ganz frei über den hoch ſchwebenden Baumſtamm hinüber zu balanciren, wobei man allerdings nicht an Schwindel leiden und ſich nicht durch das Toben des wilden Bergbaches

irre machen lassen darf, der tief unten schäumend über zackige Felsen dahin strömt. Alte Turnkünste, seit vielen Jahren nicht geübt, wurden bei dieser Gelegenheit wieder aufgefrischt und kamen mir sehr zu Statten.

Dann und wann wird auch unser Weg, der wechselnd bergauf, bergab geht, durch ein größeres tiefes Thal geschnitten, an dessen steilen, unzugänglichen Felswänden noch ein Rest des alten Urwaldes stehen geblieben ist. Der Anblick seiner mächtigen Riesenstämme, die säulengleich hoch emporsteigen und von deren breiten Schirmkronen gewaltige Lianenmassen dicht verschlungen herabhängen, läßt uns die unvergleichliche Vegetationspracht ahnen, die hier dem unaufhaltsamen Fortschritte der menschlichen Cultur zum Opfer gefallen ist. Auf kurze Strecken ist auch unser Pfad mit der Art mühsam mitten durch das Dickicht selbst gehauen und wir können die mannigfaltigen Baumformen näher betrachten, die dasselbe zusammensetzen, hauptsächlich verschiedene Lorber- und Myrtenarten, Rubiaceen u. s. w. Meist sind die Blätter dieser Gebirgsbäume von einem dunkeln, bräunlichen oder schwärzlichen Grün, trocken und lederartig. Die schönsten Guirlanden verschiedenartiger Kletterpflanzen schlingen sich von Stamm zu Stamm, während die Stämme selbst mit den seltsamen Blüthen zahlreicher Orchideen und Bromelien auf das Prächtigste geschmückt sind. Unter den Lianen zeichnet sich besonders der kletternde Pandang aus (Freycinetia), aus dessen schraubenförmig gewundenen Blätterbüscheln glühend feuerrothe Blüthenähren hervorragen. Von den schönen Palmen des Tieflandes ist hier nichts mehr zu sehen; aber ihre Stelle wird ersetzt durch die wundervollen Baumfarne, eines der zierlichsten und anmuthigsten Producte der Tropenflora. Im Grunde der schattigen Schluchten ragen armsdick kohlschwarze Stämme solcher Farnbäume (Alsophila) 20—30 Fuß, bisweilen noch höher empor, während ihre flach ausgebreitete Fiederkrone aus vielfach eingeschnittenen Wedeln von 8—12 Fuß

Länge sich zusammensetzt. Eine Masse der verschiedensten kleineren Farnkräuter und ihrer zierlichen Cousinen, der feinen Selaginella, wuchert daneben allenthalben über den Klippen in reicher Fülle.

Während diese anmuthigen Waldschluchten den verschlungenen Fußpfad durch die Hügellandschaft der Kaffeedistricte vielfach unterbrechen und ihre üppige Felsen-Vegetation häufig den schönsten Vordergrund für ein Landschaftsbild liefert, ist auch der Blick auf den entfernten Hintergrund durch die blauen Gebirgsketten oft nicht wenig gehoben, und namentlich ragt der schlanke Kegel des Adams-Pik weit über seine Nachbarn hervor. Besonders im Hügellande von Maskilia, dessen Bach reich an schönen Wasserfällen ist, bildet der Pik darüber einen sehr stattlichen Hintergrund.

Uebrigens ist auch der Anblick der Kaffeepflanzungen selbst ganz hübsch. Während die Kaffeebäume im Tieflande, wo die Singhalesen sie einzeln neben ihren Hütten cultiviren, zu schlanken Stämmen von 20—30 Fuß Höhe emporwachsen, werden sie dagegen in den Plantagen des Hochlandes jetzt meistens des reicheren Ertrages wegen stark verschnitten und in Gestalt flacher Sträucher, nur 3—4 Fuß hoch, gezogen. Die schönen, dunkelgrünen, glänzenden Blätter bilden ein dichtes Dach, auf welchem die Büschel der duftenden weißen Blüthen und der dunkelrothen kirschenähnlichen Beeren anmuthig zerstreut sind. Auf ausgedehnten Strecken findet man jetzt, mit dem ursprünglich herrschenden Kaffee abwechselnd, den duftigen Theestrauch und den schlanken Cinchonabaum, beide ebenfalls mit zierlichen weißen Blüthen geschmückt. Die großen Blätter der Chinarindenbäume sind in der Jugend prächtig roth gefärbt; ihre geraden Stämmchen zeichnen sich durch sehr festes und zähes Holz aus; und ein solches Stämmchen, das ich mir am Adams-Pik selbst ausgegraben hatte, lieferte mir für meine ganze Gebirgsreise den besten Wanderstab.

Die unterhaltendste Staffage in den Hochlandsplantagen

bilden die schwarzbraunen Arbeiter derselben, die sogenannten Tamil-Kuli's. Dieselben gehören zu der echten Rasse der Dravida, die früher noch mit der arisch-indischen Bevölkerung vereinigt, neuerdings aber mit Recht ganz davon abgetrennt worden sind. Von den eigentlichen Singhalesen sind sie ganz verschieden und halten sich auch völlig von ihnen getrennt. Ihre Tamilsprache hat gar Nichts mit dem Pali der Letzteren gemein, so daß die neueren Linguisten überhaupt keine Verwandtschaft zwischen Beiden herausfinden können. Die meisten Anthropologen halten die Tamils oder „Malabaren" für die Reste der Urbevölkerung Vorder-Indiens, welche erst durch die von Norden kommenden Arier mehr und mehr verdrängt wurde. In Ceylon hingegen traten die Ersteren nachweislich als Eroberer auf, welche die arischen, früher eingedrungenen Singhalesen zunehmend verdrängt haben. Gegenwärtig ist nicht allein der ganze Norden der Insel und ein großer Theil des Ostens vorwiegend von Tamils bewohnt, sondern auch im centralen Hochlande haben sie sich auf Kosten der trägen und weichlichen Singhalesen überall ausgebreitet, Dank ihrer größeren Tüchtigkeit und Arbeitsfähigkeit. Eine sehr große Anzahl von Tamilen oder sogenannten Malabaren (schon vor 30 Jahren 50 000, jetzt wohl weit über 200 000) kommt alljährlich während der Winterszeit über die Adams-Brücke von der Koromandel-Küste nach Ceylon auf sechs bis acht Monate herüber, um in den Pflanzungen zu arbeiten, und kehrt für den Rest des Jahres mit ihren Ersparnissen in die festländische Heimath zurück.

Die Tamilen sind in Hinsicht auf Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe und Charakter von den eigentlichen Singhalesen nicht weniger verschieden als bezüglich ihrer Sprache, ihres Cultus, ihrer Sitten und Gewohnheiten. Während die Letzteren größtentheils an Buddha glauben, sind die Ersteren hingegen meistens Anhänger des Siva-Cultus. Die Hautfarbe der Tamilen ist stets viel dunkler, kaffeebraun bis schwarzbraun,

dieſenige der Singhaleſen hingegen zimmtbraun bis hell gelblich-braun. Das lange Haar iſt in beiden Raſſen durchgängig ſchwarz und ſchlicht oder ſchwachlockig (niemals wollig). Der Bart iſt hingegen bei den Tamilen weit ſchwächer entwickelt als bei den Singhaleſen; die Geſichtsbildung weicht viel bedeutender von der mediterran-europäiſchen ab, als bei den Letzteren. Die Stirn iſt niedriger, die Naſenflügel ſind breiter, die Lippen dicker und aufgeworfener, das Kinn ſtärker. Der Blick iſt ernſt und finſter. Selten ſah ich Tamilen lachen und niemals ſo heiter, als es oft die Singhaleſen ſind. Der Skeletbau der Tamilen iſt ſchlanker und kräftiger als der der Singhaleſen. Das Muskelſyſtem der Erſteren iſt weit beſſer entwickelt als das der Letzteren: wie ſie denn auch mit Leichtigkeit und Ausdauer die ſchweren Arbeiten verrichten, zu welchen dieſe nicht zu gebrauchen ſind. Der auffallend weiche und oft weibiſche Typus der Körperbildung, der beſonders bei den männlichen älteren Singhaleſen ſich geltend macht, fehlt den Tamilen ganz; und ſelbſt das weibliche Geſchlecht erſcheint hier weit kräftiger und nerviger. Dabei iſt übrigens der Körperbau der Tamilen keineswegs beſonders robuſt und ſtarknochig; vielmehr ſchlank und zierlich. Die Proportionen des Körpers entſprechen durchſchnittlich ſo ſehr den künſtleriſchen Anforderungen der Schönheit, daß man die Dravida in dieſer Hinſicht keineswegs zu den niederen Menſchenraſſen zählen darf. Vielmehr nähern ſich Viele auffallend dem griechiſchen Ideale. Da die Kleidung derſelben in den Pflanzungen ſich beim männlichen Geſchlechte auf einen leichten Turban und einen ſchmalen Lendenſchurz (gleich einer Schwimmhoſe) beſchränkt, beim weiblichen Geſchlechte auf eine kurze Schürze und ein locker umgeſchlungenes Buſentuch oder ein kurzes, weißes Jäckchen (— überdies während der heißen Arbeit oft entfernt —), ſo hat man bei der Wanderung durch die Pflanzungen ſtets Gelegenheit, die Schönheit ihres Körperbaues zu bewundern. Dazu kommt noch, daß ihre Bewegungen durch eine gewiſſe natürliche Anmuth aus-

gezeichnet ſind und daß die mannigfache ſchwere Arbeit in den Plantagen ſie in den verſchiedenſten Stellungen zur Anſchauung bringt. Wie viel mehr könnte hier an dieſen natürlichen und ungefälſchten Modellen ein Bildhauer für das Verſtändniß der Schönheit und des Ebenmaßes der menſchlichen Figur gewinnen, als in den Aktſälen unſerer Kunſtakademien, wo die mühſam ausgeſuchten Modelle des verkümmerten Culturmenſchen in künſtlich erzwungenen Stellungen nur ein dürftiges Surrogat liefern!

Der freundlichen Einladung eines der angeſehenſten Pflanzer des Hochlandes, Mr. Talbot, folgend, übernachtete ich am 13. Februar in Wallaha. Da im Gebirgslande von Ceylon (mit Ausnahme einzelner vielbeſuchter Punkte) weder Hotels noch Raſthäuſer exiſtiren, ſo iſt der Reiſende faſt ausſchließlich auf die Gaſtfreundſchaft der engliſchen Pflanzer angewieſen, und dieſe wird auch allenthalben mit einer unbegrenzten Freigebigkeit gewährt, als ob ſie ſelbſtverſtändlich wäre. Allerdings liegt auch die große Mehrzahl der Pflanzungen ſo iſolirt inmitten einſamſter Wildniß, daß jeder Beſuch willkommen iſt; ein fremder Gaſt aber, der unmittelbar aus Europa kommt und friſche Neuigkeiten aus dem geliebten Mutterlande erzählen kann, wird zu den erfreulichſten Ueberraſchungen gerechnet. Ich zähle die gaſtfreundliche und herzliche Aufnahme, die ich hier allenthalben fand, zu meinen angenehmſten Reiſeerinnerungen. Nichts iſt wohlthuender, als der unvergleichliche britiſche Comfort: ein kühles Bad, ein vortreffliches Abendeſſen, ein anregendes Geſpräch bei einem guten Glaſe Wein, und endlich ein weiches Bett, nachdem man zehn bis zwölf Stunden bergauf, bergab durch die ſteinigen und ſonnigen Fußpfade der Kaffeepflanzungen gewandert iſt, dabei vier bis ſechs Stunden in einer Hitze, welche diejenige unſerer ſchlimmſten „Hundstage“ übertrifft. Nur bisweilen wird dieſer Genuß etwas getrübt durch die Strenge der britiſchen Geſellſchafts-Etiquette, die einzelne wohlerzogene Pflanzer ſelbſt mitten in der Wildniß

des tropiſchen Hochlandes nicht verleugnen können. So gedenke ich noch mit Schrecken eines Abends, als ich höchſt ermüdet nach Sonnenuntergang in eine ganz einſame Pflanzung kam und der gaſtfreie Hausherr mir deutlich zu verſtehen gab, daß er mich bei dem bald beginnenden Diner in ſchwarzem Frack und weißer Cravatte zu ſehen erwarte. Meine aufrichtige Betheuerung, daß ich dieſes „black evening dress“ unmöglich in meinem kleinen Torniſter auf dieſer wilden Hochgebirgstour mit mir führen könne, vermochte nicht zu hindern, daß mein Wirth ſelbſt mir zu Ehren dieſelbe anlegte, und daß auch die Frau Gemahlin, die dritte und letzte Perſon an unſerem Geſellſchaftstiſche, in feierlichem Diner-Coſtüm erſchien.

Abgeſehen von dieſen und einigen anderen ſteifen Formalitäten, die uns zwangloſen Deutſchen ſehr ſonderbar vorkommen, habe ich von meinem Aufenthalte bei den britiſchen Pflanzern im Hochlande von Ceylon nur die angenehmſten Eindrücke bewahrt. Das einſame Leben dieſer Leute iſt voll harter Arbeit und vieler Entbehrungen, und man würde gar ſehr irren, wenn man ſie etwa mit den Sklavenbaronen des tropiſchen Amerika vergleichen und annehmen wollte, daß ſie mühelos durch die Arbeit ihrer Hunderte von ſchwarzen Tamils ein reiches Vermögen erwürben. Hier heißt es vielmehr: thätig ſein, denken und aufpaſſen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Ueberall fand ich die Pflanzer ſchon mit Tagesanbruch bei der Arbeit; ein großer Theil des Tages wird durch den Beſuch des weit ausgedehnten Culturlandes weggenommen, durch die Inſtruction der vielen Diener und Aufſeher, durch Berechnungen, Correſpondenz u. ſ. w. Denn ein großer Theil des guten Erfolges hängt von umſichtiger Berechnung ab, wenn auch die Glücksverhältniſſe der Lage, des Wetters u. ſ. w. dabei eine große Rolle ſpielen. Da in der Regel die Pflanzungen durch weite Entfernungen von einander getrennt ſind, iſt der nachbarliche Verkehr ſehr beſchränkt, und beſonders die Frauen ſind meiſtens auf ſich ſelbſt angewieſen. Viele werden für dieſe

Entbehrungen nur theilweise durch die ungebundene Freiheit entschädigt, deren sie sich auf ihrem ausgedehnten Besitze erfreuen, und durch den unmittelbaren Verkehr mit der großartigen Natur, die allerdings einem dafür empfänglichen Gemüthe hier hohe Genüsse darbietet.

Das „Bungalow" oder das eigentliche Wohnhaus des Pflanzers ist in der Regel ein einstöckiges, steinernes Gebäude mit breitem Schattendache und freundlicher Veranda, von einem hübschen Garten umgeben und innen mit all' dem britischen Comfort ausgerüstet, den die Umstände nur irgend gestatten. In nächster Umgebung stehen gewöhnlich (ebenso auch in der Pflanzung streckenweise vertheilt) kleine Gebüsche von australischem Eucalyptus globulus, der seiner austrocknenden und gesunden Nachbarschaft wegen besonders geschätzt wird. Um das zierliche Bambus-Gitter der Veranda ranken sich schöngeformte violette Passionsblumen, prächtige rosenrothe Bougainvillien, bunte insectenförmige Orchideen und andere blumengeschmückte Kletterpflanzen.

Die Wohnhütten der Tamils, die oft ein kleines Dorf zusammen bilden, stehen gewöhnlich in weiterer Entfernung, in der Nähe der Kaffeemagazine. Neuerdings ist viel für Anlage guter Wege geschehen und bei der zunehmenden Ausdehnung der Pflanzungen wird bald der größte Theil des Hochlandes von solchen durchschnitten und für Wagen zugänglich sein.

XVII.

Der Adams-Pik.

RADCLIFFE.

XVII. Der Adams-Pik.

Unter den hervorragenden Berghöhen, welche seit grauem Alterthum besondere Gegenstände der Bewunderung und Verehrung für die Menschen gewesen sind, nimmt der weltberühmte Adams-Pik auf Ceylon eine der ersten Stellen ein. Denn seit mehr als zwei Jahrtausenden verherrlicht ihn die Sage bei den größten Cultur-Nationen Asiens als Schauplatz der ältesten und wunderbarsten Ereignisse. Wie schon der Name sagt, ist seine Geschichte mit dem Schicksale des Mannes verknüpft, der nach dem Mythus der mosaischen Schöpfungsgeschichte als erster Mensch erschaffen und gemeinsamer Stammvater der ganzen Menschheit wurde. Aber nicht allein der Adam der mosaischen Legende, der von hier sowohl in das Christenthum als in den Islam als erster Mensch herübergenommen wurde, spielt auf dem sagenumwobenen Adams-Pik eine hervorragende Rolle; sondern auch Buddha, der Gründer der weitestverbreiteten Weltreligion, und Siva, sein mächtiger brahmanischer Rivale. Wie Ceylon selbst lange Zeit als das eigentliche Paradies galt, und wie es hinsichtlich seiner wunderbaren Naturpracht wirklich den Namen eines irdischen Paradieses verdient, so ist auch die Geschichte von Adam und Eva, den ersten Paradiesbewohnern, mit derjenigen seiner merkwürdigsten Bergspitze verwebt; und wie die mannigfaltigsten Schling- und Kletter-Pflanzen in unübertroffener

Schönheit und Fülle die gewaltigen Baumrieſen von Ceylon mit phantaſtiſchem Schmuck umranken, ſo hat die erfindungsreiche religiöſe Dichtung die kegelförmige Spitze des Adams-Pik oder des Samanala mit einem Kranze von wunderbaren Legenden umſponnen.

In erſter Linie verdankt der Adams-Pik dieſe hervorragende Rolle offenbar ſeiner ausgezeichneten Lage und Geſtalt. Spitz wie ein ſchlanker Zuckerhut erhebt ſich ſein Felſenkegel an der ſüdweſtlichen Ecke des centralen Gebirgslandes, hoch alle benachbarten Berggipfel überragend. Allerdings iſt er nicht der höchſte von allen. Denn der Pedura-Talla-Galla, im Centrum des Hochlandes bei Nurellia gelegen, übertrifft ihn um volle tauſend Fuß und erreicht 8200 engliſche Fuß Meereshöhe. Aber der Pedura bildet gleich den allermeiſten Bergen von Ceylon eine rundlich gewölbte Gneiß-Kuppe von wenig auffallender Form und tritt neben ſeinen gleich geſtalteten Nachbarn wenig hervor. Im Gegenſatze dazu macht ſich der ſchlanke Kegel des Adams-Pik um ſo mehr geltend, als ſeine flachgewölbten Nachbarkuppen bedeutend niedriger ſind. Er krönt gewiſſermaßen als ſüdweſtlicher Eckthurm die ſteile Gebirgsmauer des Hochlandes, das als zuſammenhängende Urgebirgs-Veſte in der Südhälfte der Inſel emporſteigt. Weithin iſt daher der Pik auch bei klarem Wetter ſichtbar und bildet auf viele Meilen Entfernung die erſehnte Landmarke, welche dem Seefahrer die Nähe der immergrünen Wunderinſel ankündigt. Häufig iſt ſein iſolirtes Haupt mit einer einzelnen Wolke, wie mit einem Hute bedeckt, und dann erinnert er an einen Vulcan mit ſeiner Rauchſäule, an den Veſuv mit ſeiner Pinienwolke. (Vergl. das Titelbild).

Hervorragende Berggipfel, welche in ähnlicher Weiſe, bald mehr durch iſolirte Lage bald mehr durch auffallende Geſtalt ſich bemerkbar machen, ſind in vielen verſchiedenen Ländern ſeit altersgrauer Vorzeit Gegenſtand phantaſiereicher Dichtung und abergläubiſcher Verehrung geworden. Oft haben

auch besondere, an solche isolirte Bergspitzen geknüpfte Naturerscheinungen, oder die mit ihrer Ersteigung verknüpften Gefahren Veranlassung gegeben, sie mit einem Gewande von geheimnißvollen Sagen oder religiösen Mythen zu schmücken. Wir brauchen bloß an unseren Brocken im Harze, oder an die Schneekoppe im schlesischen Riesengebirge zu denken. In Neapel ist der feuerspeiende Vesuv, in Sicilien der gewaltige Aetna, in Griechenland der heilige Götterberg Olympus, in Arabien der einsame Sinai der Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises geworden. Kein Wunder, daß bei dem phantasiereichen Volke der alten Inder, inmitten der großartigsten Pracht der Tropennatur, der imposante Pik von Ceylon frühzeitig eine ähnliche Bedeutung gewann.

In den alten einheimischen Annalen der Singhalesen, in dem berühmten Geschichtswerk des Mahavanso, tritt der Adams-Pik schon vor mehr als zwei Jahrtausenden auf und zwar als Samanala, oder Samanto-Kuta, als die Burg des Wächtergottes Saman. Zuerst wird er erwähnt in der Legende des frommen Heldenkönigs Dutu Gameni, 150 Jahre vor Christi Geburt. Die Priester, welche dessen Sterbebett umstehen, preisen seine vielen guten Werke; sie erzählen das Wunder vom Reiskorn, welches der gute König als Almosen vertheilt hatte, und welches von den Priestern auf dem Gipfel des Wächterberges noch unter 900 andere Priester vertheilt werden konnte.

Die Burg des Wächtergottes gilt in dieser uralten Sage bereits als berühmtes Heiligthum, und dies gestattet den Schluß auf ein noch viel höheres Alter des betreffenden Cultus. In der That spielt derselbe bereits in den ältesten Legenden des Buddhismus eine Rolle, wie die schöne Insel selbst in dieser mächtigsten Religion des Ostens. Als Buddha inmitten eines furchtbaren Gewittersturmes herniederfährt, betritt er die grüne Insel unter Donner und Blitz; er verjagt das wilde Heer der bösen Geister, die bis dahin Lanka-

Diva, die glückſelige Inſel, beherrſcht hatten, und ſchlägt ſelbſt inmitten dieſes Paradieſes ſeinen Sitz auf. Hier verkündigt er zuerſt ſein Evangelium vom Nirwana und lehrt die Menſchen ihr Glück in der Entſagung ſuchen: ohne Wunſch zu leben, um ohne Furcht zu ſterben. Hier iſt es, wo der Peſſimismus, die in unſern Tagen wieder auflebende Philoſophie des Unbewußten, zuerſt klaren Ausdruck fand:

„Reſignation, dies herbſte aller Worte,
Eröffnet uns allein des Friedens Pforte!“

Andächtig lauſcht das zuſammengeſtrömte Singhaleſenvolk der Heilsbotſchaft des Menſch gewordenen Gottes. Die berauſchende Pracht der umgebenden Tropennatur, die uns armen Nordländern als der verkörperte Paradiesgarten erſcheint, hindert die Eingeborenen nicht, auf alles Glück derſelben Verzicht zu leiſten; und dem Beiſpiele ſeiner verſammelten Fürſten und Adelsgeſchlechter folgend wird bald das Lankavolk zur Buddhalehre bekehrt. Als bleibende Denkmäler ſeines Beſuches hinterläßt Buddha bei ſeiner Himmelfahrt nicht allein eine Handvoll ſeines Haupthaares, ſondern auf beſonderes Gebet des Königs auch den Eindruck ſeines Fußes. Dieſer heilige Fußtapfen, der wunderthätige Sripada, blieb an dem Punkt zurück, auf welchem der Fuß des Buddha die Erde zum letzten Male berührte, auf der höchſten Felſenſpitze des Samanala.

Seit dieſer Zeit, alſo ſeit mehr als 2000 Jahren, entwickelte ſich dieſes Heiligthum zu einem Wallfahrtsorte erſten Ranges, zu welchem in zunehmendem Maße die gläubige Buddhiſtenwelt des ganzen Oſtens zuſammenſtrömte. Aber ehe ſie dahin gelangten, mußten die frommen Pilger ſich durch dichte Urwälder hindurcharbeiten, reich an Elephanten, Bären, Leoparden und anderen wilden Thieren; ſie mußten zahlreiche Bäche und Ströme durchkreuzen, die in wilden Schluchten als brauſende Waſſerfälle herabſtürzen; ſie mußten an ſenkrechten Felswänden emporklimmen, die allein dem fliegenden Vogel zu-

gänglich erſchienen. Freilich, je größer dieſe Gefahren und Beſchwerden, deſto höher das Verdienſt der gläubigen Wallfahrer. Auch ſorgten kluge Prieſter ſchon frühzeitig dafür, daß ein Opferbecken auf dem Gipfel die reichen Spenden der wohlhabenden Pilger aufnahm, und daß ein verheißungsvoller Legendenkranz das Verdienſt dieſes Peterspfennigs in gehöriges Licht ſetzte.

Schon im zehnten Jahrhundert nach Chriſti Geburt hatten die Wallfahrten auf den Adams-Pik eine ſolche Ausdehnung erlangt, daß der fromme König Khirti Niſſunka Wijeya Chako, von der beſchwerlichen Pilgerfahrt zurückgekehrt, es für nöthig fand beſondere Zugangswege für dieſelbe durch die ganze Inſel anzulegen und allenthalben freie Herbergen für die Pilger zu errichten, Tſchultris oder Ambalams. Dreihundert Jahre ſpäter wurde an Stelle des alten, äußerſt mühſamen und gefährlichen Pilgerpfades ein bequemerer Weg angelegt und über die wildeſten Bergſtröme eine Anzahl von Brücken gebaut, ſtark genug, um ſelbſt Pferde und Elephanten zu tragen. Ueber dem heiligen Fußtapfen des Buddha ſelbſt erhob ſich ein kleiner Tempel.

Der „Sripada“, oder der heilige Fußtapfen in der Felſenſpitze des Samanala, iſt aber nicht allein Gegenſtand höchſter Verehrung für die Buddha-Religion, der faſt zwei Drittel der Inſelbevölkerung, die eigentlichen Singhaleſen, zugethan ſind. Vielmehr wird derſelbe in gleicher Weiſe als wunderthätige Reliquie auch von den brahmaniſchen Anhängern der Hindu-Religion verehrt, zu welcher ſich ungefähr ein Drittel der Ceylonbewohner bekennt, die ſchwarzen Tamilen oder Malabaren, jene Eroberer dravidiſchen Stammes, die von der indiſchen Halbinſel über die Adamsbrücke herüberkamen. Nach ihrer Legende iſt es der Gott Siva, welcher bei ſeiner Himmelfahrt hier ſeine Spur hinterlaſſen hat.

Wieder eine andere Bedeutung wird dem Sripada von den mohammedaniſchen Arabern beigelegt, die ſchon ſehr

frühzeitig auf ihren unternehmenden Handelsfahrten gegen Osten Ceylon kennen lernten. Nach der arabischen Legende, die aus der älteren buddhistischen hervorwuchs, rührt der heilige Fußtapfen vom Stammvater des Menschengeschlechts, von Adam, her. Als derselbe nach dem Sündenfalle aus dem Paradiese vertrieben wurde, ergriff ihn ein Engel beim Arm und setzte ihn auf dem Gipfel des nach ihm nunmehr benannten Ceylon-Piks nieder. Gleichzeitig büßte Eva, die schöne Verführerin, ihre Schuld auf dem weit entfernten einsamen Berggipfel Arafath, oberhalb des heiligen Mekka in Arabien. Wenn Adam hier wirklich all' den endlosen Jammer voraussah, den sein Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß für das arme Menschengeschlecht bis auf den heutigen Tag zur Folge hatte, dann ist es freilich kein Wunder, daß sein stehender Büßerfuß sich tief in den harten Gneißfelsen der Bergspitze einbohrte und daß seine reuevollen Thränen einen kleinen See bildeten. Noch heute wird diese heilige Fluth von den andächtigen Pilgern als wunderthätiges Medicament gegen die verschiedensten Uebel getrunken.

Der Islam hat übrigens diese Adams-Legende gleich vielen anderen Sagen aus der christlichen Mythologie entnommen. Denn sie findet sich bereits drei Jahrhunderte vor Mohammed in dem berühmten Kopten-Manuscripte über „die Glaubensweisheit", aus dem vierten Jahrhundert nach Christus, welches Tertullianus dem großen Gnostiker Valentinus zuschreibt. Hier wird zum ersten Male der heilige Fußtapfen des büßenden Adam erwähnt und erzählt, wie der Erlöser der Jungfrau Maria mittheilte, er habe einen besonderen Engel als Wächter über denselben angestellt.

Auch die chinesischen Ceylonpilger haben zum Theil diesen Mythus adoptirt und beziehen den heiligen Fußtapfen auf Twan-Koo, den ersten Menschen, während Andere ihn dem Buddha zuschreiben. Hingegen leiten ihn die ersten christlichen Eroberer der Insel, die Portugiesen, vom heiligen Thomas

ab, dem Apoſtel, der hier zuerſt das Chriſtenthum gepredigt habe. Wiederum eine andere Deutung gewann er ſchon frühzeitig bei den Perſern. Hier iſt der Urheber desſelben Alexander der Große, deſſen Inderzug für das ganze Morgenland eine reiche Sagenquelle wurde. Der perſiſche Dichter Aſchref aus Herath, der ſelbſt eine Pilgerfahrt auf den Adams-Pik unternommen hatte, beſchreibt in einem blumenreichen Epos den fabelhaften Seezug Iskander's oder Alexander's nach Serendib (der alte Name der Inſel bei den Arabern). Der macedoniſche Eroberer beſteigt, am Ende der Welt angelangt, die höchſte Bergſpitze der wundervollen Paradiesinſel und hinterläßt daſelbſt als bleibendes Denkmal den Eindruck ſeines gewaltigen Fußes. Freilich wiſſen die griechiſchen Geſchichtsſchreiber nichts von einer ſolchen Umſchiffung Indiens und von dem Beſuche Alexander's auf Ceylon; aber nichtsdeſtoweniger gewann auch dieſer perſiſche Mythus eine weite Verbreitung.

So iſt es denn eine gar ſeltſame und wunderliche Geſellſchaft, welche die erfindungsreiche Sage auf dem himmelanſtrebenden Gipfel des blauen Ceylon-Piks verſammelt. Da ſtreiten ſich um die Ehre ihres Fußtapfens der indiſche Gott Buddha mit dem chriſtlichen Apoſtel Thomas, der brahmaniſche Gott Siva mit dem ſinghaleſiſchen Wächtergott Saman, der macedoniſche Welteroberer Alexander mit dem ſemitiſchen Urvater des Menſchengeſchlechts, mit Adam. Dieſer Letzte aber hat in dem ſchwierigen Wettkampfe den Sieg gewonnen; denn nach ihm wird der weltberühmte Berg noch heute endgültig benannt, und er iſt es ja auch, der ſo vielen andern wichtigen Punkten der uralten Paradiesinſel ſeinen Namen hinterlaſſen hat. Denn die Adams-Brücke iſt es, die Ceylon früher mit dem indiſchen Feſtlande in Verbindung ſetzte und auf welcher die indiſchen Thiere und Pflanzen in früheren geologiſchen Perioden ebenſo auf die Inſel hinüberwanderten, wie ſpäter die malabariſchen Eroberer, die ſchwarzen Tamilen.

Adamsgarten ist das prachtvolle, blumenreiche Paradies, welches sich am Fuße des Berges ausbreitet, und Adamsfrucht die herrliche Paradiesfeige oder Banane, die zu den edelsten Geschenken der reichen singhalesischen Flora gehört; sie bildete die Nahrung der ersten Menschenkinder, der Adamiten von Ceylon. Die kostbaren Edelsteine, an denen die Insel reich ist, sind Adamsthränen. Eine dunkle Felsenhöhle unterhalb des Berggipfels ist Adamshaus, von ihm selbst mit eigenen Händen aus Felsplatten erbaut; und die prachtvollen Rhododendronbäume, die dasselbe beschatten und mit ihren blutrothen Riesenblumen überschütten, sind Adamsrosen. Der schöne Teich endlich am Fuße des Berges, dessen krystallklares Wasser ein Felsenquell direct aus dem Paradiese herleitet, ist das heilige Adamsbad.

Angesichts dieses blumenreichen Sagengewandes, das den stolzen Adams-Pik vom Fuße bis zum Gipfel umhüllt, und das über drei Welttheile seinen mystischen Schatten ausbreitet, dürfen wir wohl mit Fug und Recht behaupten, daß der heilige Wächterberg einer der merkwürdigsten Berggipfel unserer Erde sei; selbst ganz abgesehen von der unbeschreiblichen Naturpracht, welche die Tropensonne in verschwenderischer Fülle über seine Gestalt ausgießt. Wer daher in Ceylon war und den Adams-Pik nicht bestieg, begeht eigentlich eine größere Unterlassungssünde, als derjenige, welcher in Rom war und den Papst nicht gesehen hat. Trotzdem wird aber der wunderbare Berg in der That nur selten bestiegen; und unter hundert Europäern, die dort lebten oder sich vorübergehend dort aufhielten, ist wohl kaum Einer auf seinen Gipfel gelangt. Freilich ist aber diese Pilgerfahrt auch heute noch keine Kleinigkeit und sie erfordert mancherlei Vorbereitungen und Hilfsmittel.

Die erste Besteigung des Adams-Pik, über die wir eine ausführliche Beschreibung besitzen, ist diejenige des arabischen Gelehrten Ibn Batuta, aus dem Jahre 1340. Derselbe

wurde durch einen Sturm von den flachen Korallen-Inseln der Malediven nach Ceylon verschlagen; er sah den hohen Berg der Insel schon neun Tage lang, wie eine gewaltige blaue Rauchsäule, aus dem Meere emporsteigen. Den Ort, an dessen zimmtreichem Gestade er landete, nennt er Battala, die Residenz eines ungläubigen Königs; es ist höchst wahrscheinlich das heutige Putalam, einige Tagereisen nördlich von Colombo, an der Nordwestküste. Von dem Könige gastfreundlich aufgenommen, reich beschenkt und nach seinen Wünschen befragt, äußert er als höchsten Wunsch, den Fußtapfen seines Altvaters Adam auf dem Gipfel des heiligen Berges zu sehen. Der König sichert ihm hierfür seine Unterstützung zu und läßt ihn in einem Palankin bis an den Fuß des Gebirges tragen, begleitet von 10 Kriegern seiner Leibwache, 15 Trägern von Lebensmitteln, 4 Brahmanen-Priestern und 4 frommen Büßern, die jedes Jahr die Pilgerfahrt unternahmen und als Führer dienten.

Die Reise des arabischen Doctors geht zunächst längs der Küste nach Süden, dann ostwärts in das Innere der Wunderinsel hinein. Hier kommt er zur Residenzstadt des Kaisers, Kankar, die zwischen hohen Bergen und am Ufer eines großen Teiches liegt, in welchem Rubine und andere Edelsteine gefunden werden. (Vielleicht an der Stelle des heutigen Kandy?) Er sieht den prächtig geschmückten Kaiser auf einem weißen Elephanten reiten, dessen Kopf mit sieben großen rothen Rubinen verziert ist, jeder größer als ein Hühnerei. Die Frauen gehen gleich den Männern fast unbekleidet, sind aber mit prachtvollem Rubinschmuck an Armen und Beinen geziert. Hinter Kankar beginnt der eigentliche Gebirgsweg, reich an Beschwerden und Gefahren. Zwei verschiedene Gebirgspfade führen zum Pik hinauf, nach Adam und Eva bezeichnet, als „Baba-Weg und Mama-Weg". Nur der Pilger kann das ganze Verdienst der beschwerlichen Pilgerfahrt in Anspruch nehmen, der beide Wege gewandert ist.

Der Baba-Weg, nach Vater Adam so benannt, ist weit rauher und beschwerlicher, als der Mama-Weg, der der Mutter Eva geweiht ist. Es scheint fast, daß ersterer der nördliche, letzterer der südliche von den beiden Pfaden ist, die auch gegenwärtig allein noch auf den Gipfel des Samanala hinaufführen.

Ibn Batuta schlägt auf der Hinreise den schwierigen Baba-Weg (von Norden herauf) ein, auf der Rückreise den sanfteren Mama-Weg (nach Süden hinab). Auf dem ersteren gelangt er zunächst an den berühmten Affenteich Buzuta. Die großen schwarzen Affen, die in dichten Scharen die Urwälder an seinen Ufern bewohnen, haben lange Schwänze und Bärte wie Männer; (offenbar der schwarze Wanderuh, den auch ich in großen Scharen hier antraf.) Nach der Versicherung der Pilger werden dieselben von einem alten König beherrscht, der eine Krone von Blättern trägt, einen langen Stab als Scepter führt und stets von vier mächtigen, mit Knüppeln bewaffneten Trabanten begleitet wird. In diesen Wildnissen wimmelt es von den bösen Landblutegeln, der größten Plage von Ceylon. Um sie zu entfernen, betupfte man sie schon damals, wie noch heutzutage, mit Limonensaft. Viele Pilger sollen den massenhaften Bissen dieser kleinen Teufel unterliegen und an Verblutung sterben. Durch dichte Wälder, an verschiedenen Teichen und wilden Höhlen heiliger Einsiedler vorüber, zwischen Felsenschluchten und über Wasserfälle hinauf, gelangte der arabische Gelehrte zur Iskander-Grotte. Diese Höhle, zu Ehren Alexander's des Großen benannt, enthält herrliches erquickendes Quellwasser. Ueber ihr steigt jäh die eigentliche Felsenpyramide des Wächterberges empor; er ist einer der höchsten Berggipfel der Welt; die Wolken liegen tief unter den Füßen des hinaufklimmenden Pilgers. Die senkrechten Felswände sind nur dadurch zu ersteigen, daß schon seit Alters her Stufen in dieselben eingehauen und neben denselben lange eiserne Ketten angebracht

sind, an denen sich der Hinaufkletternde festhält. Ibn Batuta zählte zehn verschiedene solcher Ketten; die letzte heißt die „Kette der Erkenntniß", weil man hier durch den plötzlichen Blick in einen ungeheuren Abgrund überrascht wird. Endlich gelangte er wohlbehalten auf den Gipfel des spitzen Felskegels und konnte hier Adam's Fußtapfen seine Verehrung bezeigen. Er fand ihn 11 Spannen lang, und umgeben von 9 Nischen oder Opferbecken, in denen die frommen Pilger reiche Gaben von Gold und Silber, von Rubinen und anderen Edelsteinen niederlegten.

Auch die Rückreise des arabischen Doctors, auf dem weniger gefährlichen Mama-Wege, ist nicht ohne Interesse. Auch hier kommt er wieder an Edelsteingruben und Teichen vorüber, besonders aber an dem berühmten Lebensbaume des Paradieses, der nie ein Blatt verliert. Da ein Jeder, der ein solches Blatt gegessen hat, sich völlig wieder verjüngt, so ist er stets von Pilgerscharen umlagert, die vergeblich auf das Abfallen eines Blattes warten. Höchst wahrscheinlich war dieser Lebensbaum einer von jenen uralten mächtigen Buddhabäumen oder heiligen Feigenbäumen, den Bogaha (Ficus religiosa); sie werden noch heute überall in den Ländern des Buddha-Cultus als heilige Wunderbäume verehrt, weil Buddha sich unter ihrem kühlen dichten Schatten am liebsten niederließ. Noch heute stehen sie überall neben den Dagoba, den glockenförmigen Reliquientempeln. Jede dieser heiligen Dagoba umschließt eine Reliquie des Gottes; leider ist dieselbe nur niemals sichtbar, da der geschlossene weiße Kuppelbau weder Thüren noch Fenster besitzt.

Vom Adams-Pik reiste Ibn Batuta nach der großen Handelsstadt Dinara, wahrscheinlich dem heutigen Matura, berühmt durch einen ungeheuren Prachttempel. Tausend brahmanische Priester verrichteten hier den Gottesdienst, während fünfhundert vornehme Jungfrauen vor einem goldenen Götzenbilde bei Tag und Nacht Gesänge und Tänze aufführten. Von da gelangte er längs der Küste nach Kali,

vermuthlich dem heutigen Calatura, und von hier nach Kalambu, damals schon der schönsten und größten Stadt der Insel. Es ist die heutige Hauptstadt Colombo. Eine Reise von drei Tagen nach Norden führte den arabischen Pilger von hier nach seinem Ausgangspunkte Battala zurück.

An diese Pilgerfahrt des Ibn Batuta, die älteste, von der wir genau unterrichtet sind, schließt sich als zweite schon neun Jahre später diejenige eines päpstlichen Legaten, des Florentiner Minoritenpaters Johannes de Marignola an. Er war früher Professor in Bologna gewesen und trat 1339 im Auftrage des Papstes Benedictus XII. eine Gesandtschaftsreise nach Indien und China an. Auf der Rückreise, 1349, besuchte er auch Ceylon und führte eine Pilgerfahrt auf den heiligen Berg aus, „den höchsten nach dem Paradiese". Er schildert ausführlich insbesondere die Lebensweise der buddhistischen Mönche und Büßer, die in großer Zahl in den Höhlen und Wildnissen am Abhange des Berges wohnen.

In unserem Jahrhundert wurde der Adams-Pik zuerst 1817 von einem Europäer bestiegen, von dem britischen Militärarzte John Davy, einem Bruder des berühmten Physikers Sir Humphry Davy. Er führte die Besteigung von der Südseite aus, über Ratnapura und Palabatula, und das ist auch der Weg, den die meisten folgenden Reisenden einschlugen, von Deutschen insbesondere der Prinz Waldemar von Preußen, in dessen Begleitung der Naturforscher Hoffmeister war, später Friedau, Königsbrunn, Schmarda, Ransonnet und Andere. Dieser südliche Weg hat den Vorzug, daß man in aller Bequemlichkeit auf guten Wegen bis nach Ratnapura, der berühmten Stadt der Edelsteine, fahren kann, und von hier noch über Gillimalle nach Palabatula, das unmittelbar am Fuße des jäh aufsteigenden Gebirgsstocks liegt. Aber der Bergpfad von hier hinauf ist äußerst steil und beschwerlich, und man ist genöthigt, nahezu 7000 Fuß auf demselben ununterbrochen aufwärts zu steigen.

Bequemer und weniger anstrengend hat sich neuerer Zeit die Ersteigung von der Nordseite gestaltet. Diese wurde zuerst 1819 von dem Engländer Sawers ausgeführt. Er war der erste Europäer, der eine Nacht auf dem Gipfel zubrachte. Auch dieser Bergpfad war damals noch äußerst beschwerlich aus Mangel an Wegen und Brücken. Sawers brauchte nicht weniger als fünf volle Tagereisen, um von Ambegamma, am Nordfuße des Pik in bedeutender Höhe gelegen, die kurze Strecke bis auf den Gipfel zurückzulegen. Undurchdringliche Urwälder, steile Felsgehänge, jähe Abgründe, wilde Bergbäche und Wasserfälle ohne Brücken erschwerten das Vordringen außerordentlich.

In den letzten vierzig Jahren ist das ganz anders geworden. Der vordringenden Kaffeecultur ist der größte Theil jener herrlichen Urwälder zum Opfer gefallen, und Hunderte von englischen Pflanzer-Bungalows sind allenthalben in den ausgedehnten Kaffee-, Thee- und Cinchonapflanzungen zerstreut. Gutgebahnte Pfade, zum Theil sogar bequeme Fahrwege führen von einer Pflanzung zur anderen; und über die Bergströme und Abgründe sind sichere Brücken geschlagen. Seit einigen Jahren führt selbst eine kleine Eisenbahn, — ein südlicher Zweig der Colombo-Kandy-Bahn, — von Peradenia über Gampola nach Nawala-Pitya, und von hier kann man in einem Postomnibus südwärts in 4—5 Stunden bis nach Dickoya gelangen. Letzteres ist aber nur einen Tagemarsch von den südlichsten Pflanzungen entfernt, die gegenwärtig schon bis unmittelbar an den nördlichen Fuß der Pik-Pyramide hinaufgehen.

Diesen bequemeren Weg schlug auch ich auf Anrathen meiner dortigen Freunde ein, als ich im Februar das Gebirgsland von Ceylon besuchte. Gut mit Empfehlungen ausgestattet fuhr ich von Peradenia am 10. Februar in einer Strecke ununterbrochen bis Dickoya, und wanderte von da zu Fuß durch die südwestlichen Kaffeedistricte des Hochlandes nach

St. Andrews. Es ist dies die höchst gelegene Pflanzung unmittelbar am nördlichen Fuße des Adams-Pik, und an ihren gastfreien Besitzer, Mr. Christie, war ich schon vorher besonders empfohlen.

Der südliche Felsenabsturz des Samanala erhebt sich so steil aus der blühenden Ebene, in welcher am Ufer des herrlichen schwarzen Flusses, noch nicht hundert Fuß über dem Meeresspiegel, die Singhalesenstadt Ratnapura liegt, daß der rüstige, von hier aus emporklimmende Wanderer in einem Tage bis auf den Gipfel des heiligen Pilgerberges gelangen kann. Für die harten Beschwerden dieser anstrengenden Bergpartie wird man dabei durch den großen Genuß entschädigt, welchen der schnelle Wechsel der verschiedenartigen über einander aufsteigenden Vegetationszonen gewährt. Allerdings ist dieser Wechsel nicht so auffallend, wie bei manchen höheren Bergen der heißen Zone, wie z. B. beim Pik von Teneriffa, bei dessen gelungener Besteigung ich vor sechzehn Jahren die einzelnen Pflanzengürtel in der That so regelmäßig geschieden fand, wie es Alexander von Humboldt schon früher beschrieben hatte. Aber der schneebedeckte Gipfel des Pik von Teneriffa erreicht auch fast die doppelte Höhe des Adams-Pik, und wir bleiben daher auf letzterem, wie auf allen Hochgipfeln von Ceylon, noch weit unter der Schneegrenze. Dahingegen ist andererseits hier, unter dem siebenten Grade nördlicher Breite, die unvergleichliche Pflanzenpracht der Aequatorialzone in ungleich größerer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelt, als in dem reizenden Thale von Orotava, an dem subtropischen Gestade der canarischen Inseln.

Bei der beständigen Temperatur von 22—26° R. und bei der nahezu vollkommenen Feuchtigkeit der heißen Luft, welche in der südwestlichen Küstenzone von Ceylon herrscht, stellt dieselbe ein großartiges natürliches Treibhaus dar, dessen wundervolle Producte von keiner anderen Gegend der Erde übertroffen werden. Hier finden wir vereint in der

herrlichſten Entwickelung die edelſten und großartigſten von allen Gewächſen, die Palmen und Piſange, die Bambuſen und Benyanen. Faſt jede von den ſinghaleſiſchen Hütten, die in dieſer Cocosregion allenthalben zerſtreut ſind, iſt von einem Kranze ſolcher prächtigen Tropenbäume geſchmückt. Da wetteifert die ſtolze Cocos- mit der ſchlanken Arecapalme; der eichenartige Brotfruchtbaum mit dem zierlichen Melonenbaum. Die Pfefferrebe klettert um die Wette mit dem indiſchen Wein an den ſchlanken Stämmen empor und hängt in reizenden Feſtons und Kränzen von ihren Aeſten herab. Unten aber bilden die rieſengroßen Blätter der Bananen und Caladien, die handförmigen Blätter der Caſſaven die ſchönſte Umzäunung der idylliſchen Gärten, in denen prachtvolle Blumen neben den nützlichſten Culturgewächſen gepflanzt werden.

Sobald wir uns aus dieſem üppigen Paradiesgarten zu den Vorbergen des Hochlandes erheben und die erſte Stufe desſelben emporſteigen, treten andere Culturpflanzen an die Stelle der erſtgenannten. Die waſſerreichen Thäler erſcheinen terraſſirt und mit einem zarten Sammetteppich belegt, deſſen leuchtendes Grün dasjenige des ſchönſten engliſchen Raſenbeetes übertrifft. Es iſt der junge Reis, der Paddy, der dieſe maigrünen Saatfelder bildet. In ihrer Umgebung und an den trockneren Stellen zwiſchen ihnen ſtehen Fruchtgärten, in denen die Orangen und Guayaven gedeihen, daneben die zottige Zuckerpalme, der Kittul, und die wundervolle Rieſenſchirmpalme, der Talipot.

Einige hundert Fuß höher verlaſſen wir dieſe zweite Palmenzone und treten nun aus der niederen Bergregion in die heiligen Säulenhallen eines Urwaldes, der die höchſte Baumpracht unſerer gemäßigten Zone eben ſo weit oder noch mehr überflügelt, als dieſe letztere die kümmerlichen Birken- und Föhrenwälder der nördlichſten Waldgürtel hinter ſich läßt. Da wandern wir ſtundenlang aufwärts in einem Naturtempel, deſſen ſchlanke glatte Baumſäulen kerzengerade und un-

verzweigt ſich zu 80—100 Fuß Höhe erheben, ehe ſie ſich zu einer mächtigen dunkelgrünen Krone ausbreiten. So dicht iſt das undurchdringliche Schattendach derſelben, daß ſelbſt die mächtige Tropenſonne nur hie und da einen ſchwachen Lichtſtrahl verſtohlen in die tiefe Dämmerung fallen läßt, welche die kühlen Tempelhallen erfüllt. Garcinien, Dillenien, Terminalien und verſchiedene Rubiaceen ſind es, die nebſt wunderbaren Ficus-, Ebenholz-, Sandelholz- und vielen anderen Waldbäumen dieſelben zuſammenſetzen. Die prachtvollen ſeltſamen Blüthen von ſchmarotzenden Orchideen und Gewürzlilien zieren ihre Stämme. Kletternder Pandanus (Freycinetia), Purtada und andere Schmarotzerbäume winden ſich an den hohen Stämmen kühn empor, ſchwingen ſich in ſtolzen Bogen von einem Baum zum andern und bilden die Turngerüſte für die munteren Scharen der Affen und Eichhörnchen, die hier ihre bewunderungswürdigen gymnaſtiſchen Künſte zeigen. Prächtige, metallglänzende, goldiggrüne Waldtauben, Papageien und Bienenfreſſer fliegen ſcharenweiſe, hoch oben zwiſchen den Kronen hin, während unten am rauſchenden Waldbache große blaugrüne Eisvögel mit der Fiſchjagd beſchäftigt ſind. Zwiſchen den braunen Luftwurzeln der Schmarotzerpflanzen hängen auch zahlreiche grüne von den Baumäſten herab. Sobald wir dieſe letzteren aber erfaſſen wollen, entſchlüpfen ſie uns zwiſchen den Händen; denn es ſind zierliche Baumſchlangen, die ſich mit ihrem dünnen Peitſchenſchwanze an einen Baumaſt aufgehängt haben. Auch die niedlichen kleinen Laubfröſche, die ſich in den weißen Blumenkelchen der großen Lilien verſtecken und da ihre glockenähnliche Silberſtimme ertönen laſſen, ſind ſchön grün bemalt, und ſo tragen auch noch viele andere Thiere des Waldes auf der immergrünen Wunderinſel deren herrſchende Charakterfarbe, entſprechend Darwin's Geſetze der gleichfarbigen Zuchtwahl.

Wie gerne würden wir in dem kühlen Schatten dieſer erhabenen Urwälder länger weilen und an den rauſchenden

Waſſerfällen ihrer Bäche die zierlichen Farne und Selaginellen oder die ſeltſam geſtalteten Balſaminen und Begonien ſammeln, die deren Ufer ſchmücken; oder zwiſchen den pfeilförmigen Rieſenblättern der Araceen die großen Nachtfalter und bunten Spinnen jagen; oder zwiſchen dem wirren Wurzelgeflecht der umgeſtürzten Baumrieſen die goldglänzenden Prachtkäfer (Bupreſtis), zwiſchen ihrem abgefallenen Laub die wunderbaren aſt- und blattgleichen Heuſchrecken ſuchen, die ſtabförmigen Geſpenſtſchrecken (Phasma) und die wandelnden Blätter (Phyllium). Aber leider drängt unſere Zeit; und leider laſſen uns auch hier wieder die zahlloſen kleinen Landblutegel nicht zu vollem Genuſſe gelangen.

Während dieſer ſtolze Hochwald auf den ſteilen ſüdlichen und weſtlichen Gehängen des Adams-Pik noch jetzt einen zuſammenhängenden immergrünen Mantel bildet und an 4 bis 5000 Fuß emporſteigt, iſt er dagegen an der nördlichen und öſtlichen Seite jetzt größtentheils den vordringenden Kaffeepflanzungen zum Opfer gefallen. Er beſteht hier nur noch in den ſteilen unzugänglichen Felſenſchluchten ſiegreich den Vernichtungskampf, mit dem ihn Axt und Feuer des feindlichen Pflanzers bedroht. Höher hinauf hingegen, oberhalb 5000 Fuß, iſt auch jetzt noch der grüne Waldmantel des Pilgerberges unverſehrt, und gerade die charakteriſtiſche Gipfelpyramide, welche ſich gegen 2000 Fuß hoch weit über alle Nachbarn erhebt und über Land und Meer hinweg für den nahenden Schiffer das untrügliche Wahrzeichen der Inſel bildet, gerade dieſe Landmarke iſt noch jetzt bis zur höchſten Spitze hinauf von einer zuſammenhängenden grünen Decke umſchloſſen.

In dieſem oberſten Gürtel, zwiſchen 5000 und 7000 Fuß, zeigt aber der Urwald eine ganz andere Zuſammenſetzung und Phyſiognomie, als in den zauberhaften grünen Tempelhallen, die wir ſoeben verlaſſen haben. Dieſer Unterſchied iſt ſchon von ferne ſichtbar, indem das matte, ins Graue ſpielende

Grün der oberen Zone weit blaſſer erſcheint, als das intenſive Dunkelgrün des unteren Waldgürtels. Das rührt hauptſächlich davon her, daß die lederartigen Blätter der immergrünen Bäume hier oben meiſtens matter auf ihrer Oberſeite gefärbt ſind, hingegen filzig oder ſilberweiß auf der Unterſeite. Ihre dunklen Stämme ſind knorrig, oft ſehr winkelig verzweigt, und von gelben Moſen dicht umhüllt. Die Waldbäume, die hier oben an die Stelle der vorher genannten der unteren Zone treten, gehören vorzugsweiſe zu den Familien der Myrten und Lorbern, zu den Gattungen Eugenia und Syzygium, Tetranthera und Actinodaphne. Aber auch die indiſche Magnolie, die ſchöne Michelia, ſowie das herrliche baumförmige Rhododendron ſpielt in denſelben eine große Rolle und nicht minder das Lieblingsfutter der wilden Elephanten, die merkwürdige Rilluſtaude, die Acanthacee Strobilanthus. Die Elephanten gehen derſelben faſt bis zum Gipfel des Pik nach und wir waren nicht wenig erſtaunt, ihre feſtgetretenen Pfade noch eine halbe Stunde unterhalb des Gipfels zu finden. Unſer Gaſtfreund, Mr. Chriſtie, hatte ſelbſt noch im vorigen Jahre hier oben einen mächtigen Elephanten geſchoſſen, deſſen coloſſaler Schädel unter den Jagdtrophäen in ſeinem Bungalow eine hervorragende Stelle einnahm. Es iſt höchſt überraſchend, die friſchen Spuren dieſer ſchwerfälligen Coloſſe an ſteilen, wenn auch dichtbebuſchten Felſenabhängen zu finden, an denen ſich der kletternde Wanderer nur mit Mühe emporarbeitet.

Auch Leoparden ſind in dieſen Walddickichten des Hochgebirges noch jetzt ſehr häufig, und nicht minder der gefürchtete Lippenbär (Ursus labiatus). Dieſe Räuber leben hauptſächlich von der Jagd auf Elkhirſche (Russa hippelaphus), die noch in großen Scharen hier zu finden ſind. Auch der große graue Affe des Hochlandes, Presbytis ursinus, fällt dem grimmen Leoparden hier oft zum Opfer. Wir ſahen die ſchönen Felle Beider in einem kleinen Bazar, den ein ſpe-

culativer Araber mitten am Pilgerwege errichtet hatte, ungefähr eine Stunde oberhalb St. Andrews.

Die Hütten, die diesen bunten Pilgerbazar bildeten, waren höchst malerisch im Grunde einer tief eingeschnittenen Schlucht gebaut; am Ufer eines rauschenden Gebirgsbaches, der in kühnen Sprüngen über steile Felsen an der Nordwestseite der Pikpyramide hinabstürzt. Nichts kann den romantischen Reiz dieser wilden Bergbäche in den Urwäldern des Gebirges von Ceylon übertreffen. Bald stürzen sie sich in ungezähmter Kraftfülle tobend und schäumend über senkrechte Felswände herab; bald springen sie im gemäßigten Laufe sprudelnd und rauschend über die Steinblöcke ihres Granitbettes; bald bleiben sie vor einer Quermauer, die das letztere riegelartig durchsetzt, stehen und sammeln ihre klaren Wassermassen zu einem kleinen Teich oder Seebecken an, in dem der Himmel das Spiel seiner ziehenden Wolken abspiegelt. Allenthalben aber sind diese herrlichen Gewässer von einem üppigen grünen Rahmen eingefaßt, dessen Reize weder Feder, noch Pinsel vollkommen wiederzugeben vermögen.

Wohl die höchste Zierde dieser wasserreichen kühlen Bergbachbetten sind die prächtigen Baumfarne, eine der edelsten Vegetationsformen, von deren Schönheit uns die verkrüppelten Exemplare in unseren Treibhäusern kaum eine annähernde Vorstellung geben können. Sie ersetzen im Hochlande den Schmuck der Palmen, der fast ausschließlich auf das heiße Tiefland beschränkt ist. Aus einiger Entfernung sind Beide zum Verwechseln ähnlich. In Beiden trägt der schlanke, ungetheilte, hoch aufstrebende Stamm eine einfache Krone von riesengroßen Fiederblättern; diese Wedel sind aber bei den Farnbäumen viel zarter und feiner, viel tiefer eingeschnitten und viel mehr fiederig zusammengesetzt, als bei den derberen und robusteren Palmen. Neben diesen Farnbäumen (Alsophila) sind es aber auch niedere, stammlose Farnkräuter (Angiopteris), die durch die colossale Größe ihrer 15—20 Fuß langen Wedel

an den Ufern dieſer Bergbäche unſer höchſtes Erſtaunen hervorrufen.

Ein anderer Schmuck derſelben beſteht in den reizenden Lianen, in den mannigfaltigen Schling- und Kletterpflanzen, die in üppigſter Fülle Stamm, Aeſte und Zweige der Bäume bedecken. Bald hängen ſie gleich den zierlichſten Ampeln von den Kronen ſenkrecht herab, bald ſchlingen ſie ſich rings von Zweig zu Zweig, wie bei einem ſchön geputzten Weihnachtsbaum; bald umhüllen ſie die mächtigen alten Baumſtämme mit einem dichten grünen Mantel; und bisweilen erſcheint dieſer letztere mit prachtvollen Blumen wie mit leuchtenden Edelſteinen verbrämt. Beſonders ſind es unter dieſen Lianen die Orchideen, Ingwer, Gewürzlilien, und die kletternden Pandangs (Freycinetia), die durch die Farbenpracht und ſeltſame Form ihrer großen Blüthenähren unſer Entzücken erregen.

Bald ſollten wir aber den Nutzen dieſer Lianengeflechte im Urwalde noch näher kennen lernen. Denn nachdem wir oberhalb des Waſſerfalls auf einem Baumſtamme über den toſenden Bach glücklich hinüber balancirt waren, führte uns unſer ſchmaler und beſchwerlicher Pilgerpfad in ein Dickicht hinein, deſſen Baum- und Strauchmaſſen durch erſtaunliche Lianengeflechte zu einer geradezu undurchdringlichen Mauer verwebt waren. Keinen Schritt weit konnten wir ſeitlich von dem glatt getretenen Wege abweichen, der nur durch Tauſende von Pilgern gangbar erhalten wird. Ueber eine Stunde ſtiegen wir ſo in einem grünen Tunnel empor, deſſen mächtiges Schattendach keinen Sonnenſtrahl durchdringen ließ und uns durch ſeine kühle Dämmerung die heiße Mühe des jähen Kletterns weſentlich erleichterte. Aber nicht allein dieſes koſtbare Schattendach bilden die mächtigen Netze der verwebten Lianenſtricke über unſeren Häuptern, ſondern auch förmliche Leiterſproſſen am Boden zum Anklammern der Füße, und zu beiden Seiten biegſame, aber feſte Treppengeländer, an denen wir uns mit den Händen emporziehen.

Mitten in dieſem reizenden immergrünen Gange begegneten wir einer Pilgerſchar von etwa dreißig ſchwarzen Tamilen oder Malabaren; bei der geringen Breite des ſteilen Waldpfades blieben ſie ehrerbietig ſtehen, um uns aufwärts Klimmende erſt vorüber zu laſſen, und ſo fanden wir Gelegenheit, die Schönheit ihres ſchlanken und doch kräftigen Körperbaues aus nächſter Nähe zu bewundern; um ſo mehr, als die Kleidung der Meiſten ſich auf einen weißen Turban und einen rothen Lendenſchurz beſchränkte. Alle Lebensalter waren unter dieſer Pilgerſchar vertreten, vom reizenden jugendlichen Knaben und zierlichen Mädchen bis zum zitternden Greiſe und der welken Matrone; und die kräftigen Frauen trugen ſelbſt theilweiſe einen Säugling am Buſen oder ein einjähriges Kind reitend auf der Hüfte. Denn es gilt ſowohl bei dieſen brahmagläubigen Tamilen, als bei den buddhagläubigen Singhaleſen für höchſt verdienſtlich und gottgefällig, die Pilgerfahrt auf den heiligen Berg ſchon in früheſter Jugend zu unternehmen; nicht allein glauben die frommen Pilger ſich dadurch Geſundheit und langes Leben zu ſichern, ſondern auch Schutz vor böſen Geiſtern und Vergebung für zukünftige Sünden.

Ein intereſſantes Schauſpiel ganz anderer Art überraſchte uns, als wir eine Viertelſtunde ſpäter abermals einen rauſchenden Waldbach überſchritten, und durch einige prachtvolle Balſaminen verlockt, einen kleinen Seitenabſtecher im Flußbette aufwärts machten. Bei einer plötzlichen Biegung desſelben ſtanden wir vor einem reizenden Baſſin, das von hohen Urwald-Rieſen eingeſchloſſen und mit kühnen Guirlanden phantaſtiſch verziert war. Eine Heerde von großen grauen Gebirgsaffen (Presbytis ursinus), deren lebhafte Stimmen wir ſchon unmittelbar vorher gehört hatten, trieb da ihr munteres Spiel, wurde aber durch unſere unvermuthete Erſcheinung ſo erſchreckt, daß ſie eilends auf die entgegengeſetzte Seite flüchtete. Dabei benutzten die kühnen Seiltänzer die überhängenden Lianen als

Klettertaue, mit erstaunlicher Geschicklichkeit sich von einem Baum zum andern schwingend.

Als wir etwas weiter oberhalb aus dem schattenspenden-den Dickicht heraustraten, standen wir unmittelbar vor einer hohen Felsenwand, in der eine lange Treppe von eingehauenen Stufen aufwärts führte. Am oberen Rande derselben bemerkten wir auf einer vorspringenden Plattform mehrere Ambalams oder Pilgerherbergen. Wir hatten schon weiter unten einige derselben passirt. Diese Gruppe aber war weit ansehnlicher und bildete die letzte Hauptstation auf dieser Nordseite des Pikkegels. Viele Pilger sind schon hier von den Beschwerden des steilen und steinigen Weges so ermüdet, daß sie daselbst übernachten, obgleich man von hier bis zum Gipfel kaum mehr als eine starke Stunde zu klettern hat, freilich sehr mühselig. Andere Pilger rasten hier nur ein paar Stunden und erquicken sich an feilgebotenen Früchten oder an Curry und Reis, welchen sie sich selbst am offenen Feuer bereiten. Ein großes solches Feuer flackerte gerade am oberen Felsrande unter einem Zelte von hohen Bäumen; eine Schar von braunen Singhalesen war malerisch ringsum dasselbe gelagert.

Nach kurzer Rast bei diesem Ambalam und erquickt durch den Genuß einiger saftiger Bananen, brachen wir auf, um die letzte und steilste Strecke unserer Pilgerfahrt zu vollenden. Es beginnt nun jener berüchtigte und gefürchtete Theil der höchsten Pikpyramide, an welchem auf lange Strecken Treppenstufen in den nackten, zähen, oft senkrecht aufsteigenden Felsenabhängen angebracht sind, und zur Seite derselben mächtige eiserne Ketten, an denen man sich beim Aufwärtsklimmen festhalten muß. Manche von diesen Riesenketten, von frommen Pilgern gestiftet, sind wohl über tausend Jahre alt; die verwitternden und verrostenden Ringe werden aber stets durch neue ersetzt. Starke eiserne Pflöcke, in den nackten Gneißfelsen tief eingetrieben, halten von Strecke zu Strecke die klirrenden Ketten fest.

Für Bergwanderer, die zum Schwindel geneigt sind, ist dieser Kettenpfad freilich kein passender Weg, und wir mußten um so mehr die Kletterkünste der schwarzen Tamilfrauen bewundern, die mit Säuglingen und Kindern beladen, oft dazu noch einen Korb mit Lebensmitteln auf dem Kopfe, hier frei hinauf und hinab balancirten, mit den beweglichen Zehen der nackten Füße sich gleich Vierhändern anhaltend. Aber wenn diese Himmelsleiter auch sehr beschwerlich ist und höchst gefährlich aussieht, so ist sie das doch nur an wenigen Stellen. Denn wenn man, wie es oft geschieht, auf den schlüpfrigen Steinstufen ausgleitet oder wenn die trügerische Kette den Händen entschlüpft, so stürzt man nicht in eine jähe Tiefe, um unten zerschmettert liegen zu bleiben, sondern man fällt in ein weiches grünes Bette, in dem höchstens einzeln hervorragende Baumäste uns einige unsanfte Rippenstöße ertheilen. So undurchdringlich ist auch hier die zauberhafte Fülle der wuchernden Tropenvegetation, und so dicht werden die Laubmassen durch schlingende Lianen verwebt, daß aus der jähen Tiefe vielfach die wogenden Blätterkissen der hohen Baumkronen bis zum Fuße des Wanderers heranreichen und bei unvorsichtigem Fehltritte den Fallenden in ihren weichen Armen auffangen.

Endlich war auch diese letzte Prüfung glücklich überstanden. Nachdem wir die oberste Kettentreppe erklommen hatten, erblickten wir unmittelbar über uns die nackte Felsenspitze des Wunderberges, und auf derselben den weltberühmten Buddhatempel, das Endziel unserer mühsamen Pilgerfahrt. Wenige steile Stufen noch, und wir standen am Eingang in das ehrwürdige Heiligthum, ehrerbietig begrüßt von den alten weißbärtigen Buddhapriestern, die hier als Wächter dasselbe hüten und die Opfer der Wallfahrer entgegennehmen. Sie wohnen indessen hier oben nur 4—5 Monate, vom Januar bis April oder Mai. Während des übrigen Jahres ist der Samanala wegen der täglichen überaus heftigen Regengüsse ganz unzugänglich.

Der oberſte Gipfel des Adams-Pik entſpricht ganz den Vorſtellungen, die wir uns als kleine Kinder von hohen Bergſpitzen zu machen pflegen; wir denken ſie uns ſo ſpitz zulaufend, wie einen Zuckerhut, und begreifen nicht, wie ein Haus da oben ſtehen kann. In der That iſt die oberſte Gneißkuppe des Samanala ſo zugeſpitzt, daß nur das kleine Heiligthum darauf Platz findet, welches ſich baldachinartig über dem heiligen Fußtapfen wölbt. Und auch unmittelbar am Fuße dieſes heiligen Felsblockes, 20 Fuß tiefer, iſt der Raum ſo beſchränkt, daß neben der ſchmalen hinaufführenden Treppe nur ein paar enge Prieſterwohnungen neben einander ſtehen, winzige einſtöckige Steinhütten. Dieſer ganze enge Raum iſt umfriedigt von einer niedrigen weißen Mauer, mit zwei Eingangspforten, einer im Norden, der anderen im Süden. Die ſchönſte Einfaſſung derſelben aber bilden die prachtvollen Rhododendronbäume, die ſich zu unſern nahe verwandten Alpenroſen ähnlich verhalten, wie der tropiſche Rieſenbambus zu unſerem zarten Grashalm. Jeder Zweig dieſer knorrigen, 30—50 Fuß hohen Bäume trägt ein ſchimmerndes Ballbouquet, eine mächtige Roſette von dunkelgrünen Blättern, aus deren Mitte 20—30 prachtvoll ſcharlachrothe Roſen hervorleuchten.

Nachdem wir die ſchmale Treppe hinaufgeſtiegen und unter das Dach des kleinen, halboffenen, baldachinartigen Tempelchens getreten waren, ſtanden wir vor dem Sripada, vor dem ehrwürdigen Heiligthume, welches ſeit mehr als zweitauſend Jahren der Gegenſtand andächtigſter Verehrung für ſo viele Millionen frommer Pilger geweſen iſt. Der heilige Fußtapfen an ſich erſcheint nicht geeignet, dieſe Anbetung zu rechtfertigen. Es iſt eine einfache, länglich runde Vertiefung in der oberſten Fläche der Felſenkuppe, $5\frac{1}{4}$ Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit. Es gehört viel Einbildungskraft dazu, um in dieſem flachen Felſenbecken auch nur annähernd den Abdruck eines menſchlichen Rieſenfußes zu erkennen. Unſere Paläontologen,

die aus den fünfzehigen und vierzehigen Fährten-Abdrücken im bunten Sandstein und Keuper mit voller Sicherheit auf die Existenz der Reptilien, Vögel und Säugethiere schließen, die dort im Meeresschlamme vor Millionen von Jahren lustwandelten, würden sich schwerlich bereit finden, den Sripada hier als Abdruck eines Wirbelthier-Fußes gelten zu lassen. Indessen der feste Glaube vermag viel; und um der ringenden Phantasie skeptischer Pilger zu Hilfe zu kommen, haben die Buddhapriester schon seit langer Zeit dem verwaschenen Umrisse des Fußtapfens mit einer leistenförmigen Gypseinfassung nachgeholfen, die an einem Ende durch vier einspringende Kämme die Spalten zwischen den fünf Zehen angeben soll. Leider ist jedoch diese künstliche Nachhilfe so mangelhaft, daß man daraus nur auf eine recht plumpe Form des Fußes schließen kann. Um unsere kritischen Bedenken etwas zu beschwichtigen, machte einer der Priester darauf aufmerksam, daß der Abdruck ursprünglich vollkommen scharf und erst durch die Berührungen der zahllosen Pilger mit Lippen und Händen verwischt worden sei; und darin kann der fromme Mann wohl Recht haben, wenn man sich erinnert, wie die Erzfüße des Apostels Petrus in der Peterskirche zu Rom durch das gleiche Verfahren gelitten haben.

Rings um den heiligen Fußtapfen war der röthliche Gneißfels mit den duftigen Blumen bestreut, welche die Singhalesen gewöhnlich als Opfer vor ihren Buddhatempeln zu bringen pflegen; die großen, weißen und gelben, aromatischen Blüthen des Tempelbaums (Plumiera) und des Jasmin, die rothen Rosen der Melastomen und des Rhododendron. Diese und andere Opferblumen, sowie Betelblätter, Areca-Nüsse und Reishaufen, lagen auch in kleinen Felsennischen außerhalb des Tempelchens, sowie auf der grünen Balustrade, welche dessen unteren Theil umgiebt. Auf der letzteren erheben sich zwölf kleine grüne Säulen, welche das vorspringende Ziegeldach des Tempelchens, mit zwei goldenen Knäufen tragen.

An den vier Ecken ist dasselbe, gleich einem verankerten Luftballon, an vier starken, in dem Felsboden befestigten Eisenketten angelegt, damit es nicht von den heftigen, oft über die Pikspitze hinfegenden Windstößen fortgetragen wird.

Während der sechs Stunden, die wir auf dem Gipfel des Adams-Pik zubrachten, sahen wir mehrere Pilgerscharen daselbst ihre Andacht verrichten; abwechselnd buddhistische Singhalesen und brahmanische Tamilen. Auch ein paar arabische Mohammedaner kamen dazwischen herauf, und beteten mit derselben Andacht den Sripada als Fußabdruck des Urvaters Adam an, mit welcher unmittelbar vorher die schwarzen Malabaren denselben als Reliquie des Siva, und die braunen Singhalesen als Andenken an Buddha verehrt hatten. Die gegenseitige friedliche Duldung, welche diese drei verschiedenen Religionen hier oben gegeneinander seit mehr als tausend Jahren üben, ist in der That erhebend; sie ist in vieler Beziehung beschämend, namentlich für die verschiedenen christlichen Secten, die sich mit größter Intoleranz befehden. Man denke nur an die blutigen Kämpfe der griechischen und römischen Christen am heiligen Grabe in Jerusalem; oder an die widerwärtigen Beweise von gehässiger Unduldsamkeit, die wir selbst gegenwärtig noch jedes Jahr in unserem Vaterlande erleben müssen.

Die Andachtsübungen der Pilger selbst waren meist einfach und bescheiden: tiefe Verbeugungen und Gebete vor dem Sripada, Streuen von Blumen und Räuchern mit aromatischen Gewürzen, Anbrennen von Kerzen und Anschlagen kleiner Glocken, endlich Geschenke an die Priester, bestehend in Reis, Betel, verschiedenen anderen Nahrungsmitteln, Silber- und Kupfermünzen. Wunderlicher Weise gilt auch das Opfer von alten abgetragenen Kleidungslappen als verdienstlich; solche hingen in großer Zahl an dem Treppengeländer. Aus dem Munde der Betenden ertönte oft wiederholt der Ruf Sadu, Sadu! (Heilig, Heilig! Amen, Amen!). Die Mehrzahl der

ankommenden Wallfahrer verweilte nur sehr kurze Zeit auf dem Gipfel und stieg alsbald wieder hinab, nachdem die Andacht beendigt war.

Weit interessanter und erhebender, als diese Andachtsübungen der Pilger und die Ceremonien der Priester, war für uns das großartige Panorama, welches die unbeschränkte Aussicht von diesem isolirten Berggipfel darbietet. Mit einem Blick überschauen wir hier den größten Theil der immergrünen Insel, die in so vieler Beziehung zu den schönsten und merkwürdigsten der Welt gehört. Allerdings ist das Großartigste an unserem Panorama gerade diese Vorstellung, und die Erinnerung an die tausend herrlichen und interessanten Bilder, mit denen unsere Streifzüge durch dies irdische Paradies uns bereichert haben. Indem wir hier den Schauplatz derselben von einem Punkte aus rings überschauen, durchfliegen wir gewissermaßen das Inhaltsverzeichniß des Skizzenbuches, das wir hier mit Feder und Pinsel gesammelt haben.

Hingegen ist der malerische Werth dieses merkwürdigen Panorama nicht so groß, als er von manchen Reisenden geschildert wird. Denn so weit das Auge auch nach allen vier Himmelsgegenden reicht, sieht es nichts als ewig grünes Waldgebirge, Ketten über Ketten gethürmt, Thäler an Thäler gereiht. So üppig ist der wunderbare Pflanzenwuchs von Ceylon, daß derselbe alles Andere überwuchert und verdeckt. Höchstens kann man an der helleren oder dunkleren Farbe des immergrünen Inselmantels unterscheiden, ob mehr fruchtreiches Culturland oder mehr dichter Urwald denselben zusammensetzt. Selbst in den fruchtreichen Culturthälern des Saffragam, am südlichen Fuße des Adams-Pik, unmittelbar zu unseren Füßen, sind die zahlreichen Dörfer und Pflanzungen von den hochragenden Kronen der Palmen, der Mango, Brotfruchtbäume u. s. w. vollständig verdeckt; und ebenso können wir auch in den zahlreichen Plantagen der nördlich vor uns liegenden Kaffeedistrikte die Bungalows und Hütten nicht unterscheiden.

Die einzigen Gegenstände, welche die immergrüne Inseldecke unterbrechen, sind die glitzernden Silberfäden ihrer zahlreichen Bäche und Ströme; und die größeren Wasserflächen, die in weiter Entfernung den Sonnenglanz spiegelnd zurückwerfen, die Salzseen von Hambangtotte im Südosten, der indische Ocean im Westen.

Indessen ist es vielleicht gerade diese grüne Einförmigkeit, die sanfte Wellenform der gerundeten Gebirgsrücken, der Mangel phantastischer Felsformen, überhaupt die Abwesenheit aller schroffen Gegensätze, welche dem ausgedehnten Panorama vom Samanala seine eigenthümliche einfache Größe und Erhabenheit verleihen. Nicht wenig trägt dazu die wundervolle reine und frische Bergluft bei, die majestätische, tiefblaue Kuppel des indischen Himmels, und die lautlose Stille der Umgebung — der Ausdruck des paradiesischen Friedens und des harmlosen Naturlebens, das die wundervolle Insel überhaupt charakterisirt. Man lernt hier begreifen, wie diese isolirte Bergspitze der einigende Mittelpunkt andächtigen Gottesdienstes für mehrere ganz verschiedene Religionsformen werden konnte.

Der treffliche Monograph von Ceylon, Sir Emerson Tennent, überwältigt von diesem Eindruck der Samanala-Aussicht, meint, daß es vielleicht das großartigste Gebirgspanorama in der Welt sei, da kein anderer Berg von gleicher oder größerer Höhe eine ebenso freie und unbegrenzte Rundsicht über Land und Meer gestatte. Das ist indessen ein Irrthum. Der schneebedeckte Pik von Teneriffa, der fast die doppelte Meereshöhe erreicht, und den ich am 26. Novbr. 1866, ebenfalls vom schönsten Wetter begünstigt, bestieg, ist nicht allein in Bezug auf die chorologische Reihenfolge seiner mannigfaltigen Pflanzengürtel weit interessanter, sondern gewährt auch ein weit umfassenderes und großartigeres Panorama. Ich überblickte von seinem Gipfel nicht allein die ganze Gruppe der canarischen Inseln, sondern das Auge

ſchweifte von da ungehemmt über den atlantiſchen Ocean bis zum afrikaniſchen Feſtlande von Marocco hinüber.

Ich hatte die Abſicht gehabt, auf dem Gipfel des Pik zu übernachten, um die Phänomene beim Untergang und Aufgang der Sonne, insbeſondere den Wechſel ſeines kegelförmigen Schattens zu beobachten. Allein ich war durch den mehrmonatlichen Aufenthalt in dem feuchtheißen Treibhausklima des Küſtenlandes ſo verwöhnt, daß mich ſchon um Mittag bei 15° R. empfindlich fror, trotzdem ich mich feſt in Plaid und Wolldecke gewickelt hatte. Da nun das Thermometer während der Nacht hier um dieſe Jahreszeit auf 3—4° ſinkt, und da der kühle Nordoſt-Monſun durch die Fugen der Wände der elenden und ſchmutzigen Prieſterwohnungen frei hindurchſtrich, verlor ich die Luſt, auf dem harten Felſenboden der letzteren zu übernachten. Zum Glück machte am Nachmittage auch das Wetter allen Zweifeln ein Ende. Die ſtrahlende Reinheit des ſonnigen Morgenhimmels war ſchon gegen Mittag durch Anſammlung zahlreicher kleiner Haufwolken getrübt worden, die aus den dampfenden Thälern aufſtiegen. Gegen 2 Uhr ballten ſich dieſelben zu dichten Nebelmaſſen, welche ſchleierartig die Bergketten eine nach der andern verhüllten. Nur dann und wann tauchte noch ein grünes Berghaupt aus dem wogenden Nebelmeer für kurze Zeit auf. Die Ausſichten auf einen klaren Abend ſchwanden bald ganz, und die zunehmende Kühle beſtimmte uns, ſchon gegen 4 Uhr aufzubrechen und unſern ſteilen Rückweg nach St. Andrews anzutreten.

Vor dem Aufbruche jedoch verrichteten auch wir auf dem Gipfel des heiligen Berges noch ein andächtiges Opfer der Weihe. Es war der 12. Februar, der Tag, an welchem Charles Darwin vor 73 Jahren das Licht der Welt erblickte; es war der letzte Geburtstag des großen Reformators der Naturwiſſenſchaft; denn 2 Monate ſpäter wurde er uns durch den Tod entriſſen. Vor dem heiligen Sripada ſtehend, hielt

ich eine kurze Anſprache an meine Wandergefährten, in der ich auf die Bedeutung des Tages hinwies; eine Flaſche Rheinwein, die letzte, die wir mit hinaufgenommen, wurde auf Darwin's Wohl geleert. Der Brief, in dem ich dies meinem hochverehrten Freunde meldete, unter dem Baldachin des Sripada geſchrieben, war der letzte, den er von mir empfing. So endete auch meine Pilgerfahrt auf dem Adams-Pik mit einer heiligen Erinnerung. Der Rückweg im Nebel, beſonders das Hinabklettern an den jähen Felswänden, war noch beſchwerlicher als das Hinaufſteigen; ich fühlte es nachher noch mehrere Tage in den Knieen. Sehr ermüdet langte ich nach Sonnen-Untergang wieder in St. Andrews an, aber höchſt befriedigt von den reichen Eindrücken der Pilgerfahrt, einer der dankbarſten unter allen meinen Wanderungen auf Ceylon.

XVIII. XIX.

Aurellia. Am Ende der Welt.

XVIII. Nurellia.

Der weitaus beſuchteſte und bekannteſte Ort des Hochlandes von Ceylon, die beliebteſte „Sommerfriſche“ der Inſel, iſt Nurellia (geſchrieben Nuwara-Elya, d. h. die „Lichtſtadt“). Dieſer Ort liegt inmitten eines muldenförmigen elliptiſchen Hochthales von 1—2 Stunden Ausdehnung, das rings von 1500 bis 2000 Fuß hohen Bergketten eingeſchloſſen iſt Das Plateau ſelbſt liegt 6000 bis 6200 Fuß über dem Meere. Klima und Scenerie ſind völlig verſchieden von demjenigen des Tieflandes und erinnern vielmehr an das Gebirgsland von Mitteleuropa. Wenn auch um Mittag bisweilen die Tropenſonne eine Hitze von 20—25° R. hervorruft, ſo ſind doch die Nächte beſtändig kühl und im Frühjahre findet man nicht ſelten morgens das Gras mit Reif bedeckt und die Waſſergefäße, die man zur Kühlung vor das Fenſter geſtellt hatte, mit einer dünnen Eisſchicht überzogen. An den meiſten Tagen wird abends und morgens Feuer in den Kaminen gemacht, die überall in den niedrigen ſteinernen Häuſern angebracht ſind.

Wenn man bedenkt, daß Nurellia unter 7° nördlicher Breite liegt, ſo erſcheint eine mittlere Jahrestemperatur von 12—13° R. bei nur 6000 Fuß Meereshöhe auffallend niedrig. Sie iſt wohl, wie die unverhältnißmäßig niedere Temperatur des Hochlandes überhaupt, vorwiegend der iſolirten Lage von

Ceylon und der überaus ſtarken Verdunſtung bei Tage, wie der nächtlichen Abkühlung durch Wärmeſtrahlung zu verdanken. Die Luft iſt beſtändig feucht. Dichter Nebel erfüllt das ganze Hochthal oft tagelang. Die Regenmenge iſt überaus groß; zahlreiche Quellen und Bäche, die überall von den Berghängen in reicher Fülle herabſtürzen, begünſtigen die üppigſte Vegetation und ſpeiſen den kleinen See, der einen großen Theil der Südhälfte des Plateau's einnimmt.

Dieſes Uebermaß von kühler Feuchtigkeit, von Nebel- und Wolkenbildung, Regen und Sturm verſtärkt den ernſten und melancholiſchen Eindruck, welchen die einförmige Geſtalt der einſchließenden Bergketten, die düſtere Farbe ihrer ſchwarzgrünen Wälder und des braungrünen Moorbodens der Sumpfwieſen unten im Thale hervorbringt. Man fühlt ſich oft unwillkürlich fünfzig Breitengrade weiter nördlich, nach dem Hochlande von Schottland verſetzt, und genau dieſelbe düſtere Stimmung, die mich vor wenigen Jahren (im Herbſte 1879) beim Durchſtreifen des letzteren erfaßt hatte, überkam mich auch zu wiederholten Malen in dem Hochmoore von Nurellia. Ja, ich glaube, daß ſich aus dieſer auffallenden Aehnlichkeit in Klima und Scenerie mit Schottland auch großentheils die ausgeprägte Vorliebe der britiſchen Coloniſten für Nurellia erklärt. Das Feuer im Kamin zaubert ihnen hier nicht weniger die Reize der entfernten nordiſchen Heimath vor, als draußen der Zug der grauen Nebelwolken, die ſich von den ſchwarzen Bergwäldern auf das feuchte, dunkle Moor und den blanken Spiegel des eiskalten Sees herabſenken.

Zwar war dies entlegene und verborgene Hochthal von Nurellia, mitten im höchſten Theile des waldigen Oberlandes, den Eingeborenen des heißen Unterlandes ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten bekannt; und ein alter Kandykönig ſoll ſchon im Jahre 1610 hier vor den portugieſiſchen Eroberern eine ſichere Zuflucht gefunden haben. Allein den erſten Beſuch von Europäern erhielt es erſt im Jahre 1826. Es waren engliſche

Officiere, die sich auf der Elephantenjagd zufällig hierher verirrten: sie gaben von der erfrischenden Kühle und Schönheit des Gebirgsthales eine so begeisterte Schilderung, daß der damalige Gouverneur, Sir Edward Barnes, sich alsbald daselbst ein Bungalow baute und eine Gesundheitsstation für die britischen Truppen gründete, welche schon 1829 eröffnet wurde.

In der That wirkte die kühle Gebirgsluft von Nurellia auf den europäischen Organismus, der durch längeren Aufenthalt im heißen Unterlande erschlafft ist, ganz wunderbar erfrischend; und wenn man jetzt mit Hilfe von Eisenbahn und Postkutsche innerhalb vierundzwanzig Stunden von Colombo hier hinauf gelangt, so fühlt man sich mit einem Schlage wie umgewandelt. Das ungewohnte Vergnügen des Frierens und der einseitigen Erwärmung am Kaminfeuer, das behagliche Gefühl, mit dem man wieder beim Ausgehen den längst entwöhnten Ueberrock und Plaid anthut, und sich abends ein Mal wieder die warme Bettdecke bis über die Ohren zieht, wirken als Contrast zu den nackten Gewohnheiten des heißen Unterlandes so anheimelnd, daß man allenthalben in den Städten des letzteren mit Begeisterung Nurellia preisen hört. Würden wir direct aus unserem frostigen Norddeutschland dahin versetzt, so würden wir von der überraschenden Aehnlichkeit nur wenig erbaut sein!

Im Allgemeinen wird die Bedeutung von Nurellia als Gesundheitsstation sicher stark übertrieben; denn das feuchte und kalte Klima, dessen Temperatur an klaren Wintertagen zwischen Morgen (3—4°) und Mittag (20—25°) nicht selten um mehr als 20° R. innerhalb sechs Stunden springt, disponirt natürlich leicht zu starken Erkältungen und ist für viele Leiden, insbesondere katarrhalische und rheumatische, nichts weniger als zuträglich. Auch hörte ich von vielen einzelnen Erkrankungen, die der plötzliche Klimawechsel zwischen Colombo und Nurellia herbeigeführt hatte. Trotzdem erhält sich, theils durch künstliche

Reclame, theils in Folge ſecundärer Verhältniſſe, ſein hoher Ruf als klimatiſcher Curort beſtändig und iſt ſogar fortwährend im Wachſen. Die Zahl der engliſchen Landhäuſer oder „Cottages", welche den graſigen Thalboden und den Fuß der waldigen Gehänge bedecken, nimmt von Jahr zu Jahr bedeutend zu und es kann nicht lange mehr dauern, ſo wird Nurellia eine anſehnliche Stadt ſein, allerdings nur während des dritten oder vierten Theils des Jahres bewohnt, während der trockenen Monate Januar bis April. Später, während der Dauer des Südweſt-Monſuns, läßt der ununterbrochene triefende Regen keinen längeren Aufenthalt mehr zu.

Der letztere Umſtand macht es auch zweifelhaft, ob Nurellia ſich, wie Viele hoffen, bleibend zur Errichtung einer großen Erziehungsanſtalt für die in Ceylon geborenen Kinder der Europäer eignen wird. Dazu kommt noch die enorme Theuerung der Wohnungen und Lebensmittel. Nirgend in Ceylon hat mein ſchlanker Jenenſer Geldbeutel ſo ſchwer geblutet, wie in dem ſchlechten Raſthauſe von Nurellia. Beiſpielsweiſe mußte ich für jedes Hühnerei 50 Pfennige zahlen, für ein Pfund Butter 2 Mark, eben ſo viel für jede Flaſche ſchlechtes Bier u. ſ. w. Obwohl daher jeder europäiſche Gentleman in den heißen Küſtenſtädten von dem heimlichen Verlangen beſeelt iſt, die trockene kühle Frühlingsſaiſon in Nurellia zuzubringen, beſinnt er ſich doch mehr als ein Mal, ob ſein Portemonnaie dieſe ſtarke Erleichterung ertragen kann.

Sehr amüſant zu beobachten iſt es, wie die Anpaſſung an die Vorſtellung, in einem „Badeorte erſter Claſſe" zu leben, hier unter dem 7. Grade nördlicher Breite ganz dieſelben Culturauswüchſe und Modekrankheiten hervorruft, wie 50 Breitengrade weiter nördlich in den vornehmen Bädern von Nordeuropa. Das ſtarke Geſchlecht wetteifert mit dem ſchönen in Production der eleganteſten, theuerſten und geſchmackloſeſten Toiletten. Die kleinen Kinder erſcheinen oft in Kleidungen, welche lebhaft an diejenigen ihrer vierhändigen Stammverwandten

im Affentheater erinnern. Die reichſten und vornehmſten Reſidenten ſuchen ſich in ihren modernen Equipagen auf den Promenadenanlagen ebenſo durch Glanz der Ausſtattung zu überbieten, wie innerhalb ihrer Cottages durch Luxus des Mobiliars. Daher entwickeln ſich auch bereits mitten zwiſchen den Bananen- und Reishandlungen der Singhaleſen jene charakteriſtiſchen Luxusläden unſerer Badeorte, in denen raffinirte Schwindler durch zehnfach übertriebene Preiſe den eleganten Badegäſten die wohlverdiente Strafe für ihre Modenarrheiten angedeihen laſſen. Mir kam dieſes europäiſche Badetreiben mitten im wilden Hochlande von Ceylon, wo zahlreiche Elephanten, Bären und Leoparden noch jetzt die Wälder in wenigen Stunden Entfernung bevölkern, um ſo komiſcher vor, als ich noch ganz von den Erinnerungen an mein primitives Singhaleſen-Leben in dem erſt kürzlich verlaſſenen Belligemma erfüllt war.

Die Illuſion, hier in einem europäiſchen Badeorte ſich zu befinden, wird um ſo größer, als auch die Mittagstafeln von Nurellia ſich möglichſt denjenigen der letzteren anzupaſſen ſuchen. Da bekommt man zu ſeiner großen Ueberraſchung friſche Kartoffeln in der Schale, gewürzt mit friſcher Butter, zu eſſen, ferner friſche grüne Erbſen und Bohnen, Kohl u. ſ. w. Alle dieſe edlen europäiſchen Gemüſe gedeihen in den Gärten und auf den Aeckern von Nurellia faſt eben ſo gut wie daheim bei uns; und die Kartoffeln (— für die germaniſche Raſſe natürlich die Hauptſache! —) können bei guter Düngung (mit Knochenmehl) ſogar vier Mal im Jahre auf demſelben Acker geerntet werden! Leider muß man dafür auch das Vier- bis Sechsfache zahlen! Es iſt aber ſehr unterhaltend bei Tiſche, den Enthuſiasmus zu vernehmen, mit dem hier der kühle Brite von den vortrefflichen Kartoffeln und Erbſen, von dem warmen Ueberrock und dem Kaminfeuer ſpricht. Man ſieht, der Hauptreiz des Lebens liegt überall in der Contraſtwirkung!

Die große Aehnlichkeit, welche das gelobte Land von

Nurellia mit Nord-Europa beſitzt und welche ihm die warme Sympathie der europäiſchen Coloniſten von Ceylon einbringt, iſt übrigens zum großen Theile nur oberflächlich und zeigt bei genauerem Zuſehen mancherlei Differenzen. Das gilt ſowohl von dem Klima, als von der Vegetation, den beiden Hauptfactoren, welche den Charakter jedes Landes beſtimmen. Was das Klima betrifft, ſo zeichnet ſich nicht allein Nurellia, ſondern auch das übrige Hochland von Ceylon durch ganz eigenthümliche Verhältniſſe aus, die durch die inſulare Lage, frei im indiſchen Ocean und unterhalb der Südſpitze des vorderindiſchen Feſtlandes bedingt ſind. Die beiden Paſſatwinde, der trockene Nordoſt-Monſun des Winters ebenſowohl als der naſſe Südweſt-Monſun des Sommers, führen in Folge der localen Verhältniſſe hier beide Niederſchläge herbei, nur mit dem Unterſchiede, daß die ſchweren Regenmaſſen des letzteren weit bedeutender und anhaltender ſind, als die des erſteren. Daß auch die ſogenannte „trockene Jahreszeit“ hier (ebenſo wie an der Küſte von Südweſt-Ceylon) ihren Namen nur euphemiſtiſch führt, davon konnte ich mich aus eigener Erfahrung genügend überzeugen. Während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes im Hochlande kamen häufig (beſonders Nachmittags) ſtarke Regengüſſe, bisweilen von ſolcher tropiſchen Gründlichkeit, daß ich trotz Regenſchirm und Regenmantel keinen trockenen Faden am Leibe behielt.

Auch die Flora von Nurellia, die auf den erſten Blick überraſchend viel Aehnlichkeit mit unſerer nordeuropäiſchen hat, zeigt bei genauerer Betrachtung ſehr weſentliche Unterſchiede. Die braungrünen ſubalpinen Moorwieſen, welche die Thalſohle größtentheils bedecken, ſind zwar auch, wie bei uns vorzugsweiſe aus Riedgräſern und Binſen zuſammengeſetzt (Carices und Juncaceae) und darin finden ſich überall viele liebe alte Bekannte zerſtreut: Veilchen, Glockenblumen, Ranunkeln, Maiblümchen, Baldrian, Hornkraut, Knöterich, Brombeeren, Fingerhut u. ſ. w. Aber daneben und dazwiſchen entdecken

wir auch viele eigenthümliche Blumen, die uns ganz fremd sind, so z. B. prachtvolle große Balsaminen von höchst origineller Blüthenform, phantastische bunte Orchideen, scabiosenähnliche Restiaceen, große violette Gentianen mit gelben Staubfäden (Exacum), besonders aber hohe Lobelien mit rothen, mehrere Fuß langen Blüthentrauben. Folgen wir dem Laufe der Bäche aber aufwärts und dringen in die schattigen Schluchten ein, so entdecken wir sofort einige tropische Charakterpflanzen, die unsere europäischen Illusionen zerstören; vor Allen die herrlichen Farnbäume (Alsophila), die mächtigen Schirmfarne (Angiopteris), die merkwürdigen Nillustauden (Strobilanthus) und die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (Rhododendron arboreum): letztere 20—30 Fuß hohe, knorrige Bäume, deren Aeste die schönsten Riesenbouquets von blutrothen großen Blüthen tragen.

Noch größere Verschiedenheiten zeigt der Wald, der mit seinen dichten, dunkelgrünen Laubmassen aus der Entfernung fast wie Nadelwald aussieht. Er setzt sich aus sehr vielen Baumarten zusammen, die größtentheils zu den Familien der Myrten, Lorberen, Haidekräuter, Guttabäume und Magnoliaceen gehören. Obwohl die zahlreichen Species dieser Bäume nach Blüthenbau und Frucht zu ganz verschiedenen Familien gehören, sehen sie sich doch auffallend ähnlich im äußeren Habitus und Wachsthume. Die lederartigen Blätter sind dunkelgrün oder braungrün, unten oft filzig. Der säulenförmige gerade Stamm gleicht oft ganz den südeuropäischen Pinien und geht oben in zahlreiche Gabeläste aus, die eine breite, flache Schirmkrone tragen. Auffallend pinienähnlich sind namentlich die hohen Guttabäume (Calophyllum), von denen zahlreiche Prachtexemplare Stämme von 80—90 Fuß Höhe und 10—12 Fuß Dicke bilden, ausgezeichnet durch die spirale Drehung ihrer Borkenrinde. Sehr groß ist auch in diesen Wäldern des kühlen Hochlandes, ebenso wie in denjenigen des heißen Tieflandes, die Menge und Mannigfaltigkeit der

Schmarotzer, der Kletter- und Schlingpflanzen; nur sind es hier größtentheils andere Arten und Gattungen als dort. Außerdem kommen aber hier dazu noch dichte Mäntel von Laubmoosen an den Baumstämmen.

Viele Wälder in der nächsten Umgebung von Nurellia sind jetzt zugänglich gemacht durch breite bequeme Promenadenwege oder wenigstens durch passable Fußpfade, und der civilisirte zahme Badegast, der hier Nachmittags gemächlich lustwandelt, kann sich dabei mit dem schauerlichen Gedanken kitzeln, daß Nachts an derselben Stelle, kaum eine Stunde von seiner Wohnung entfernt, wilde Elephanten seinen Weg gekreuzt, oder Leoparden ein wildes Schwein erlegt haben. Freilich ist die üppige Uebermacht der wilden Vegetation auch hier so groß, daß die Forstaufseher beständig mit der Axt nachhelfen müssen, um die Waldpfade leidlich gangbar zu erhalten.

Die vier Tage, welche ich in Nurellia verweilte, verwendete ich dazu, um interessante Ausflüge nach allen vier Himmelsgegenden zu machen. Am 16. Februar bestieg ich den höchsten Berg der Insel, den östlich gelegenen Pedro-Talla-Galla und feierte auf der Spitze desselben meinen achtundvierzigsten Geburtstag. Diese höchste Bergspitze von Ceylon erreicht 8200 Fuß Meereshöhe und liegt mithin nur 2000 Fuß höher als das Plateau von Nurellia. Sie führt ihren Namen: „Matten-Gewebe-Berg" von den vielen Binsen, die auf ihrem wasserreichen Fuße wachsen und zum Weben von Matten verwendet werden.

Es war ein prächtiger, sonniger Frühlingsmorgen, als ich in zwei Stunden von Nurellia hinaufstieg, nur von einem Tamil-Kuli begleitet, der mein Malzeug und den Proviant trug. Der enge Pfad führt anfangs ziemlich steil, später sanfter aufwärts; fast bis zur Spitze durch dichten Wald, mehrmals über rauschende Bergbäche und kleine Wasserfälle. Das Merkwürdigste, was ich beim Hinaufsteigen fand, war einer der großen, berühmten Regenwürmer des Hochlandes von

Ceylon; ſie ſind die Rieſen ihres Geſchlechts, fünf Fuß lang, zolldick und von ſchöner himmelblauer Farbe. Außerdem traf ich hier zum erſten Male den prächtigen Waldhahn des Gebirges (Gallus Lafayetti), den ich ſpäter „am Ende der Welt" ſehr häufig fand. Auch der große aſchgraue Affe des Berglandes (Presbytis ursinus) zeigte ſich, war aber ſo ſcheu, daß ich nicht zum Schuſſe kommen konnte. Die dichte, mit langem rothgelben Moospelze verbrämte Walddecke des Pedura geht faſt bis zu deſſen Gipfel hinauf. Eine eigentlich alpine, oder ſelbſt ſubalpine Vegetation fehlt auf Ceylon. Die Schneelinie würde hier erſt bei 14 — 15 Tauſend Fuß Höhe beginnen.

Die freie Ausſicht von dem baumloſen Gipfel iſt großartig und umfaßt den größten Theil der Inſel, bis zum Meere hin, von dem weſtlich und öſtlich ein ſchmaler Silberſtreifen ſichtbar iſt. Im Oſten erhebt ſich der ſchöne Namuna-Pik über den Thälern von Badula, während im Weſten der Adams-Pik alle anderen Höhen überragt. Wie auf dem letzteren, ſo iſt auch hier das impoſante Panorama inſofern einförmig, als der größte Theil desſelben von dunkelgrünen, dichtbewaldeten Bergmaſſen eingenommen wird, durchzogen von den dünnen Silberfäden zahlreicher Bäche und Ströme, aber nur hier und da von kleinen Stücken heller grünen Culturlandes unterbrochen. Es iſt mehr das Gefühl der Erhabenheit, welches inmitten dieſer unendlichen Waldeinſamkeit das Gemüth umfängt, und die Vorſtellung, eine der ſchönſten und reichſten Inſeln der ganzen Welt von einem Punkte aus zu überſchauen. Während am frühen Morgen die Rundſicht vom Pedura noch ganz rein und klar war, ſtiegen bald nachher zahlreiche Nebel aus den Thälern auf und ballten ſich zu dichten Wolkenmaſſen. Ich folgte dem intereſſanten Spiele derſelben mehrere Stunden, wie ich denn überhaupt kaum irgendwo in unſeren Gebirgsländern ſo merkwürdige Wolkenſtudien machen konnte, wie im Hochlande von Ceylon.

Am 17. Februar, ebenfalls einem ausnehmend schönen Frühlingstage, wanderte ich von Nurellia auf guter Fahrstraße fünf Meilen südwärts, über die Brücke von Uda-Pussilawa nach dem südöstlichen Rande des Plateau's. Ich bestieg hier einen Berggipfel, der eine prächtige Aussicht nach Süden auf den Hakgalla gewährt. Dieser „Kieferberg" besitzt unter allen Bergen, die ich auf Ceylon gesehen habe, die schönste Form und gleicht durch die edle Composition seiner Massen und den feinen Schwung seiner Linien dem berühmten Monte Pellegrino bei Palermo. Die waldigen, tief eingeschnittenen Schluchten dieser Gegend, in denen hohe Wasserfälle herabrauschen, zeichnen sich durch den Reichthum an prächtigen Baumfarnen aus.

Den folgenden Tag machte ich von Nurellia aus nordwärts eine Excursion in die Gegend von Rambodde, auf der Hauptfahrstraße, welche von Kandy hier heraufführt. Der Weg steigt zunächst zwei Stunden aufwärts zur Höhe des Rambodde-Passes, ungefähr 7000 Fuß über dem Meere. Der Sattel dieser Paßhöhe gewährt einen prächtigen Doppelblick, südwärts auf den ganzen Thalkessel von Nurellia, im Hintergrunde der schön geformte Hakgalla, darunter der blanke Spiegel des Sees; nordwärts auf die waldigen Schluchten des Kotmallithales und darüber hinaus auf die weiten Hügelflächen des Pussilawa-Districtes. Unter den vielen Berghäuptern des letzteren erhebt sich in der Mitte vor allen stattlich der Doppelkegel des Alla-Galla. In vielen Schlangenwindungen senkt sich hier die Fahrstraße steil abwärts gegen Rambodde, und ich folgte ihr mehrere Meilen weit, bald der zahlreichen hübschen Wasserfälle mich erfreuend, die von beiden Seiten in den engen Thalboden herabstürzen, bald der üppigen Buschvegetation und besonders der schönen Baumfarne, welche die Bachufer säumen. Der herrliche Hochwald, der die Berglehnen hier noch vor wenigen Jahren bedeckte, ist jetzt fast allenthalben den Kaffeepflanzungen gewichen. Die Straße war besäet mit sehr zahlreichen großen Ochsenkarren, jeder mit vier

ſtarken, weißen Zebu beſpannt, die Proviant und Luxusartikel nach Nurellia hinaufſchleppten.

Am 19. Februar benutzte ich den ſchimmernden Sonntagsmorgen, um in aller Frühe die Bergkette zu beſteigen, welche die Weſtſeite des Nurellia-Beckens begrenzt. Ich hatte von der Höhe die ſchönſte Ausſicht auf den Adams-Pik und die zwiſchenliegenden Bergketten von Dimbula. Zu Mittag folgte ich der Einladung des Gouverneurs, welcher Tags zuvor mit ſeiner Gemahlin nach Nurellia gekommen war und in dem freundlichen, von einem hübſchen Garten umgebenen „königlichen Landhaus", der „Queen's Cottage", an der weſtlichen Thalſeite reſidirte. Hier konnte ich einen auserleſenen Flor von Roſen, Veilchen, Tulpen, Nelken und anderen europäiſchen Gartenpflanzen bewundern, die in ſchönſter Blüthe ſtanden; auch üppige Kirſchbäume und andere europäiſche Obſtbäume. Sie bekommen hier reichen Blätter- und Blüthenſchmuck, tragen aber niemals Früchte.

Ich traf hier mit Dr. Trimen zuſammen, der inzwiſchen alle Vorbereitungen für unſere Hochgebirgsreiſe vollendet hatte, und noch am ſelben Nachmittage traten wir unſere Tour „an das Ende der Welt" an. Wir fuhren jedoch für heute nur zwei Stunden weiter ſüdwärts, bis Hakgalla, wo die Fahrſtraße und die menſchliche Civiliſation überhaupt aufhört. Hier befindet ſich in 6000 Fuß Höhe, unmittelbar am ſüdlichen Fuße der vorher erwähnten prächtigen Gebirgskuppe, ein botaniſcher Garten für tropiſche Gebirgspflanzen, eine Filiale des großen Peradenia-Gartens, und gleich dieſem von Dr. Trimen dirigirt. Wir benutzten einige Abendſtunden, um denſelben zu durchwandern und die Pflanzſchulen für die verſchiedenen Cinchona- und Kaffeeſorten zu muſtern, ſowie die prachtvollen Baumfarne und Pothospflanzen, von denen hier Rieſenexemplare gezüchtet werden. Man genießt von den Terraſſen dieſes höchſtgelegenen Gartens von Ceylon eine ſchöne Ausſicht auf die ſtattliche Felspyramide des Namuna-Pik, der ſich oſt-

wärts über den Thälern von Badula isolirt erhebt. Wir übernachteten im Hause des schottischen Gärtners, dem äußersten Vorposten europäischer Cultur in diesem Theile des Hochlandes.

XIX. Am Ende der Welt.

Die ausgedehnte und unbewohnte Hochebene, welche sich von Nurellia südwärts bis gegen den Rand des großen Central-Plateau's von Ceylon ausdehnt, und an deren nördlicher Grenze der Hakgalla-Garten als vorgeschobener Posten ganz isolirt liegt, führt ihrem Entdecker, Lord Horton zu Ehren, den Namen Hortons-Plain's. Der größte Theil derselben ist noch heute mit Urwald bedeckt, abwechselnd mit trockenen oder sumpfigen Grasflächen, den sogenannten Patnas. Die Beherrscher dieser Wildnisse sind Leoparden, Bären und wilde Elephanten. Der wellenförmige Rücken des Plateau's wird von zahlreichen Bächen durchschnitten, zwischen denen sich flach gewölbte Hügel erheben, hier und da auch einzelne höhere Berge, von 7000 bis gegen 8000 Fuß Meereshöhe. Am südlichen Rande fällt das Plateau fast überall äußerst steil ab und der wildeste Theil dieses schroffen Absturzes führt den charakteristischen Namen „World's End", das Ende der Welt. Gegen 5000 Fuß hoch fallen die jähen Felswände hier anscheinend senkrecht hinab und gewähren einen wunderbaren Blick in die üppigen Thäler des südlichen Tieflandes, die sich unmittelbar zu ihren Füßen ausdehnen. Dieser merkwürdige Ort ist als der wildeste Theil der ganzen Insel berühmt, wird aber nur sehr selten von Europäern besucht.

Nicht weit von diesem romantischen Punkte liegt, mitten in der einsamen Wildniß, eine unbewohnte dickwandige Steinhütte, welche die Regierung als Zufluchtsort für durchreisende Beamte hat errichten lassen: „Horton Plain's Resthouse". In dieser Hütte beabsichtigte ich mit Dr. Trimen eine Woche

zu bleiben und von da aus Excurſionen in die wilde, auch von Letzterem noch nie beſuchte Umgegend anzuſtellen. Alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, der Schlüſſel des Raſthauſes und die Erlaubniß des Gouverneurs in unſeren Händen, und ſo brachen wir denn wohlgemuth und voller Erwartung am frühen Morgen des 20. Februar von Hakgalla auf.

Da wir nicht allein den nöthigen Proviant für acht Tage, ſondern auch Betten, Decken, Zelte, Waffen u. ſ. w., ſowie eine Menge Apparate und Gefäße zum Sammeln von Pflanzen und Thieren mit uns zu nehmen hatten, ſo brauchten wir für den Transport dieſer Dinge nicht weniger als zwanzig Träger. Außerdem hatte ein Jeder von uns Beiden noch ſeinen beſonderen Diener und Dr. Trimen mehrere Leute aus dem Peradenia-Garten zum Sammeln und Präpariren von Pflanzen bei ſich. Dieſe letzteren waren braune Singhaleſen, die übrigen meiſtens ſchwarze Malabaren oder „Tamil-Kuli's". Mit Einſchluß eines Koches und eines Führers belief ſich unſere Geſellſchaft auf nicht weniger als dreißig Mann.

Wie immer in Indien, wenn ein ſo großer Troß ſich in Bewegung ſetzen ſoll, vergingen mehrere Stunden, ehe Alles in Ordnung war. Obgleich wir ſchon vor Sonnenaufgang gerüſtet waren und unterwegs ſein ſollten, fehlte an unſerer Bagage doch bald dies, bald das. Als endlich ſämmtliche dreißig Leute gerüſtet beiſammen waren und der Abmarſch beginnen ſollte, machte der „Hühner-Kuli", welcher einen großen Korb mit ein paar Dutzend Hühnern trug, einen Fehltritt und durch eine geöffnete Lücke des Korbes entwiſchten ein paar Hennen unter lautem Gackern. Das war das Signal für alle Kuli's, ſofort ihre aufgepackte Laſt vom Kopfe zu werfen und ſich unter lautem Geſchrei an der allgemeinen Jagd auf die entwiſchten Flüchtlinge zu betheiligen. Kaum waren dieſe eingefangen, wieder eingeſperrt und der Abmarſch auf's Neue begonnen, als ein zu feſt gepackter Reisſack platzte und ſeinen weißen Körnerinhalt auf den Boden entleerte. Abermaliges Signal zu all-

gemeinem Stillſtande und zur Betheiligung am Einſammeln des Reiſes. Dieſe Pauſe benutzten einige Hühner, um durch eine neuentdeckte Lücke des Hühnerkorbes abermals zu entſchlüpfen und auch ihrerſeits Reiskörner zu ſammeln, aber direct in den Magen. Nun ging die luſtige Jagd erſt recht los und abermals verrann eine halbe Stunde, ehe Alles wieder in Ordnung war. Aehnliche Scenen wiederholten ſich am Tage noch mehrmals und ſo war es kein Wunder, daß wir mehr als volle zwölf Stunden gebrauchten, um den Marſch von zwanzig engliſchen Meilen, von Hakgalla bis zum Raſthaus, zurückzulegen. Es war ein Glück, daß unſer Marſch den ganzen Tag vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt war; denn bei heftigem Regen wären wir hier ſchlimm angekommen.

Der einſame und ſelten betretene Pfad, der dahin führt, durchſchneidet abwechſelnd dichten Urwald und ausgedehnte offene Grasflächen oder Patnas. Beide ſind faſt überall vollkommen ſcharf abgegrenzt. Denn die trockenen hohen Hartgräſer, welche vorwiegend die Patna zuſammenſetzen, wachſen ſo äußerſt dicht gedrängt und ihre Raſen bilden ſo undurchdringliche Wurzelgeflechte, daß ſie im Kampfe um's Daſein die ſämmtlichen rieſigen Bäume des Urwaldes beſiegen und daß jeder Keim der letzteren, der aus den zahlreich ausgeſtreuten Samen zwiſchen den Gräſern emporzuſtreben beginnt, alsbald von dieſen erſtickt wird. Nur ein einziger Baum beſteht dieſen Kampf bisweilen ſiegreich und man ſieht ſeinen hohen Stamm mit dunkelgrüner Schirmkrone oft einzeln mitten aus den Patnas hervorragen; es iſt die Bergmyrte mit giftigen, birnförmigen Früchten (Careya arborea). Faſt alle Gräſer liefern ein ſchlechtes Viehfutter und zeichnen ſich durch trockene, harte und rauhe Blätter, ſcharfe und ſpröde Stengel aus, viele zugleich durch aromatiſchen Geruch. Theils ſind es echte Gramineen, theils Cyperaceen und Reſtiaceen.

Der dichte Hochwald, der mit dieſen Patnas abwechſelt und gewiſſermaßen große unregelmäßige Inſeln in dem aus-

gedehnten Graslande bildet (ähnlich wie in den Prairien von Nord-Amerika), beſitzt denſelben ernſten und düſteren Charakter, der alle Wälder des Hochlandes, vom Adams-Pik bis hinüber zum Pedura auszeichnet. Obwohl die Bäume desſelben ſehr zahlreichen verſchiedenen Arten und Gattungen angehören, ſtimmen ſie doch in der allgemeinen Phyſiognomie meiſtens ſehr überein; und da Blüthen und Früchte oft fehlen, hält es ſehr ſchwer, ſie zu unterſcheiden. Die Blätter ſind meiſtens lederartig, oben dunkel braungrün oder ſchwärzlich grün, oft glänzend; unten heller, häufig graugrün, ſilber- oder roſtfarben. Die ſtarken knorrigen Stämme ſind mit gelben Mooſen und Flechten oft ganz umwickelt und außerdem mit Maſſen von Schmarotzern bedeckt, unter denen ſich Orchideen und Leguminoſen durch ihre prächtigen Blüthen auszeichnen.

Horton-Plain's Reſthouſe liegt eben ſo hoch, wie der Gipfel des Adams-Pik, 7200 Fuß; mithin tauſend Fuß höher als das Becken von Nurellia. Dieſe Steigung fällt größtentheils auf die zweite Hälfte des Weges, während die erſte Hälfte ſich in wellenförmigem Hügellande, abwechſelnd bergauf und bergab bewegt. Ungefähr in der Mitte zwiſchen beiden ſtießen wir auf einige leere Rohrhütten, die von einer Jagdgeſellſchaft vor einiger Zeit errichtet waren, und hier wurde eine Stunde Mittagsraſt gehalten. Einige wilde Bergbäche abgerechnet, die wir auf übergelegten Baumſtämmen überſchritten, bot der Weg keine beſonderen Schwierigkeiten.

Sobald wir nach Ueberwindung einer ſteilen, von einem ſchönen Waſſerfalle durchrauſchten Schlucht, die höhere Stufe des Plateau's erklommen hatten, begannen die charakteriſtiſchen Nillu-Wälder, der Lieblingsaufenthalt der wilden Elephanten. Die großen, zum Theil ganz friſchen Dunghaufen derſelben, die hier überall zerſtreut lagen, ſowie das niedergetretene Gebüſch bewieſen zur Genüge, wie häufig ihre Herden hier noch ſein mußten. Da wir alle Augenblicke auf eine ſolche ſtoßen konnten, bemächtigte ſich des ganzen Kuli-Troſſes eine große

Aufregung, und während die Träger vorher in kleineren Gruppen weit auseinander zerſtreut gewandert waren, ſchloſſen ſie ſich nun eng zuſammen und gingen auf dem ſchmalen Pfade im Gänſemarſche dicht hinter einander, in einer langen Linie.

Die Nillu-Wälder, welche ich hier in Horton-Plain's in der größten Entwickelung und Ausdehnung antraf, bilden eine ſehr eigenthümliche Waldformation und führen ihren Namen von verſchiedenen Arten der Acanthaceen-Gattung Strobilanthus, von den Eingeborenen Nillu genannt. Sie ſind das bevorzugte Lieblingsfutter der Elephanten; meiſtens dünne, ſchlanke Stämmchen von 15—20 Fuß Höhe, in dicht gedrängten Garben neben einander wachſend und oben mit hübſchen Blüthenähren geſchmückt. Die ſchönſte von ihnen (St. pulcherrimus) zeichnet ſich durch prächtig carmoiſinrothe Färbung der Stengel und Blüthenriſpen aus, und da ſie in dichten Maſſen das ganze Unterholz des Hochwaldes bildeten, brachten die durchfallenden Strahlen der ſinkenden Abendſonne in ihnen einen wundervollen Effect hervor. Die Elephanten freſſen ſich durch dieſes dichte Unterholz förmlich hindurch. Einer geht immer dicht hinter dem anderen; alles Gebüſch, das nicht gefreſſen wird, wird flach niedergetreten, und wenn eine Herde von zwanzig oder dreißig ſolcher Coloſſe hinter einander durch den Urwald marſchirt iſt, hat ſie eine glatte Straße von einem Meter Breite gebahnt, wie man ſie hier nicht angenehmer ſich wünſchen kann. Solche Elephantenſtraßen waren es, auf denen wir in den nächſten Tagen uns faſt ausſchließlich bewegten, und nur mit ihrer Benutzung konnten wir mehrere ſehr intereſſante Excurſionen ausführen. Freilich ſind aber dieſe bequemen Straßen auch nicht ungefährlich. Denn wenn man auf einer ſolchen plötzlich einer Elephantenherde begegnet, iſt an Ausweichen nicht zu denken und man muß daher ſtets auf der Hut ſein.

Die Sonne war bereits untergegangen und es wurde ſchon ziemlich dunkel, ehe wir beim Austritte aus einer Wald-

insel auf die freie Patna in der Entfernung einer Meile des ersehnten weißen Rasthauses ansichtig wurden. Neuer Muth durchdrang die ermattete und zum Theil schon recht niedergeschlagene Gesellschaft. Aber wir mußten noch einen tiefen Thaleinschnitt hinab und herauf klettern, um zu dem auf der jenseitigen Lehne gelegenen Rasthause zu gelangen. In der Tiefe dieses Einschnittes toste ein wilder Bach, über welchen anstatt der Brücke ein übergelegter Baumstamm führte. Wir waren recht froh, als endlich der ganze Troß im Dunkeln glücklich diesen gefährlichen Weg passirt hatte und wir wohl behalten am ersehnten Ziele waren. Rasch wurden Feuer angemacht, die öden Räume der einsamen Steinhütte so behaglich als möglich hergerichtet, und der Reis nebst Hühner-Curry mit einem Appetite verzehrt, der den Anstrengungen des Tagemarsches entsprach. Die Temperatur, die Mittags in der Sonne gegen 30° R. betragen hatte, war jetzt auf 8° gesunken, und wir fühlten uns daher drinnen am Kaminfeuer, in wollene Decken eingewickelt, sehr behaglich, während unsere Kuli's, draußen im halboffenen Schuppen gelagert, an die großen Feuer so nahe heranrückten, als ohne Verbrennung möglich war.

Das Wetter blieb während unseres Aufenthaltes in Horton-Plain's Rasthaus fortwährend schön und begünstigte die interessanten Ausflüge, die wir in die wilde Umgebung dieser weltentlegenen Einsiedelei machten. Die erfrischende Hochgebirgsluft wirkte außerordentlich anregend; nur unsere arme Haut, durch die gleichmäßige feuchte Hitze des Tieflandes sehr verwöhnt, hatte viel zu leiden. Gesicht und Hände sprangen so auf, wie bei uns mitten im Winter, theils in Folge der ungewohnten Trockenheit der dünnen Luft, theils auf Grund der starken Temperaturwechsel. Während das Thermometer in den heißen Mittagsstunden (im Schatten) auf 24—26° R. stieg, fiel es nach Mitternacht auf 3—4°, und Morgens früh fanden wir die Patnas vor uns mit Reif be-

deckt. Dichter Nebel lagerte dann auf Berg und Thal, sank aber bald wieder und machte dem strahlendsten Sonnenscheine mit tiefer Himmelsbläue Platz. Nachmittags bildeten sich gewöhnlich dicke Haufwolken, ohne daß es jedoch zum Regen kam; sie gruppirten sich zu phantastischen Massen, welche die untergehende Abendsonne mit den prachtvollsten Farben schmückte.

Wie das Wetter hier im Februar mich sehr an einen schönen Spätherbst in der deutschen Heimath erinnerte, so hatte auch die ganze Hochgebirgslandschaft, gegenwärtig schon dem Ende der sogenannten „trockenen Jahreszeit" entgegengehend, einen vorwiegend herbstlichen Charakter. Die dichten Grasdecken der Patnas waren großentheils vertrocknet, mehr gelb und braun als grün gefärbt. Lange Strecken derselben waren auch braun und schwarz, mehr oder weniger verkohlt. Die singhalesischen Gebirgshirten, welche jährlich auf einige Monate mit ihren Herden hier herauf kommen, haben nämlich die Gewohnheit, vor Eintritt der Regenzeit die Grasflächen anzuzünden und niederzubrennen, um dadurch das Grasland zu verbessern. Wir genossen jeden Abend das prachtvolle Schauspiel dieser ausgedehnten Prairiebrände, die sich bei dem wellenförmigen Hügelterrain der Hochebene und inmitten der dunkelen Wälder, die die Patnas umschließen, doppelt großartig ausnahmen. Bald kroch die rothe Flamme im Zickzack gleich einer feurigen Riesenschlange an den Bergkanten hinauf; bald ergriff sie, rasch sich ausbreitend, eine größere Fläche trockenen Grases und schuf ein Flammenmeer, dessen rother Glanz von den düsteren Wäldern des Hintergrundes und den dunkeln Wolkenmassen des Firmamentes zurückgeworfen wurde. Dann wieder stiegen Hunderte von kleinen weißen Rauchwolken aus den Patnas auf, als ob heiße Geisirquellen aus dem Schoße des Gebirges hervorbrächen; und die rothen, hellen Feuerstreifen, welche dieselben blitzartig durchzuckten, vermehrten die vulcanische Illusion.

Obgleich wir jeden Abend vom Rasthause aus an dem wechselnden Feuerwerke dieser Grasbrände uns ergötzten, so bekamen wir doch niemals die Urheber derselben, die singhalesischen Hirten, zu Gesicht; und die vollkommene Einsamkeit, deren wir uns hier erfreuten, wurde durch keine menschliche Figur gestört.

Wir feiern in unserer deutschen Poesie die herrlichen Reize der „Waldeinsamkeit" und entschädigen uns durch deren Illusion für die zahlreichen Qualen, welche unser verschrobenes Culturleben uns tagtäglich auferlegt. Was ist aber unsere eingebildete deutsche „Waldeinsamkeit" (im besten Falle wenige Meilen vom nächsten Dorfe entfernt) gegenüber der wahren und unergründlichen Waldeinsamkeit, welche hier die alten Urwälder im Hochlande von Ceylon uns darbieten? Hier sind wir sicher, in Wahrheit ganz allein mit der ursprünglichen Natur zu sein. Ich werde niemals die Wonne der stillen Tage vergessen, die ich hier in den dunkeln Wäldern und auf den sonnigen Grasflächen „am Ende der Welt" zubrachte. Da mein Freund Trimen, mit besonderen botanischen Aufgaben beschäftigt, meistens seine eigenen Wege ging, durchstrich ich diese unberührten Wildnisse theils ganz allein, theils nur von einem schweigsamen schwarzen Tamil-Kuli begleitet, der mein Gewehr und Malzeug trug.

Der tiefe Eindruck absoluter Einsamkeit, den diese abgelegenen Wälder im Hochgebirge von Ceylon hervorbringen, wird nicht wenig dadurch verstärkt, daß das Thierleben in denselben auffallend wenige Aeußerungen darbietet. Allerdings sind wilde Elephanten auch heute noch die Könige dieser Wälder. Aber nur ein einziges Mal bin ich ihnen hier wirklich begegnet, und die großen Russa-Hirsche oder „Elke" (Russa Aristotelis), die hier noch sehr häufig sein sollen, habe ich zwar mehrmals gehört, aber niemals gesehen. Auch von den Lippenbären und Leoparden, den gefürchteten Raubthieren dieser Wälder, habe ich keinen zu Gesicht bekommen. Diese

und die meiſten anderen Bewohner derſelben ſollen vorzugsweiſe oder ausſchließlich eine nächtliche Lebensweiſe führen und ſich tagsüber im kühlen Dickicht verſteckt halten. Selbſt die großen grauen Affen (Presbytis ursinus), die hier zahlreich ſind, habe ich nur ſelten ſehen können, obwohl ich ihre grunzende Stimme am frühen Morgen oft hörte.

Die klagenden melancholiſchen Stimmen einiger Vögel, insbeſondere der ſchönen grünen Waldtauben und Bienenfreſſer, hört man meiſtens auch nur am frühen Morgen. Später iſt gewöhnlich das bunte Waldhuhn der einzige Vogel, der ſich hören läßt. Dieſer prächtige Gallus Lafayetti ſteht dem vermuthlichen Stammvater unſeres Haushuhnes ganz nahe. Der Hahn zeichnet ſich durch bunt glänzendes Gefieder, ſchönen rothbraunen Halskragen und grünen Sichelſchwanz aus, während die Henne ein unſcheinbares, graubraunes Federkleid beſitzt. Die klangreiche Stimme des wilden Hahnes, viel melodiſcher als das Kikeri ſeines cultivirten Vetters, hörte ich oft ſtundenlang im Walde, bald näher, bald ferner; denn die rivaliſirenden Hähne führten ihren muſikaliſchen Wettkampf um die Gunſt der kritiſchen Hennen mit großem Eifer aus. Zum Schuſſe konnte ich aber trotzdem ſelten kommen; denn ſie ſind ſo ſcheu und vorſichtig, daß beim leiſeſten Geräuſch das Concert verſtummt, und ſobald ich ein Mal einen geſchoſſen hatte, blieb der Wald lange Zeit mäuschenſtill.

Oft ſaß ich hier, mit Malen beſchäftigt, ſtundenlang auf einem alten Baumſtamme, ohne einen einzigen Laut zu vernehmen. Wie das Vogelleben, ſo iſt auch das Inſectenleben, die Ameiſen ausgenommen, auffallend arm, und namentlich von Schmetterlingen und Käfern ſieht man nur ſehr wenige, meiſt unanſehnliche Formen. Das leiſe Summen ſchwebender Waldfliegen iſt oft der einzige Laut, der neben dem Gemurmel eines kleinen Baches oder dem Rauſchen des vom Winde bewegten Laubes das tiefe Schweigen des Gebirgsgeiſtes unterbricht.

Um so größer ist der Eindruck, den die phantastischen Baumformen des Urwaldes hervorbringen, die knorrigen, wild durcheinander gewachsenen Stämme, deren zackige Aeste mit fußlangen Bärten von rothgelben Moosen und Flechten geschmückt sind, und von deren breiten Schultern glänzend grüne Mäntel von Schlingpflanzen herabhängen. Oft sind die Stämme unten mit den weißen oder bunt gezeichneten duftreichen Blüthen parasitischer Orchideen geziert, während oben über ihrer schwarzgrünen Krone Schmarotzerpflanzen verschiedener Familien ihre bunten Blüthen entfalten. Eine ganz besondere Decoration dieser Wälder bilden die zierlichen schlingenden Bambusen (Arundinaria debilis). Ihre schlanken dünnen Rohrhalme klettern hoch oben in die Bäume hinauf und hängen von deren Zweigen senkrecht, gleich Ampeln, herab, auf das Zierlichste mit Quirlen von frischgrünen Blattbüscheln geschmückt. Den größten Schmuck bilden aber auch hier wieder, wie allenthalben im Hochlande, die prachtvollen baumartigen Alpenrosen (Rhododendron arboreum) mit den Riesenbouquets ihrer hochrothen Blüthen. Demnächst sind die wichtigsten Bäume dieser Hochlandwälder verschiedene Lorber- und Myrtenbäume, namentlich Eugenien, ferner Rubiaceen und Ternstroemiaceen. Dagegen vermißt man gänzlich die gewöhnlichen Baumformen unserer europäischen Wälder und vor allen die Nadelhölzer. Diese wichtige Familie fehlt merkwürdiger Weise auf Ceylon ganz.

Das schönste Gebirgspanorama, das wir bei unseren Excursionen auf Horton-Plain's zu Gesicht bekamen, genossen wir auf dem Gipfel des Totapella-Pik, den wir am 22. Februar beim prächtigsten Wetter bestiegen. Derselbe ist 7800 Fuß hoch und liegt nahe dem östlichen Rande des Plateau's. Von seinem schwach bewachsenen Gipfel, der mit prächtigen rothen Melastomen (Osbeckia buxifolia) geziert ist, genießt man einen weiten freien Blick nach allen Seiten, nördlich auf die Gebirge von Nurellia, Pedura und Hakgalla; östlich auf die Hügellandschaft von Badula und den Namuna-

Pik; südlich auf die Grenzmauern vom „Ende der Welt“ und westlich auf den Adams-Pik. Auch der Zugang zu diesem schönen Berggipfel wurde uns größtentheils nur dadurch möglich, daß wir ausgetretenen Elephantenpfaden folgten; wo diese fehlten, mußten unsere Kuli's mit der Axt uns den Weg durch das dicht verwachsene Unterholz bahnen.

Am 24. Februar besuchten wir das eigentliche „Ende der Welt“ („World's End“), jene berühmte, aber selten besuchte großartige Felsenschlucht, in welcher der Südabhang des Hochlandes gleich einer senkrechten Mauer über 5000 Fuß in das Tiefland hinabstürzt. Der gewaltige Anblick dieses ungeheueren Abgrundes wirkt um so überraschender, als man nach zweistündiger Wanderung durch dichten Wald plötzlich beim Austritte aus demselben die gähnende Tiefe unmittelbar zu Füßen hat. Wie feine Silberfäden schlängeln sich die Flüsse unten durch den grünen Sammetteppich des Thalbodens, in dem man mittelst des Fernrohres hier und da das Bungalow einer einzelnen Pflanzung erkennt. Von den oberen Rändern der Felsenschlucht, die mit prächtigen Baumfarnen geziert sind, stürzen Wasserfälle herab, die sich (ähnlich dem „Staubbache“ im Lauterbrunner Thale) vollständig in feinen Nebel auflösen, ehe sie unten ankommen.

An dieser wildesten und großartigsten Stelle von Ceylon war es, wo ich auch zum ersten und einzigen Male wilde Elephanten in voller Freiheit erblickte, nachdem ich sie zuvor schon bei der Elephantenjagd von Lambugama in den Korral hatte treiben sehen. Ich wurde zuerst auf sie aufmerksam durch das Knistern gebrochener Zweige mitten im Waldesdickicht, ungefähr fünfzig oder sechzig Fuß unterhalb der vorspringenden Felsplatte, auf welcher ich stand. Beim genauen Zusehen entdeckte ich in den wogenden grünen Massen des Dickichts eine Elephantenherde von zehn bis zwölf Stück, die in aller Ruhe ihr Rillu-Frühstück einnahm. Außer den Köpfen und den emporgestreckten Rüsseln, mit denen sie die Zweige umbogen und

abbrachen, war von den meiſten wenig zu ſehen. Nachdem ich mich eine Zeit lang an dem ſeltenen Anblick geweidet, feuerte ich von meinem ſicheren Hinterhalte aus auf die nächſtſtehenden Elephanten die beiden Schüſſe meiner Doppelflinte ab, natürlich ohne ſie irgend zu verwunden, da letztere nur mit Rehpoſten geladen war. Die Antwort waren die lauten Trompetentöne, welche überraſchte Elephanten ſtets ausſtoßen, dann ein lautes Krachen in den dichten Baummaſſen, welche die gewaltigen Thiere wie Rohr niedertraten, und in wenigen Minuten war die ganze davon eilende Herde hinter der nächſten Felſenecke verſchwunden.

Vom „Ende der Welt", das zugleich das Ende unſerer höchſt intereſſanten Hochgebirgsreiſe war, ſtiegen wir auf einem ſteilen, vielgewundenen Serpentinenpfade durch die prachtvollſten wilden Waldſchluchten hindurch in fünf Stunden nach Nonpareil hinab, der nächſten Kaffeepflanzung, die am weiteſten in dieſe Einöden emporgedrungen iſt. Dieſelbe gehört Capitän Bayley, demſelben unternehmenden Manne, deſſen prächtiges Miramare in Puntogalla ich früher erwähnt habe. Bei ſeinem Sohne und Verwalter fanden wir die freundlichſte Aufnahme. Wir hatten die Abſicht gehabt, am Nachmittage desſelben Tages noch weiter bis Billahuloya, dem erſten Dorfe dieſes Thales, hinabzuſteigen; allein als wir nach einem vortrefflich mundenden Mittageſſen um 4 Uhr weiter wandern wollten, brach ein ſo gewaltiger Gewitterregen los, daß wir gern der dringenden Aufforderung unſerer werthen Gaſtfreunde entſprachen, die Nacht bei ihnen zu bleiben.

Nachdem der Regen gegen 5 Uhr aufgehört hatte, erfreuten wir uns noch eines herrlichen Abends. Wir beſichtigten die großartige, muſterhaft angelegte Pflanzung und machten einen Spaziergang durch deren ſchöne Schluchten. Hunderte kleiner Waſſerfälle, die den heftigen Güſſen ihren momentanen Urſprung verdankten, ſtürzten allenthalben von den ſteilen Felswänden herab. Die prachtvolle Waldvegetation, welche die engen Schluchten erfüllte, glänzte im friſcheſten Grün und

namentlich die herrlichen Guirlanden der Schlingpflanzen, welche von den mächtigen Schultern der hohen Bäume gleich grünen Kränzen herabhingen, erregten auf's Neue unser Entzücken. Muntere Affen übten auf denselben ihre Seiltänzerkünste. Ganz besonders aber bewunderten wir die prächtigen Baumfarne (Alsophila), diese Palmen der Hochlandsschluchten. Ihre schirmförmigen, zierlichen Fiederkronen mit den gewaltigen und doch so zarten frischgrünen Wedeln bildeten die schönsten Schattendächer über den schäumenden Wasserfällen, über deren Felsenbecken ihre schlanken, schwarzen Stämme sich zwanzig bis dreißig Fuß erhoben; einzelne Prachtexemplare erreichten hier sogar die seltene Höhe von fünfundvierzig bis fünfzig Fuß und darüber. Es war das letzte Mal, daß ich mich an solchen großartigen Farnbäumen erfreute; denn weiter unterhalb an den Bächen waren sie viel unansehnlicher und kleiner, und beim weiteren Herabsteigen in das Tiefland verschwanden sie bald ganz.

XX. XXI.

Der ſchwarze Fluß. Heimwärts über Aegypten.

XX. Der ſchwarze Fluß.

Voll von den herrlichen Eindrücken der Gebirgsreiſe durch das Hochland von Ceylon nahm ich am „Ende der Welt“ von ihm für immer Abſchied und ſtieg am 25. Februar von Nonpareil nach dem erſten Dorfe des Thalgrundes, nach Billahul-Oya hinab. Dasſelbe liegt bereits an der „großen Kaffeeſtraße“, welche von den ſüdöſtlichen Kaffeediſtricten, aus der Gegend von Badula, den Kaffee weſtwärts nach Ratnapura führt. Die Straße iſt ſtets mit zahlreichen großen Ochſenkarren bedeckt, welche die Kaffeeſäcke abwärts oder umgekehrt die Culturbedürfniſſe der Kaffeepflanzer aufwärts ſchaffen. Bei Ratnapura wird der Kalu-Ganga, der große „ſchwarze Fluß“ von Ceylon, ſchiffbar. Hier wird der Kaffee in großen Booten verſchifft, welche denſelben flußabwärts bis zu deſſen Mündung bei Caltura führen, und von hier endlich gelangt er auf der Eiſenbahn nach Colombo.

Ich hatte mit meinem Freunde Trimen beſchloſſen, für unſere Rückreiſe nach Colombo dieſen Kaffeeweg zu wählen (den er ebenfalls noch nicht kannte) und zunächſt von Billahul-Oya mit dem Ochſenkarren nach Ratnapura zu fahren, von dort zu Boot den ſchwarzen Fluß hinab nach Caltura, und dann mit der Eiſenbahn nach Colombo. Die ganze Fahrt erwies ſich als höchſt lohnend und ſowohl die beiden intereſſanten Tage im Ochſenkarren, als beſonders die wundervolle Flußfahrt

bereicherten uns mit einer Reihe der ſchönſten Bilder, ein würdiger Abſchluß der gelungenen Gebirgsreiſe.

Das kleine Dorf Billa-Hul-Oya (d. h. wörtlich „Opfer-Fackel-Bach") führt ſeinen Namen von dem prächtigen Gebirgsbache, der hier in rauſchenden Waſſerfällen aus einer großartigen Schlucht des ſüdlichen Gebirgsabſturzes hervorbricht und ſich mit einem kleineren, vom „Ende der Welt" direct herabkommenden Bache, ſowie mit mehreren anderen Bächen vereinigt. Die engen felſigen Betten dieſer wilden Bäche ſind mit der prachtvollſten Vegetation geſchmückt und von ſteilen, himmelhohen Thalwänden überragt, die der ganzen, nach Weſten geöffneten Landſchaft einen höchſt großartigen Charakter verleihen. Schon beim Hinabſteigen von Nonpareil hatte uns dieſelbe ſo entzückt, daß wir ein paar Tage an dieſem herrlichen Orte zu bleiben beſchloſſen. Das Raſthaus des Dorfes liegt ſehr ſchön an der ſteinernen Brücke, welche den Bach überwölbt und iſt von einer gewaltigen Tamarinde überſchattet; einen großartigen Hintergrund darüber bildet das Felſen-Amphitheater vom „Ende der Welt". Die Verpflegung in dem comfortablen Raſthauſe fanden wir auch verhältnißmäßig recht gut; wenigſtens kam es uns nach den Entbehrungen in der Steinhütte von Horton-Plain's ſo vor. Wir entließen demzufolge hier den ganzen Troß unſerer Kuli's und behielten bloß ein paar Diener bei uns, die uns bis Caltura begleiten ſollten. Die Kuli's nahmen ihren directen Rückweg nach Kandy und Nurellia über den Adams-Pik.

Während Dr. Trimen die reiche Flora in der Umgebung von Billahul-Oya unterſuchte und durch die Entdeckung mehrerer neuer intereſſanter Pflanzenarten belohnt wurde, machte ich allein einige Excurſionen in die verſchiedenen Thäler und bereicherte mein Skizzenbuch mit mehreren Aquarellen. Ich bedauerte nur, daß ich hier nicht mehrere Wochen, ſtatt weniger Tage bleiben konnte. Denn die tropiſche Vegetation, an deren Reize ich nun doch ſchon ſeit mehr als drei Monaten gewöhnt

war, ſchien hier am ſüdlichen Fuße des centralen Hochlandes ihre höchſte Entfaltung zu erreichen. Da die brennende Tropenſonne hier ihren mächtigſten Einfluß ausübt und gleichzeitig die Menge der atmoſphäriſchen Niederſchläge an der gewaltigen Gebirgsmauer überaus groß iſt, ſo bringt die vereinte Wirkung von größter Hitze und Feuchtigkeit eine Ueppigkeit des tropiſchen Pflanzenwuchſes hervor, die vielleicht von keiner anderen Stelle der Erde übertroffen wird. Indem ich ſtundenweit dem Laufe der Bäche folgte und in den ſteilen Felſenſchluchten umherkletterte, ſtieß ich auf Wunderwerke der Ceylon-Flora, die alles bisher Geſehene übertrafen. Insbeſondere waren es wieder die paraſitiſchen Kletter- und Schlingpflanzen, die meine höchſte Bewunderung erregten. Mächtige Baumſtämme von mehr als ein Fuß Dicke winden ſich hier korkzieherartig um die cylindriſchen Säulenſtämme von anderen Baumrieſen, die mehr als hundert Fuß Höhe erreichen; in ähnlicher Weiſe wie bei uns die zarte Waldrebe oder der wilde Wein mit ihren bindfadendünnen Kletterſtengeln ſich um den Stamm von ſchlanken Buchen oder Tannen emporwindet. Von den gewaltigen Kronen hoher Terminalien und Dillenien hängen grüne Mäntel herab, die aus einem förmlichen Flechtwerke von verwachſenen Lianen beſtehen, und oft bedecken die goldgelben Blüthen der letzteren die Krone der erſteren in ſolcher Ausdehnung, daß man ſie nicht für die Blüthen der Schmarotzer, ſondern ihrer Wirthe hält. Unzweifelhaft der großartigſte dieſer Paraſiten iſt jedoch der berühmte „Maha-Pus-Wael“, der „große hohle Kletterer“ (Entada Pursaetha); ſeine reifen Schoten ſind volle fünf Fuß lang und einen halben Fuß breit und enthalten ſchöne braune Bohnen von ſolcher Größe, daß die Singhaleſen ſie aushöhlen und als Trinkbecher benutzen.

Nicht minder herrlich als dieſes Djungle mit ſeinen mannigfaltigen Paraſiten iſt auch die niedere Flora, welche in üppigſter Entwickelung die Felſen der rauſchenden Bäche bekleidet. Hier zeichnen ſich beſonders edle Farne mit zierlichen Fiederblättern

von zehn bis zwölf Fuß Länge aus, ferner Balſaminen, Aroideen und Gewürzlilien, die mit den prächtigſten großen Blüthen geſchmückt ſind. Eine beſondere Zierde der Bäche iſt hier eine kleinere Pandanus-Art (P. humilis?), die kleinen Zwergpalmen ähnlich ſehen und in Menge auf den Steinen im Bache wachſen. Die Lianen an dem Buſchwerke, das die Bachufer überhängend ſäumt, bilden ein ſo dichtes und undurchdringliches Gewebe, daß man nur im Bette der Bäche ſelbſt vorwärts kommen kann. Allerdings reicht das Waſſer oft bis über den Gürtel; aber bei der Temperatur von 22—24° R. erſcheint das fortgeſetzte Baden in demſelben als eine höchſt angenehme Erfriſchung.

Größere Schwierigkeiten bereitete meinen Excurſionen der Hauptbach des Thales, der zu den bedeutendſten Zuflüſſen des ſchwarzen Fluſſes gehört und hier aus dem Zuſammenfluſſe mehrerer kleiner Bäche entſteht. Durch die ſtarken Regengüſſe, welche an den vorhergehenden Tagen im Hochlande ſtattgefunden hatten, war derſelbe ſo ſehr angeſchwollen, daß er eine Reihe von hübſchen Waſſerfällen bildete und ſeine Waſſermaſſen unter lautem Brauſen ſchäumend über die gewaltigen Granitblöcke des Flußbettes fortwälzte. Hier war nicht mehr daran zu denken, im Flußbette ſelbſt aufwärts zu klettern, und ich war gezwungen, als Brücken die nackten Baumſtämme zu benutzen, die von einem Ufer zum andern gelegt waren. Mit einigem Gruſeln erinnere ich mich hier einer ſolchen Nothbrücke, die ungefähr eine Stunde unterhalb Billahul-Oya hoch über einen rauſchenden Waſſerfall führte. Ich war ſpät am Abende, auf dem Rückwege von einer weiteren Excurſion, gezwungen, dieſelbe zu paſſiren, um noch vor Anbruch der Nacht auf das jenſeitige Ufer zu gelangen. Als ich mitten über dem toſenden Waſſerfalle war, fing der ziemlich dünne Baumſtamm, über den ich langſam und vorſichtig balancirte, dergeſtalt zu ſchwanken an, daß ich es für das Gerathenſte hielt, meine aufrechte Stellung aufzugeben, mich langſam auf den Stamm niederzulaſſen und den Reſt des Weges im Reitſitze zu paſſiren; ich athmete

ordentlich auf, als ich mit Aufgebot aller meiner Turnkünſte das andere Ufer glücklich erreicht hatte. Allerdings hatte ich nun das Vergnügen, im Dunkeln noch eine halbe Stunde durch überſchwemmte Reisfelder zu waten. Als ich ſchließlich halb mit Schlamm bedeckt im Raſthauſe anlangte, zeigten mir die langen Blutſtreifen an den Beinkleidern deutlich, daß die entſetzlichen Blutegel wieder ihr Werk begonnen hatten; ich las ihrer mehrere Dutzend von den Beinen ab. Dieſe ſchreckliche Landplage, die im Hochlande glücklicher Weiſe ganz fehlt, begann hier im heißen feuchten Tieflande ſofort wieder ihre Qualen; ich habe an wenigen anderen Orten von Ceylon ſo ſehr von den Landblutegeln gelitten, als in den wundervollen Wäldern und Schluchten von Billahul-Oya.

Die Fahrt im Ochſenkarren von Billahul-Oya nach Ratnapura nimmt zwei volle Tage in Anſpruch; und da die Ochſen während der heißen Mittagszeit mehrere Stunden raſten müſſen, brachen wir ſchon Morgens früh um 4 Uhr auf. Die erfriſchende Kühle der reinen Morgenluft und der außerordentliche Glanz der funkelnden Geſtirne am tiefblauen Firmamente iſt in dieſen Thälern ganz wundervoll und wir gingen mehrere Stunden lang neben den bedächtigen, großen Zebu-Stieren unſeres langſam fahrenden zweirädrigen Karrens einher, ehe die zunehmende Hitze der ſteigenden Sonne uns zwang, unter deſſen breitem Dache Schutz zu ſuchen. Dieſes gewölbte Dach aus Palmenmatten bietet genügenden Raum für ſechs bis acht Perſonen, und wir konnten uns auf ausgebreiteten Matten unter demſelben ganz bequem lagern, obgleich die Stöße des federloſen Karrens auf die Dauer etwas angreifend wurden.

Die Landſchaft iſt auf dieſer ganzen Strecke voll hoher Schönheit. Der Weg zieht ſich anfangs noch lange am Südabhange des Hochlandes hin, deſſen gewaltige Gebirgsmauern die Ketten der niedrigeren waldbedeckten Vorberge hoch überragen. Die fruchtbare Thalebene an ihrem Fuße erweitert

ſich allmählich und iſt theils mit Reisfeldern, theils mit Pflanzungen von Mais, Caſſaven, Bananen und anderen Nutzpflanzen bedeckt. Hübſche Waldpartieen, mit dieſen wechſelnd, hier und da ein maleriſches Dorf, ein Waſſerfall des immer ſtärker werdenden Baches, bringen Mannigfaltigkeit in das anmuthige Bild. Papageien und Affen auf den Bäumen, Büffel und Reiher auf den Wieſen, Eisvögel und Kraniche an den Bächen ſorgen für bunte Staffage. Auch die Straße ſelbſt iſt ſehr belebt, theils durch Singhaleſen, theils durch Ochſenkarren.

Nach heißer, achtſtündiger Fahrt raſteten wir am erſten Mittage in Madula, einem kleinen Dorfe, das ſehr maleriſch in einer engen Waldſchlucht liegt. Ich erquickte mich alsbald durch ein herrliches Bad in dem nahen Gebirgsbache; ſein Genuß wurde nur durch Scharen kleiner Fiſche (Cyprinodonten?) beeinträchtigt, welche in dichten Haufen energiſche Angriffe auf den ſeltenen Badegaſt richteten; leider gelang es mir nicht, einen der kleinen flinken Räuber zu fangen, trotzdem ſie unaufhörlich aus ihrem felſigen Verſtecke hervorſchoſſen und mit ihren kleinen Mäulchen muthig zu beißen verſuchten. Nach dem Mittageſſen kletterte ich in das ſteinige Bett des Hauptbaches hinab, deſſen ſteile Felſenufer mit dem ſchönſten Hochwalde geſchmückt und mit den üppigſten Schlingpflanzen phantaſtiſch decorirt waren. Gleich natürlichen Seilbrücken rankten ſich mächtige Stämme von wildem Weine (Vitis indica?) in hohen Bogen von einem Ufer zum anderen, und es gewährte ein prächtiges Schauſpiel, eine Affenherde, die ich aufgeſcheucht hatte, eben ſo geſchwind als gewandt über dieſe Lianenbrücke unter lautem Geſchrei hinüber voltigiren zu ſehen. Ich kletterte in dem ſchäumenden Waſſer über die glatten Felſen noch eine Strecke weiter, wo ein paar Rieſenbäume erſter Größe (Terminalien?) wie Säulen zum Himmel emporſtrebten, mit mächtigen Lianen wie mit Kränzen und Guirlanden geſchmückt. Während ich eine Skizze der

wilden Scenerie aufnahm, entluden sich die inzwischen gesammelten Wolken in einem heftigen Gewitter. Die gewaltigen Blitze durchzuckten das finstere Waldthal Schlag auf Schlag und der Wiederhall der Donnerschüsse, einem starken Artilleriefeuer gleich, war so heftig, daß ich meinte, die mächtigen Felsenblöcke erzittern zu sehen. Der folgende Regenguß war von solcher Heftigkeit, daß das Wasser in zahllosen Bächen von den Felsenkanten herabstürzte und ich fürchtete, mein ganzes Malzeug durchnäßt zu sehen. Aber der tausendjährige Feigenbaum, unter dessen ungeheuerer Krone ich Schutz gesucht hatte, trug ein so dichtes Blätterdach, daß nur einzelne Tropfen dann und wann durchschlüpften und ich mein Aquarell unbehelligt vollenden konnte.

Ueber eine Stunde hielt der gewaltige Regenguß an; als ich nach Aufhören desselben zum Rasthause wieder hinaufkletterte, hätte ich beinahe einen schönen Fang an einer stattlichen, über sechs Fuß langen Schlange gemacht, die von einem überhängenden Baumzweige herabglitt. Sie entschlüpfte jedoch rasch zwischen den angehäuften Blättermassen, ehe ich ihr mit dem Jagdmesser den Garaus machen konnte. Zum Ersatze dafür erbeutete ich hier mehrere riesengroße, stachelige Spinnen (Acrosoma?), die mit ihren dünnen, behaarten Beinen spannenlang waren. Außerdem schoß ich ein paar hübsche grüne Papageien, von denen ein ganzer Schwarm laut schreiend vorüberflog.

Die ersten Nachmittagsstunden, in denen die siegreiche Sonne das frischgewaschene Waldthal mit tausend glitzernden Diamanten schmückte, waren von entzückender Schönheit. Später brach leider der Regen von Neuem los und zwang uns, im Ochsenkarren Schutz zu suchen. Wir begegneten vielen Singhalesen, die unverdrossen im strömenden Regen mit stoischem Gleichmuthe weiter marschirten, aber ein großes Caladiumblatt über dem Haupte hielten, um ihren theuren Zopf und Kamm vor Nässe zu schützen. Erst spät am Abende gelangten wir

nach Pelmadula, einem größeren ſchön gelegenen Dorfe, in dem wir übernachteten.

Von Pelmadula an wird die Gegend offener und flacher. Die gewaltigen Bergmaſſen des eigentlichen Hochlandes treten mehr zurück; wogegen niedrigere Hügelreihen ſich mehr geltend machen. Unter den erſteren ragt dominirend über ſeine Nachbarn der Adams-Pik hervor, obwohl er von dieſer ſüdlichen Seite bei Weitem nicht ſo großartig erſcheint, als von der öſtlichen und nördlichen Seite. Die Vegetation nimmt hier ſchon mehr und mehr den Charakter an, den ſie im ganzen ſüdweſtlichen Theile der Inſel beibehält. Insbeſondere erfreuten wir uns wieder an dem Schmucke der herrlichen Palmen, deren Anblick wir im Hochlande ganz entbehrt hatten.

Da wir am 28. Februar ſehr frühzeitig von Pelmadula aufgebrochen waren, trafen wir in Ratnapura ſchon Mittags bei guter Zeit ein und konnten noch mehrere Stunden auf den Beſuch dieſes Ortes und ſeiner nächſten Umgebung verwenden. Letztere iſt ſehr ſchön; das Thal, das ſich hier zu einem ſtattlichen, rings von Bergen umſchloſſenen Keſſel erweitert, iſt gut cultivirt und mit der üppigſten Vegetation geſchmückt. Dagegen bietet der Ort ſelbſt nur wenig, und wenn man aus ſeinem ſtolzen Namen: „Stadt der Edelſteine“ etwa auf eine beſondere Pracht ſchließen wollte, ſo würde man arg enttäuſcht ſein. Jener Name rührt von den zahlreichen Edelſteinen her, durch deren Reichthum dieſe Gegend ſeit Jahrhunderten berühmt iſt; ſie finden ſich ſowohl im Gerölle der Flüſſe und Bäche, als in dem moorigen Grunde des Thalbodens; und noch jetzt gibt es hier berühmte Edelſteingruben, obwohl der Ertrag derſelben bei Weitem nicht mehr ſo groß iſt, als früher. Im Orte ſelbſt ſieht man auch viele Läden, in denen dergleichen verkauft werden, und viele Indo-Araber („Moormen“), die ſich mit ihrer Bearbeitung und Schleifung beſchäftigen. Doch nimmt auch hier ſchon die Zahl der künſtlichen Imitationen neuerdings ſehr zu, und wahrſcheinlich werden ſchon jetzt in

Ratnapura (ebenso wie in Colombo und Puntogalla) viel mehr geschliffene, aus Europa importirte, bunte Gläser verkauft, als echte, daselbst gefundene Edelsteine. Die Kunst der Nachahmung ist jetzt so vervollkommnet, daß selbst Mineralogen und Juweliere von Fach ohne nähere physikalische und chemische Untersuchung die echten und unechten Produkte oft nicht unterscheiden können.

In der Mitte von Ratnapura auf dem rechten (nördlichen) Ufer des schwarzen Flusses, steht unter einem prächtigen, uralten Tamarindenbaume ein hübscher Brunnen. Oestlich davon erhebt sich auf einem Hügel das alte holländische Fort, dessen weitläufige Bauten jetzt als Gerichts- und Verwaltungs-Locale der Regierungsbehörden benutzt werden. Am Fuße des Hügels dehnt sich der Bazar aus, eine lange Doppelreihe von einstöckigen Hütten, in deren Läden hauptsächlich Lebensmittel, Gewürze und Hausgeräth neben den Edelsteinen feilgeboten werden. Einige andere Gruppen von Hütten längs des Flußufers und eine Anzahl von freundlichen Bungalows der englischen Beamten, die von hübschen Gärten umgeben in der parkähnlichen Thalfläche zerstreut liegen, bilden mit jenem Bazar und dem Fort zusammen das, was man die „Stadt der Edelsteine" nennt. —

Am 1. März fuhren wir von Ratnapura den schwarzen Fluß hinab, den Kalu-Ganga, der hier erst schiffbar wird. Nächst dem Mahawelli-Ganga (der ostwärts fließt und bei Trinkomalie mündet) ist er der größte, stattlichste und schönste Fluß von Ceylon, obwohl der bei Colombo mündende Kelany-Ganga ihm fast gleich kommt. In der Nähe des Rasthauses von Ratnapura befindet sich der Hafen des Ortes, d. h. die Stelle, an welcher die Flußschiffahrt beginnt und eine große Menge Boote vor Anker liegen. Die meisten dieser Kähne sind „Kaffeeboote", welche den aus den östlichen Kaffeedistricten hierher geschafften Kaffee stromabwärts nach Caltura befördern, und welche leer (oder nur schwach mit Importartikeln beladen) den beschwerlichen Rückweg machen. Die Boote sind entweder

Doppelcanoes, aus zwei parallelen, hohlen Baumſtämmen beſtehend, die durch Querbalken und übergelegte Bretter feſt verbunden ſind; oder mit einem ſehr breiten und ganz flachen Boden ausgeſtattet, ohne Kiel. Vorder- und Hintertheil ſind gleich gebaut. Stets ſind ſie mit einem anſehnlichen und waſſerdichten Dache aus Palmen- oder Pandangmatten verſehen, die über Bambusbögen ausgeſpannt ſind. Der ſaalartige Raum unter dieſem Dache, nur vorn und hinten geöffnet, iſt ſo geräumig, daß auf den kleineren Booten 8—10, auf den größeren 20—30 Leute bequem darin lagern können. Auf den größeren Booten iſt der Raum oft durch quer geſtellte Mattenwände in mehrere Abtheilungen getrennt. Wir mietheten ein kleines Doppelcanoe mit vier Ruderern.

Bei hohem Waſſerſtande und gutem Wetter kann man die ganze Fahrt auf dem ſchwarzen Fluſſe, von Ratnapura bis zur Mündung bei Caltura, in einem einzigen Tage zurücklegen, während man bei niederem Waſſerſtande oder ſchlechtem Wetter dazu zwei bis vier Tage braucht. Durch die heftigen Regengüſſe der letzten Tage waren die Zuflüſſe plötzlich ſo angeſchwollen, daß wir den Vortheil eines ſehr hohen Waſſerſtandes genoſſen und die ganze Fahrt ununterbrochen in achtzehn Stunden zurücklegten. Wir fuhren Morgens 6 Uhr von Ratnapura ab und waren um Mitternacht in Caltura. Ich bedauerte dieſe Schnelligkeit nachher ſehr; denn die Scenerie des Fluſſes erwies ſich faſt überall ſo prachtvoll, daß ich gern die doppelte und dreifache Zeit auf ihren Genuß verwendet hätte.

Unſere Stromfahrt war vom ſchönſten Wetter begünſtigt und ich werde nie die wunderbare Reihe von prachtvollen Bildern vergeſſen, die hier wie in einer Laterna magica an mir vorüberzog. Ich war neben meinem Freunde Trimen ganz vorn im Boote auf einer Palmenmatte bequem gelagert und durch das vorſpringende Dach gegen die Sonne geſchützt, während unſere Diener und Schiffsleute den mittleren und

hinteren Theil einnahmen. Hier wurden auch unsere frugalen Mahlzeiten bereitet, bestehend aus Thee, Reis und Curry, Bananen und Cocosnüssen; als besondere Würze dienten ein paar Conservenbüchsen und Chokoladentafeln, die wir bis zuletzt aufgespart hatten.

Die dichten Massen des überhängenden dunkelgrünen Laubes und der schwarze Spiegel, den ihr tiefes Dickicht am Ufer im Wasser hervorruft, haben dem Kalu-Ganga, dem „schwarzen Flusse", seinen bezeichnenden Namen gegeben. Das Wasser selbst ist bei niederem Wasserstande dunkelgrün oder schwärzlichbraun, bei hohem Wasserstande gelbbraun bis rothbraun, in Folge der großen Mengen gelben oder rothen Lehmes, welche die Regengüsse hinein führen. Unmittelbar am Ufer liefern schroffe Felsen und mannigfaltige Steingruppen, überhängende Zweige und entwurzelte Baumstämme dem Landschafter den schönsten Vordergrund für seine Skizzen; den erhabensten Hintergrund bilden die schöngeformten Gipfel der Berge, die in blauen Nebelduft getaucht weit höher erscheinen, als sie wirklich sind.

Der weitaus größte Theil des Flußufers ist anscheinend von dichten Waldmassen gebildet; Aralien und Terminalien, Dillenien und Bombaceen, Rubiaceen und Urticeen machen ihren wichtigsten Bestandtheil aus. Mit dem ernsten Dunkelgrün dieses Waldes wechselt in anmuthiger Weise das heitere Lichtgrün der Bambusen, deren orangegelbe, vierzig bis fünfzig Fuß hohe Rohrstämme sich in dichten Büschen erheben und die zierlichen Federkronen gleich den Büscheln riesiger Straußenfedern über das Wasser neigen. Daneben verrathen uns Cocos und Areca, Talipot und Kittulpalmen, hier und da auch eine Pflanzung von Bananen und Cassaven, daß hinter dem Ufergebüsche auch Leute hausen, und daß die Flußufer keineswegs so wild und unbewohnt sind, wie ihr Waldsaum es vorspiegeln möchte. Seltener stehen einsame singhalesische Hütten einzeln auf einem Felsenvorsprunge des Ufers selbst, und noch seltener

bezeichnet die weiße Kuppel einer Dagoba die Nähe eines kleinen Dorfes.

Auch das Thierleben trägt in mannigfaltiger Weiſe zur Belebung der reizenden Flußlandſchaft bei. In der Nähe der ſinghaleſiſchen Hütten treiben ſich zahme, ſchwarze Schweine am Ufer umher und wühlen an den Wurzeln der Bäume. Große, ſchwarze Büffel wälzen ſich auf Sandbänken oder am ſeichteren Ufer im Schlamme und laſſen nur den Kopf über das Waſſer hervorragen. Wo hingegen eine längere Strecke einſamen Waldes folgt, zeigen große Scharen von ſchwarzen Affen ihre bewunderungswürdigen Turnkünſte und ſpringen unter lautem Geſchrei von einer Baumkrone zur anderen. Hier und da erſcheint ein rieſiger, uralter Feigenbaum, deſſen hohe entblätterte Aeſte dicht mit Flederfüchſen behangen ſind. Auf den überhängenden Zweigen am Ufer ſitzen prächtige blaugrüne Königsfiſcher oder Eisvögel und ſtürzen ſich tauchend auf die vorbeiſchwimmenden Fiſche; Schnepfen, Reiher, Waſſerläufer und andere Stelzvögel fiſchen an ſeichteren Stellen und auf den Sandbänken watend. Die Kronen der Bäume ſind von den munteren Scharen der grünen und rothen Papageien belebt. Bisweilen zeigt ſich auch der ſchöne „Paradiesvogel von Ceylon“ mit ſeinen beiden langen, weißen Schwanzfedern. Crocodile waren früher im ſchwarzen Fluſſe ſehr häufig, ſind aber jetzt größtentheils durch den zunehmenden Verkehr der Kaffeeboote verdrängt worden. An ihrer Stelle ſonnen ſich auf den Felſen im Strome die grünen Rieſeneidechſen, die „Cabra-Goya“. Auch an großen Flußſchildkröten, die ihre Eier auf den Sandbänken ablegen, fehlt es nicht. Von Fiſchen ſieht man in dem trüben, undurchſichtigen Waſſer wenig, obwohl welsartige (Siluroiden) und karpfenartige (Cyprinoiden) ſehr häufig ſein ſollen; hier und da ſitzt am Waldrande ein einſamer Singhaleſe, der angelt oder mit dem Schöpfnetze fiſcht. Von Inſecten ſind namentlich prachtvolle große Schmetterlinge und metallglänzende Waſſerjungfern oder Drachenfliegen zu er-

wähnen; Stechfliegen und Mosquito's, die zu anderen Jahreszeiten äußerſt läſtig ſein ſollen, waren während unſerer Fahrt erträglich.

Die intereſſanteſte Epiſode unſerer herrlichen Flußfahrt war die Paſſage der gefürchteten Stromſchnellen oder „Rapids“, die ungefähr halbwegs zwiſchen Ratnapura und Caltura der Schiffahrt auf dem ſchwarzen Fluſſe ein gefährliches Hinderniß bereiten. Der Kalu-Ganga bricht ſich hier gewaltſam Bahn durch mehrere Felſenbarren, welche das Flußthal gleich queren Riegeln durchſetzen; die hohen Ufer treten enger zuſammen und unter lautem Brauſen ſtürzt der eingeengte Fluß ſchäumend zwiſchen einzelnen Felſen hindurch; das Gefälle iſt hier auf kurze Strecken ſehr beträchtlich. An der gefährlichſten Stelle mußte unſer Boot vollſtändig ausgeladen und alle Sachen einzeln eine Strecke weit am Ufer hinabgetragen werden; wir ſelbſt kletterten über mächtige Granitblöcke an das untere Ende der Stromſchnelle. Eine Anzahl Eingeborener ſind hier beſtändig ſtationirt, um die entleerten Boote über die ſchäumenden Waſſerfälle hinab und herauf zu ſchaffen. Ein halbes Dutzend derſelben, unter ihnen ein rieſiger ſchwarzer Tamil von mehr als ſechs Fuß Länge und herkuliſchem Körperbaue, ſprangen unter lautem Geſchrei mitten in die ſchäumende Fluth und wußten das leere Boot ſo geſchickt durch das enge Thor hindurchzuleiten, daß es ohne alle Beſchädigung zwiſchen den zackigen Klippen hindurchſchoß.

Einige Stunden unterhalb dieſer Stromſchnellen erweitert ſich das Flußbett bedeutend und geht allmählich in die flache Ebene des weſtlichen Küſtenlandes über. Das Gefälle wird hier bald ſehr ſchwach und unſere Bootsleute hißten ein großes, viereckiges Segel auf, um durch die Hilfe des ſanften Abendwindes die Ruderarbeit zu fördern. Bald nach Einbruch der Dunkelheit ergoß der aufgehende, nahezu volle Mond ſein ſanftes Licht über die weite ſpiegelnde Waſſerfläche und warf glitzernde Strahlen durch die Kronen der

Bäume. Der schwarze Fluß erscheint hier im untersten Theil seines Laufes nicht weniger stattlich als der Rhein bei Cöln. Nur die glockenähnlichen Stimmen kleiner Laubfrösche und das monotone Plätschern der Ruder unterbrach die lautlose Stille der Nacht, dann und wann der melancholische Schrei einer Eule, oder das Grunzen eines Affen. Die ganze Natur schien sanft entschlafen, als wir endlich nach Mitternacht in Caltura landeten.

XXI. Heimwärts über Aegypten.

Die prachtvolle Reise durch das Hochland, welche mit der Thalfahrt auf dem schwarzen Flusse ihren reizenden Abschluß fand, hatte das Programm meiner wichtigsten Wünsche und Ziele auf der Wunderinsel Ceylon geschlossen und ich mußte mich nun zur bevorstehenden Heimreise rüsten. Allerdings hätte ich sehr gern noch das interessante und besonders in zoologischer Hinsicht so reiche Trinkomalie gesehen, und auch den alten Ruinenstädten im Norden der Insel, dem berühmten Anaradjahpura und Pollanarua einen Besuch abgestattet. Aber mein halbjähriger Urlaub ging zu Ende; das letzte Lloydschiff, welches mich noch rechtzeitig nach Europa zurückführen konnte, sollte schon am 11. März von Colombo abgehen, und ich will nicht verschweigen, daß trotz allen genossenen Herrlichkeiten doch das Heimweh sich immer mehr geltend machte und die glückliche Rückkehr nach der theuren deutschen Heimath mir immer mehr das Begehrenswertheste erschien.

So begann ich denn alsbald nach der Rückkehr nach Colombo den Rest meiner Sammlungen zu packen und alle übrigen Vorbereitungen zu treffen. Einen sehr hübschen Ausflug machte ich noch mit Dr. Trimen nach Henerakgodde, einer Filiale des Peradenia-Gartens, welche an der Colombo-Kandy-

Bahn im heißesten Theile des feuchten Tieflandes liegt und für die Cultur derjenigen Pflanzen bestimmt ist, die den höchsten Hitzegrad des Tropenklimas verlangen. Ich sah hier Prachtexemplare von Riesenbäumen, Palmen, Lianen, Farnen, Orchideen u. s. w., die mich nach allem Vorhergegangenen noch in Erstaunen versetzten. Ein paar sehr angenehme Tage verbrachte ich bei dem guten alten Mr. Staniforth Green und seinem Neffen in der lieblichen „Villa der Tempelbäume"; und mit besonderem Vergnügen denke ich noch an eine reizende abendliche Kahnfahrt, die ich mit denselben auf dem spiegelglatten See der Zimmtgärten machte. Ein paar andere lehrreiche Tage widmete ich dem Studium des Colombo-Museums, dessen jetzt anwesender Director, Dr. Haly, mir auf das Freundlichste die lehrreichen Schätze desselben erläuterte. Sodann machte ich eine Anzahl Abschiedsbesuche bei anderen Engländern, die meine Zwecke während meines hiesigen Aufenthaltes in freundlicher Weise gefördert hatten. Mr. William Ferguson bereicherte noch am letzten Tage meine Sammlung mit einigen prachtvollen, riesengroßen Tigerfröschen (Rana tigrina) und anderen Amphibien; und Freund Both krönte die Reihe seiner zoologischen Geschenke durch einen erwachsenen „Negombo-Teufel", das große von den Singhalesen abergläubisch gefürchtete Schuppenthier, welches allein die Ordnung der Edentaten auf der Insel vertritt (Manis brachyura). Es kostete einige Mühe, dieses zähllebige Ungethüm vom Leben zum Tode zu bringen, da die Processe des Hängens, des Bauchaufschneidens und des Einspritzens von Carbolsäure sich durchaus ungenügend erwiesen hatten; erst eine größere Dosis Cyankalium führte das Ende herbei.

Alle freien Augenblicke, die mir das böse Geschäft des Einpackens übrig ließ, verwendete ich noch täglich auf den Genuß des geliebten Whist-Bungalow, von dessen schönsten Punkten ich noch mehrere Photographien aufnahm. Der Abschied von diesem lieblichen Paradiese und von den braven

Landsleuten, deren Gastfreundschaft ich hier genossen, wurde mir natürlich besonders schwer, und ich empfand in seltener Stärke jenes drückende Gefühl, welches der Trennung von einem geliebten Erdenflecke vorausgeht. Freilich wurde aber diese gedrückte Abschiedsstimmung wesentlich aufgehoben durch den einen Zukunftsgedanken: Heimwärts! In den Tropen hat dieses theuere Wort für jeden Europäer noch einen ganz anderen Klang, als irgendwo in Europa. Das Gefühl, von einer glücklich beendigten und erfolgreichen Tropenreise in die geliebte Heimath zurückzukehren, läßt sich nur mit demjenigen vergleichen, mit dem der Soldat aus einem siegreichen Feldzuge heimkehrt. Ich durfte es in der That als ein besonderes Glück preisen, daß ich während meines fünfmonatlichen Aufenthaltes in den Tropen, trotz aller Anstrengungen und Strapazen, nicht einen einzigen Tag krank gewesen war und daß ich allen drohenden Gefahren glücklich entgangen war.

Aber dieses Glück und jene Widerstandsfähigkeit haben auch ihre Grenzen, und ich hatte das instinctive Gefühl, nahe an diesen Grenzen angelangt zu sein. Die tausend wunderbaren und großartigen Eindrücke, mit denen die vier letzten Monate mich in überreichem Maße beschenkt hatten, waren fast allzu mächtig und hatten mich dergestalt übersättigt, daß ich die lebhafteste Sehnsucht nach Ruhe und Erholung empfand. Besonders während der letzten Woche in Colombo, wo zudem schon der drückende Einfluß des nahenden Monsun-Wechsels sich bemerkbar machte, fühlte ich mich ermatteter und mitgenommener als je zuvor. Ich sehnte mich zuletzt wahrhaft nach den kommenden ruhigen Wochen auf dem Dampfschiffe und nach der stillen Muße, die mir dasselbe zur Bewältigung jener massenhaft zusammengerafften Eindrücke gewähren würde.

Und diese erhoffte Muße, diese Sonntagsstimmung ruhigen Genusses, gewährte mir das schöne Schiff, auf dem ich von Colombo zurückkehrte, in vollstem Maße. Niemals habe ich eine schönere Seefahrt gehabt, als auf der prächtigen „Aglaja“,

dem vortrefflichen Dampfer des österreichischen Lloyd, der mich in achtzehn Tagen von Ceylon nach Aegypten hinüberführte. Derselbe kam bereits von Calcutta so schwer beladen an, daß er den größten Tiefgang hatte, und daß meine Kisten, in Ermangelung anderen Raumes, im „Rauchzimmer" untergebracht werden mußten. Selbst bei stürmischem Wetter würde das vollgeladene Schiff nur wenig geschwankt haben. Unter dem prachtvollen wolkenlosen Frühlingshimmel, dessen wir uns während der ganzen Fahrt erfreuten, den günstigen Nordost-Monsun im Rücken, war die Bewegung des Dampfers kaum wahrnehmbar, und die zehntägige Reise über den indischen Ocean, von Colombo bis Aden, glich einer heiteren Sonntagsfahrt über einen stillen Landsee.

Zu dieser großen Annehmlichkeit gesellte sich noch die andere, daß die Reisegesellschaft die willkommenste war. In der ersten Cajüte waren außer mir nur drei Passagiere, drei deutsche Landsleute, die von Calcutta heimkehrten und mit denen ich mich vortrefflich unterhielt. Der alte Capitän, Herr N., war der liebenswürdigste, den ich je getroffen habe, und dabei ein humoristischer Philosoph, der alle Lebensweisheit von Sokrates und Aretschi in sich vereinigte. Das schöne Geschlecht war auf dem ersten Platze gar nicht vertreten, was die Bequemlichkeit unserer Fahrt nicht wenig erhöhte. Verzeihe mir, gütige Leserin, dieses frevelhafte Geständniß! Sowohl wir vier Passagiere, als die freundlichen Schiffsofficiere, mit denen wir unsere Mahlzeiten theilten, genossen die mancherlei Vorrechte, welche uns die gänzliche Abwesenheit der Damen ertheilte, in ausgibigster Weise und wir kamen während der ganzen Fahrt aus dem angenehmsten indischen Negligé nicht heraus. Weder Halskragen noch Cravatte schnürten unsere Kehle ein; bequeme gelbe indische Hausschuhe ersetzten die schwarzgewichsten Stiefeln, und das ganze übrige Costüm bestand aus jener unvergleichlich leichten und angenehmen weißen Baumwollenkleidung, die in Indien als „Pundjama" allgemein üblich ist.

Von entzückender Schönheit waren die Nächte während dieser Fahrt. Wir schliefen stets oben auf dem Verdeck, von der mildesten tropischen Seeluft umspült, unter dem tiefdunkeln Zeltdache des reinen Firmamentes, von dem die Sterne in unübertroffener Pracht herabfunkelten. Ich lag oft stundenlang in der Nacht wach und athmete mit vollstem Behagen die balsamische kühle Brise ein, im Vollgenusse des paradiesischen Friedens, der achtzehn Tage lang weder durch Briefe, noch durch Correcturen, weder durch Studenten, noch durch Pedelle gestört wurde. Pflichtschuldigst bewunderte ich sodann allnächtlich den „milden Glanz des südlichen Kreuzes" und lange Zeit schaute ich oft in das funkelnde Kielwasser hinab, das hinter dem Schiffe einen langen, feurigen Schwanz bildete, aus tausend leuchtenden Medusen, Krebschen, Salpen und anderen Leuchtthieren des Meeres zusammengesetzt.

Tagsüber beschäftigte mich größtentheils das Ordnen und Ergänzen meiner Reisenotizen und Aquarellskizzen; und wenn ich des Schreibens, Malens und Lesens müde war, wanderte ich hinüber auf den zweiten Platz, wo eine indische Menagerie von Affen, Papageien, Waldtauben und anderen Vögeln uns unerschöpfliche Unterhaltung bot. In meiner eigenen kleinen Menagerie war das Interessanteste ein Halbaffe von Belligemma (Stenops gracilis); ein höchst amüsanter, kleiner Geselle, dessen fabelhafte Turnkünste wir jeden Abend bewunderten.

Von den Einzelheiten unserer Rückreise ist wenig zu berichten. Am 10. März Mittags 2 Uhr hatte ich nach herzlichstem Abschiede von den Bewohnern des Whist-Bungalow Colombo verlassen. Am 12. passirten wir die Malediven-Inseln und fuhren ziemlich nahe an den Cocoswäldern des Korallen-Eilandes Minikoi vorüber. Am 18. Morgens steuerten wir längs der malerischen Küste der großen Insel Sokotora hin, von deren zerklüftetem Gebirgsrücken sich mächtige schneeweiße Sandfelder, Gletschern ähnlich, in das Meer senken.

Am 20. Abends langten wir in Aden an. Da wir jedoch wegen der fortbestehenden Cholera-Quarantaine keine Pratica erhielten, dampften wir schon um 9 Uhr weiter, in das Rothe Meer hinein. Am 21. März passirten wir das Thränenthor, Bab el Mandeb, und am 22. die Guanoinsel Geb el Tebir. Ungeheure Massen von braunen Seeraben oder Cormoranen umschwärmten hier unser Schiff. Am 25. Morgens überschritten wir, dem Cap Berenice gegenüber, den Wendekreis des Krebses, fuhren am 27. längs der Sinaiküste hin und ankerten am 28. in der Morgenfrühe auf der Rhede von Suez.

Da ich noch ein paar freie Ferienwochen vor mir hatte und von Alexandrien jede Woche mehrmals Fahrgelegenheit nach Europa fand, beschloß ich, vierzehn Tage in Aegypten zu bleiben, hauptsächlich um den schroffen Wechsel des Klima's zu vermeiden, den gerade zu dieser Jahreszeit die plötzliche Uebersiedelung aus dem heißen Indien nach dem kalten Nord-Europa mit sich bringt. Auch reizte mich der Gedanke, die Natur von Unter-Aegypten, die mir bei meinem ersten Besuche, vor neun Jahren, so sehr imponirt hatte, mit meinen indischen Eindrücken zu vergleichen. Und dieser Vergleich war in der That lohnend; denn es kann kaum einen größeren Gegensatz in jeder Beziehung zwischen zwei Ländern der heißen Zone geben, als den Contrast zwischen Ceylon und Aegypten.

Ich verließ demnach am Morgen des 28. März die treffliche „Aglaja", nach herzlichem Abschiede von den freundlichen Reisegefährten. Am folgenden Tage machte ich von Suez zu Esel eine Excursion nach der „Moses-Quelle", einer interessanten kleinen Oase in der arabischen Wüste, einige Stunden östlich vom Eingange in den Suez-Canal.

Am 30. März fuhr ich auf der Eisenbahn in neun Stunden von Suez nach Cairo, wo ich in dem freundlichen deutschen „Hôtel du Nil" meine Wohnung nahm. Zehn Tage in Cairo, diesem „Märchen aus tausend und Einer Nacht", benutzte ich, theils um die schönen Erinnerungen meines ersten Besuches

aufzufrischen, theils um dieselben durch einige neue Excursionen zu ergänzen. Unter diesen war mir besonders ein weiterer Ausflug in die Wüste von Interesse, nach dem sogenannten „großen versteinerten Walde". Unter der sachkundigen Führung eines freundlichen deutschen Landsmannes, des seit lange in Cairo ansässigen Apothekers und Botanikers Sickenberger, brach ich in Gesellschaft mehrerer anderer deutscher Landsleute am 5. April, früh 6 Uhr, dorthin auf. Wir hatten uns alle gut mit Proviant und mit recht tüchtigen Eseln versehen, da der Ritt hin und zurück einen vollen Tag in Anspruch nimmt. Der Weg führte uns gegen Osten, zuerst durch die wunderbare Todtenstadt der Chalifengräber, weiterhin längs der nördlichen Abhänge des Mokattam-Gebirges hin. In vier Stunden scharfen Trabes mitten durch die Sandwüste hatten wir unser Ziel erreicht. Mitten in der pflanzenarmen Wüste liegen hier zwischen deren Sandhügeln versteinert eine große Menge stattlicher Baumstämme von 70—90 Fuß Länge, 2—3 Fuß Durchmesser. Die meisten gehören einem Balsambaume (Nicolia) aus der Familie der Sterculiaceen an. Die Mehrzahl der Stämme sieht glänzend schwarzbraun oder rothbraun, wie polirt aus, und ist in Stücke von zwei bis sechs Fuß Länge zerbrochen, die im Sande halb vergraben, zum Theil aber auch ganz frei hintereinander liegen. Am zahlreichsten sind sie in der Nähe des Kohlenbrunnens (Bir el Fahme), eines sechshundert Fuß tiefen Schachtes, den Mohamed Ali 1840 hier mitten in der Wüste graben ließ in der vergeblichen Hoffnung, Kohlen zu finden.

Den Rückweg vom versteinerten Walde nahmen wir durch das Wadi-Dugla, ein großartiges und malerisches Felsenthal, durch welches die nach Mekka bestimmte Pilger-Karawane von Cairo nach Suez zieht. In den mannigfachen Schlangenwindungen dieser wilden Schlucht, deren nackte gelbweiße Felsenwände beiderseits fast senkrecht emporsteigen, ritten wir mehrere Stunden abwärts, ehe wir wieder das Nilthal erreichten,

zwiſchen Wadi-Turra ſüdlich und den Mokkatam-Höhen nördlich. Erſt ſpät Abends trafen wir wieder in Cairo ein.

Dieſer Wüſtenritt, der einen recht guten Einblick in den Charakter der arabiſchen Wüſte gewährt, regte mich lebhaft zu Betrachtungen über den merkwürdigen Gegenſatz an, in welchem die ganze Natur von Unter-Aegypten zu derjenigen von Ceylon ſteht. Dieſer ungeheure Contraſt betrifft in erſter Linie das Klima und die Vegetation, in zweiter Linie aber auch die geſammte übrige Natur und die Menſchenwelt. Während der alte Meeresboden, der jetzt die gelbe ägyptiſche Wüſte bildet, reich an ſchönen Verſteinerungen iſt, die ſein verhältnißmäßig jugendliches geologiſches Alter bezeugen, iſt der uralte Felſenleib des grünen Ceylon aus Urgeſtein gebildet, in dem Verſteinerungen vollſtändig fehlen. Während dort die größte Trockenheit der Atmoſphäre kaum den dürftigſten Pflanzenwuchs geſtattet, bedingt hier die vollkommene Feuchtigkeit der Luft eine Ueppigkeit der Vegetation, die von keinem anderen Theile der Erde übertroffen wird. Heftige atmoſphäriſche Niederſchläge, die dort ſehr ſelten ſind, gehören hier zu den alltäglichen Ereigniſſen. Die täglichen Temperatur-Schwankungen ſind dort bekanntlich ſo groß, daß ſie nicht ſelten gegen 30° R. betragen; mitten in der Wüſte bildet ſich in der Nacht bisweilen eine dünne Eiskruſte, während um Mittag das Thermometer im Schatten auf 35° und mehr ſteigt. Im heißen und dampfenden Treibhausklima der Küſte von Ceylon ſind umgekehrt jene Schwankungen ſo gering, daß ſie gewöhnlich nur 4—5° betragen (21—26° R.).

Nicht minder auffallend als dieſe extreme Verſchiedenheit in Bezug auf Boden, Klima und Vegetation iſt diejenige der Menſchenwelt, welche dieſe beiden Länder bewohnt. Dort in Aegypten die lauten und lebhaften Araber mit ihrem unverſchämten, aufdringlichen und anmaßenden Charakter, fanatiſche Mohammedaner von hamitiſcher Raſſe; hier in Ceylon die ſanften und ſtillen Singhaleſen, indolente Buddhiſten von

ariſchem Urſprunge, mit durchaus friedlichem, beſcheidenem und furchtſamem Weſen. Während Aegypten mit ſeiner einzigen centralen Lage, mitten zwiſchen den drei alten Welttheilen, ſeit uralter Zeit die größte Rolle in der Völkergeſchichte geſpielt hat und der Zankapfel der mächtigſten Nationen, der Spielball der heftigſten Leidenſchaften geweſen iſt, hat das ſtille Paradies von Ceylon gleichſam außerhalb der großen Culturgeſchichte geſtanden und ſeine politiſche Geſchichte hat niemals ihre locale Bedeutung überſchritten.

Als botaniſches Symbol dieſes merkwürdigen Gegenſatzes kann ein einziger Baum dienen. In Aegypten wie in Ceylon iſt es eine Palmenart, die an national-ökonomiſcher Bedeutung alle anderen Producte der Pflanzenwelt übertrifft: dort die Dattelpalme, hier die Cocospalme. Obgleich nun dieſe beiden edlen Gaben der Flora faſt gleich hohen Werth beſitzen und jeder einzelne Theil derſelben ſeine Nutzanwendung hat, ſo iſt dieſe doch im Einzelnen ebenſo verſchieden, wie der äußere Charakter beider Palmen und ihre Bedeutung für die Landſchaft. In der ägyptiſch-arabiſchen Landſchaft iſt die Dattelpalme ebenſo unentbehrlich, wie die Cocospalme in der Küſtenlandſchaft von Ceylon.

Der Nordländer, der die Alpen überſchreitet und in Italien zum erſten Male die Dattelpalme kennen lernt, bewundert ſie als erſten Vertreter der edlen Palmenfamilie; und dieſe Bewunderung ſteigt noch, wenn er weiter ſüdwärts nach Aegypten kommt und hier dieſelbe maſſenhaft in viel vollkommenerer Form vorfindet. So hatte auch ich ſelbſt ſie früher mit beſonderer Andacht verehrt.

Wie anders jetzt, wo die ungleich edlere und vollendetere Form der Cocospalme ſich mir in Ceylon ſo feſt eingeprägt hatte, daß ich die Dattelpalme daneben unanſehnlich fand! Der ſchlanke, glatte und weiße Stamm der Cocos iſt ſtets anmuthig gebogen und erhebt ſich gewöhnlich zu der doppelten Höhe des plumpen, ſtruppigen, graubraunen Stammes der

steifen Dattel. Und ebenso übertreffen die mächtigen, schön geschwungenen, gelblich grünen Fiederblätter der Cocos an Größe und Schönheit um mehr als das Doppelte die steifen und starren, graugrünen Wedel der Dattel. Der ganze malerische Werth der Cocos übertrifft denjenigen der Dattel in ähnlichem Verhältnisse, wie die mächtige, kopfgroße Nuß der ersteren, die kleine, unansehnliche Frucht der letzteren.

Während der Osterwoche, die ich in Cairo zubrachte, warfen die großen politischen Umwälzungen in Aegypten, deren Zeuge wir gegenwärtig sind, ihren Schatten bereits voraus. Der Haß der Aegypter gegen die Europäer, durch fanatische mohammedanische Priester aufgestachelt, machte sich wiederholt in Angriffen geltend. Ich selbst wurde zwei Mal insultirt, ein Mal durch einen Derwisch beim Besuche der Moschee el Abka, der Universität von Cairo; das andere Mal durch einen Soldaten, während ich am Nilufer saß und eine Skizze aufnahm. Nur durch einen günstigen Zufall entging ich beide Male dem Schicksale, noch am Ende meiner Reise in ernstliche Lebensgefahr zu gerathen. Ein englischer Maler war kurz zuvor beim Zeichnen der Chalifengräber, ebenfalls ohne jede Veranlassung, von einem Soldaten angegriffen und gefährlich verwundet worden. Die englische Regierung hätte viel erspart, wenn sie frühzeitiger mit Energie eingegriffen hätte. Man sagte schon damals, daß Arabi Pascha diese Conflicte systematisch fördere. In diesem ehrgeizigen Soldaten verkörpert sich die Todfeindschaft des Islam gegen europäische Cultur. Er vor Allen verschuldet die Gräuel des Aufstandes, der bald nach meiner Abreise in Aegypten ausbrach und so schwere Folgen nach sich zog. Wie mußte ich daher erstaunen, als nach Unterdrückung des letzteren die englische Regierung aus Rücksichten der „höheren Politik" (— oder vielleicht aus Dankbarkeit? —) Arabi Pascha nicht allein der wohlverdienten Todesstrafe entzog, sondern ihn zur lebenslänglichen Verbannung in das Paradies von Ceylon begnadigte! Fürwahr eine harte Strafe!

Da gegenwärtig vielfach die Erfolge der Engländer in Aegypten mit mißgünstigen Augen angesehen werden, will ich hier meine entgegengesetzte Ansicht nicht verhehlen. Mir scheint, daß wir dieselben eher sympathisch begrüßen sollten, ebenso vom Standpunkte der allgemeinen Humanität als von demjenigen einer vernünftigen Politik. Die Aegypter selbst sind noch weit davon entfernt, ein modernes Culturvolk zu sein, und so lange der Islam seinen culturfeindlichen, lähmenden Einfluß ausübt, ist daran auch nicht zu denken.

Andererseits liegt das Land selbst so mitten an der großen Weltstraße zwischen Orient und Occident, und speciell am directen Wege von England nach Indien, daß Großbritannien den Besitz des Suez-Canals nicht mehr entbehren kann, will es seine großartige Weltherrschaft aufrecht erhalten. Diese letztere selbst verdient Bewunderung. Denn die Engländer verstehen es weit besser, als alle anderen Nationen, Colonien zu gründen und zu verwalten. Gerade die eigene Anschauung, welche ich auf dieser Reise sowohl in Bombay als in Ceylon von der englischen Colonialherrschaft erhielt, hat meine aufrichtige Bewunderung derselben erhöht. Nur dadurch, daß Großbritannien das ungeheure indische Reich ebenso zweckmäßig als wohlwollend regiert, vermag es mit einer unverhältnißmäßig geringen Beamtenzahl dasselbe sich zu erhalten.

Statt daher die Erweiterung und Verstärkung der britischen Weltherrschaft grollend mit den Augen des Neides anzusehen, sollten wir von ihrer klugen Politik lernen, deren Erfolge der ganzen civilisirten Menschheit zu gute kommen. Hätte Deutschland, dem Beispiele des stammverwandten England folgend, rechtzeitig Colonien gegründet, wie anders könnte der veredelnde Einfluß der deutschen Cultur sich in der Welt geltend machen; wie viel größer würde unser Vaterland dastehen!

Meine Rückreise von Aegypten nach Triest verlief ohne erwähnenswerthe Erlebnisse. Ich verließ Morgens am 12. April auf dem österreichischen Lloyddampfer „Castor" den Hafen

von Alexandrien und traf am 18. April Morgens wohlbehalten in Triest wieder ein. Hier fand ich bei meinen lieben alten Freunden das herzlichste Willkommen. Dann eilte ich über Wien direct nach Jena. Eine schmerzliche Neuigkeit ereilte mich unterwegs, der Tod meines hochverehrten Freundes und Meisters Charles Darwin, dem ich erst vor wenigen Monaten, am 12. Februar, auf dem Gipfel des Adams-Pik einen Glückwunsch zu seinem 73. Geburtstag geschrieben hatte!

Am 21. April, Nachmittags 5 Uhr, traf ich glücklich und wohlbehalten in meinem lieben, alten Jena wieder ein. Da ich meine Ankunft erst auf den folgenden Tag angemeldet hatte, überraschte ich meine theure Familie und genoß nach schwerer halbjähriger Trennung das glücklichste Wiedersehen. Mit Dank gegen das gütige Geschick, das mir noch so spät die Erfüllung meines sehnlichsten Jugendwunsches gewährt hatte, zog ich wieder in das traute Daheim ein, reich beladen mit Schätzen von Erinnerungen, die mir für meine ganze übrige Lebenszeit eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Erkenntniß bleiben werden!

Anmerkung

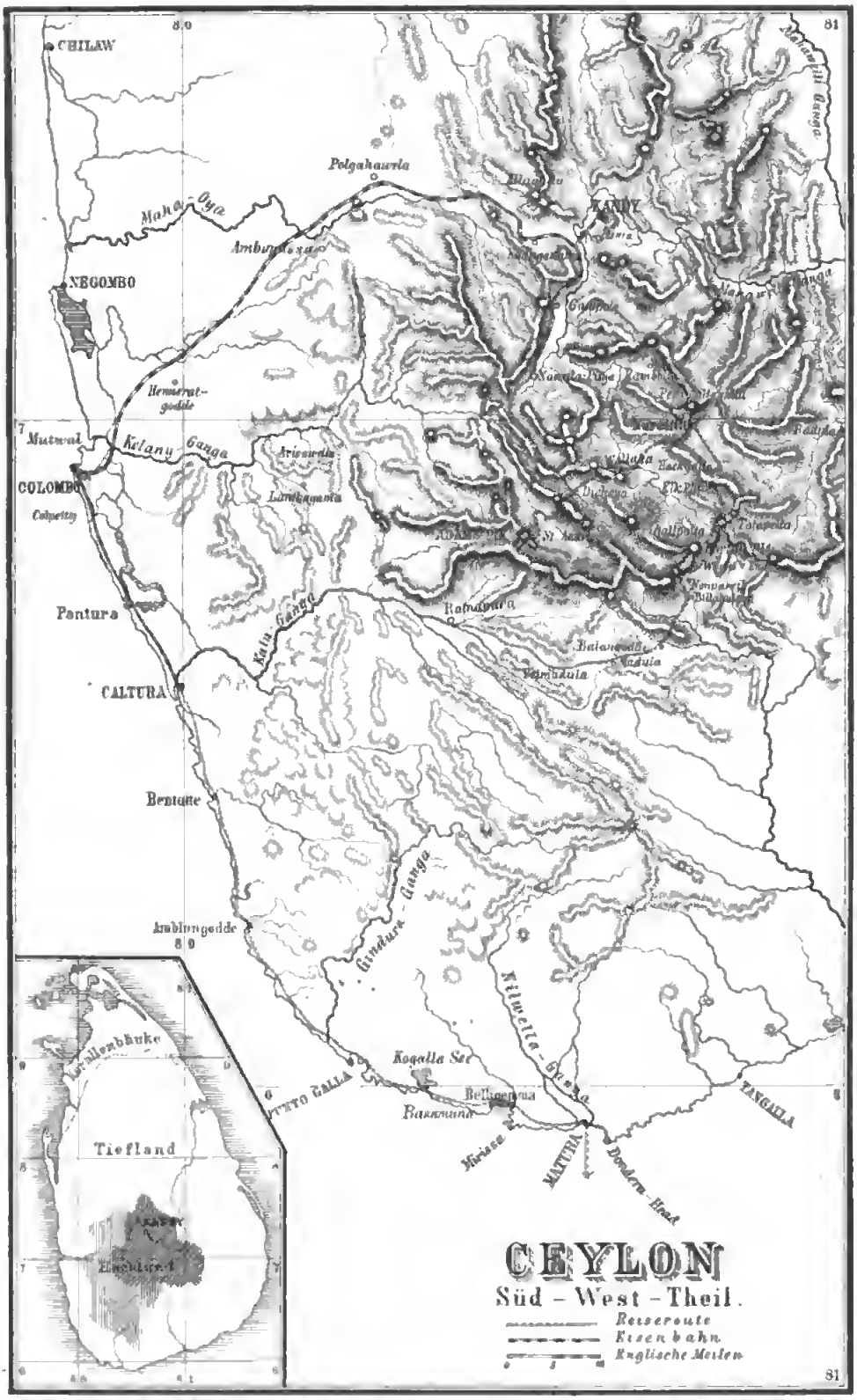
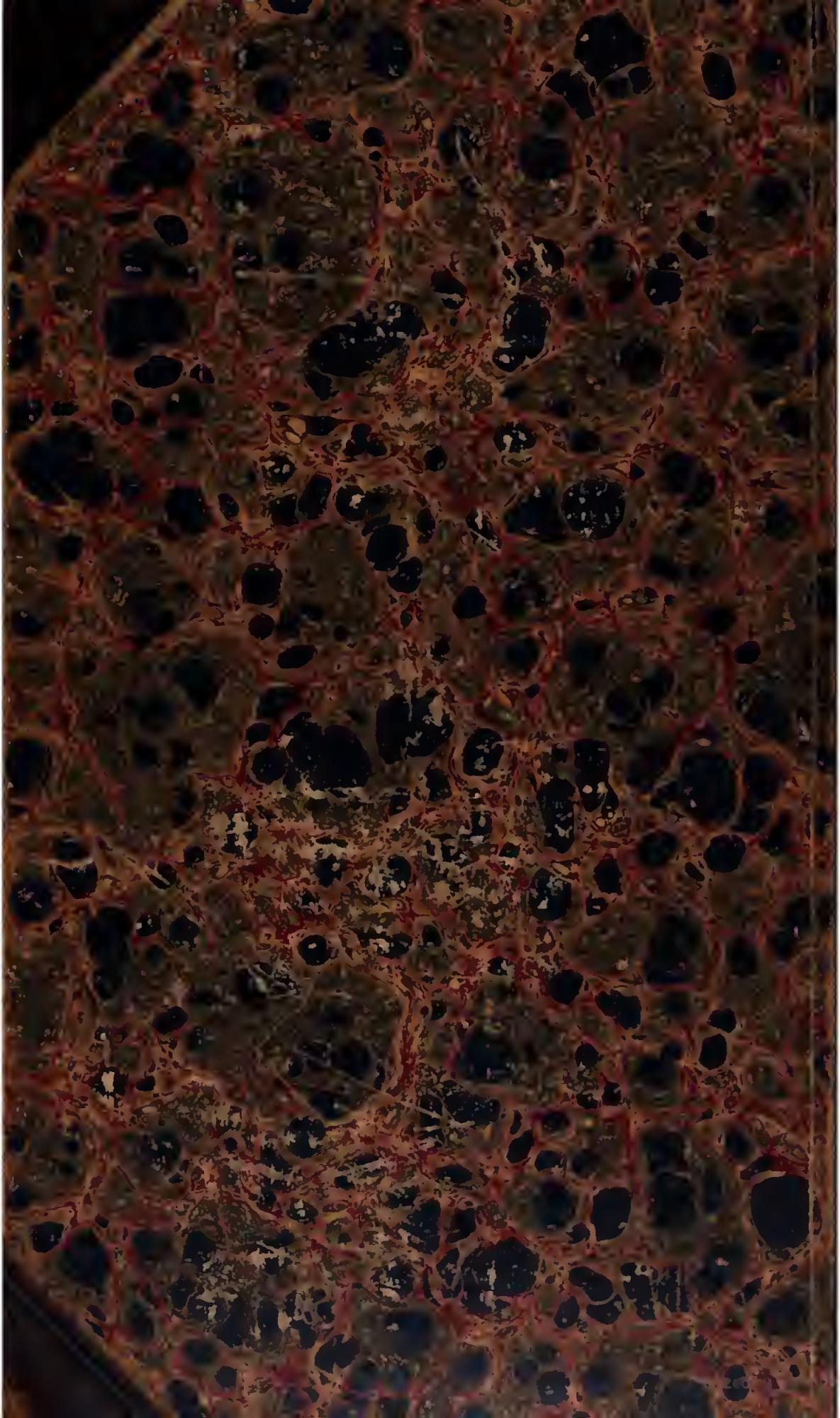
zur Erklärung des Titelbildes.

Das Titelbild zeigt links eine Cocospalme, rechts eine blühende Talipotpalme. Beide sind durch eine Lianen-Guirlande verbunden, wie sie in Ceylon überaus häufig sich von einem Baume zum anderen schlingen. Links unten ist eine Bananen-Gruppe, darunter ein Caladium-Busch sichtbar, dahinter die Kuppel einer Dagoba; in der Mitte eine kleine Cocos-Insel. Rechts unten stehen einige kegelförmige Termiten-Bauten neben einer Singhalesen-Hütte. Oben in der Mitte erhebt sich, alle niederen Berge weit überragend und überschattet von seiner charakteristischen Wolkenhaube, der kegelförmige Adams-Pik.

RADCLIFFE.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Ernst Haeckel, Jndische Reisebriefe.



RADCLIFFE